

# Leipziger Stadtgeschichte

## Jahrbuch 2010



Im Auftrag des Leipziger Geschichtsvereins herausgegeben  
von Markus Cottin, Detlef Döring und Cathrin Friedrich

Sax  Verlag

**Im Auftrag des Leipziger Geschichtsvereins e. V.  
herausgegeben von Markus Cottin, Detlef Döring und Cathrin Friedrich**

Anschrift der Redaktion:  
Leipziger Geschichtsverein e. V., Redaktion Stadtgeschichte  
Markt 1, 04109 Leipzig, e-mail: vorstand@leipziger-geschichtsverein.de

Beitragsmanuskripte, Leserzuschriften und Rezensionsexemplare senden Sie bitte an die Redaktion, für unverlangt eingesandte Manuskripte kann jedoch keine Haftung übernommen werden. Für den Inhalt der Beiträge sind die Autoren verantwortlich.

Die Jahrbücher Stadtgeschichte erscheinen jährlich.  
Einzelpreis: 15 €, Abonnementpreis incl. Versandkosten 13 €  
(für Mitglieder des Vereins frei).

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISSN 1437-8604  
ISBN 978-3-86729-082-1

Alle Rechte vorbehalten  
© Sax-Verlag, Beucha • Markkleeberg 2011  
Umschlaggestaltung: Birgit Röhling, Markkleeberg  
Herstellung: PögeDruck, Leipzig-Mölkau  
Printed in Germany  
[www.sax-verlag.de](http://www.sax-verlag.de)

# Inhalt

Editorial	5
Tagungsbericht	
Stadt und Schulwesen	
3. Tag der Stadtgeschichte des Leipziger Geschichtsvereins 2010	6

## BEITRÄGE, BERICHTE UND MISZELLEN

<i>Karlheinz Hengst</i>	
Der Name Leipzig als sprachliches Denkmal aus frühgeschichtlicher Zeit	
Hans Walther zum 90. Geburtstag am 30. Januar 2011	9
<i>Ralf Klüttig-Altmann</i>	
Gefäßkeramik des 14.–18. Jahrhunderts in Leipzig	
Einblicke in Herstellung, Gebrauch und Entsorgung	21
<i>Frank-Joachim Stewig</i>	
Hunc librum obtinuit frater Iohannes de Weyda	
Zum Buchbesitz im Leipziger Dominikanerkloster im frühen 16. Jahrhundert	41
<i>Manuel Bärwald</i>	
Im Dienste derer von Dieskau – Barocke Musikpflege in Knauthain	51
<i>Rüdiger Otto</i>	
Gesprächsprotokolle. Die Tagebuchaufzeichnungen des Schweizer Theologen	
Gabriel Hürner während seines Aufenthaltes in Leipzig im Mai 1738	75
<i>Kathrin Löffler</i>	
Leipziger Studentenleben im 18. Jahrhundert	189
<i>Marcel Korge</i>	
Schlechtes Geld und weiße Handschuhe.	
Aufstand und Festumzug der Leipziger Schneidergesellen im Jahr 1763	219

## REZENSIONEN

<i>Gerhard Ammerer / Arthur Brunhart / Martin Scheutz / Alfred Stefan Weiß (Hg.):</i> Orte der Verwahrung. Die innere Organisation von Gefängnissen, Hospitälern und Klöstern seit dem Mittelalter (Carla Calov)	247
<i>Helmut Bräuer:</i> Stadtchronistik und städtische Gesellschaft. Über die Widerspiegelung sozialer Strukturen in der obersächsisch-lausitzischen Stadtchronistik der frühen Neuzeit (Carla Calov)	251
<i>Michael Manl:</i> Barockoper in Leipzig (1693–1720) (Detlef Döring)	253
<i>Helge Buttkereit:</i> Zensur und Öffentlichkeit in Leipzig 1806 bis 1813 (Detlef Döring)	256
<i>Thomas Adam / Gisela Mettele (Hg.):</i> Two Boston Brahmins in Goethe's Germany. The Travels Journals of Anna und George Ticknor (Detlef Döring)	258
<i>Förderverein der Humboldtschule e.V. (Hg.):</i> Die Humboldtschule im Wandel der Zeiten. Zur 100-jährigen Geschichte eines Leipziger Gymnasiums. Teil 1: 1910 bis 1960 (Detlef Döring)	261
Autorenverzeichnis	263

---

## Editorial

Das vorliegende Jahrbuch des Leipziger Geschichtsvereins erscheint unter einem neuen Titel und in einem neuen Gewand. »Leipziger Stadtgeschichte. Jahrbuch 2010« lautet der neue Titel, der den Anspruch formuliert, dass sich die »Mitteilungen des Leipziger Geschichtsvereins« mittlerweile zu einem wichtigen stadtgeschichtlichen Jahrbuch gemausert haben. Dabei wird der Leser mit dem Schriftzug der »Leipziger Stadtgeschichte« und dem Logo des Geschichtsvereins Altvertrautes wiedererkennen. Durch den dunkelroten Grundton gewinnt das Jahrbuch ein attraktiveres Erscheinungsbild, und es können nunmehr auch farbige Titelbilder gezeigt werden. Auch im Inneren gibt es kleine Veränderungen, die die Lesbarkeit verbessern. Inhaltlich bleibt es allerdings bei dem bewährten Konzept. Wissenschaftliche Beiträge zur Geschichte von Stadt und Land in der vollen zeitlichen Breite, Rezensionen und gelegentlich Personalia. Die Redaktion hofft, vor allem im Blick auf das anstehende Jubiläum der 1000-jährigen Ersterwähnung Leipzigs, die weitere Erforschung der Stadtgeschichte entscheidend begleiten zu können.

Das vorliegende Jahrbuch enthält eine breite Palette von Themen. Die Frage nach der Bedeutung des Namens »Leipzig« wird erneut gestellt und der »archäologische Alltag« der Stadt vorgestellt. Buchbesitz und studentisches Leben dokumentieren die Bedeutung der Universität für die Stadt. Besonders ist auf den umfangreichen Beitrag von Rüdiger Otto hinzuweisen, der das Tagebuch des Schweizers Gabriel Hürner während dessen Leipzig-Aufenthalt im Jahre 1738 ediert hat. In den Aufzeichnungen des Theologen scheint eine kulturelle Vielfalt der Stadt auf, die im damaligen Europa sicher ihresgleichen suchte.

Hierzu können auch die Aufsätze zur Musikpflege auf dem Lande und zu einem Handwerkerumzug gestellt werden. Dabei ist besonders hervorhebenswert, dass die Beiträge als Resultate laufender Forschungsarbeiten entstanden sind.

Die Redaktion ist stets bemüht, sämtliche Epochen der Leipziger Stadt- und Umfeldgeschichte abzudecken und freut sich über Angebote für Beiträge.

*Markus Cottin, Detlef Döring und Cathrin Friedrich*

## Tagungsbericht

### **Stadt und Schulwesen**

3. Tag der Stadtgeschichte  
des Leipziger Geschichtsvereins

5. – 7. November 2010

Vom 5. bis 7. November 2010 wurde der alljährliche Tag der Stadtgeschichte im Festsaal des Alten Rathaus bzw. im Schulmuseum ausgerichtet. Im Jahr 2015 begeht Leipzig das Jubiläum des 1000. Jahrestages seiner Ersterwähnung (in der Chronik des Bischofs Thietmar von Merseburg). In Vorbereitung dieses Ereignisses und speziell im Blick auf die aus diesem Anlass geplante vierbändige wissenschaftliche Stadtgeschichte soll bei diesen Tagungen, die sich in einen wissenschaftlichen und einen populären Teil gliedern, ein zeitübergreifendes zentrales Thema der Stadtgeschichte unter möglichst vielen Aspekten nähere Beleuchtung finden. Die Veranstaltung will zugleich die breitere Leipziger Öffentlichkeit über dieses für die Identifikationsstiftung der Bürger wichtige Vorhaben informieren. Der Geschichtsverein kooperiert dabei mit der Stadt Leipzig und mit der Universität Leipzig, hauptsächlich mit dem Historischen Seminar an der Fakultät für Geschichte, Kunst- und Orientwissenschaften. Im vergangenen Jahr 2009 war aus Anlass des 600. Jubiläums der Gründung der Universität (1409) das Thema Stadt und Universität gewählt worden. Für dieses Jahr entschieden sich Verein und Universität für das Thema Schulgeschichte (Das Leipziger Schulwesen. Deutung, Struktur, Realität). An der Organisation beteiligt war seitens der Universität vor allem die Erziehungswissenschaftliche Fakultät. Dass das Bildungswesen zu den zentralen Untersuchungsgegenständen einer jeden Stadtgeschichte zu zählen ist, dürfte von niemanden bestritten werden können. Ein jeder Bürger unserer Stadt hat eine oder mehrere Schulen besucht, die dortigen Erfahrungen besitzen in der Regel prägenden Charakter für das spätere Leben. Schließlich kann die Stadt Leipzig auf eine sehr weit in die Vergangenheit zurückreichende Schulgeschichte blicken, d.h. wenigstens bis ins frühe 13. Jahrhundert, als es zur Niederlassung des wohl von Beginn an mit einer Schule verbundenen Thomasklosters kam. In der Frühen Neuzeit besaßen die Thomas- und die Nikolaischule als die beiden Gelehrtenschulen der Stadt immer einen geachteten Rang innerhalb der reich ausgebildeten mitteldeutschen Schullandschaft. Die Universität spielte in der Geschichte der Pädagogik eine mitunter bedeutende Rolle, nicht zuletzt im 20. Jahrhundert. Wichtig, jedoch quellenmäßig schwer fassbar sind die Winkelschulen und der von Hauslehrern erteilte Unterricht. Ab dem ausgehenden 18. Jahrhundert kam es infolge der sich differenzierenden Bildungsansprüche

---

einer in der Einwohnerzahl stetig wachsenden Großstadt zur Gründung zahlreicher neuer Schulen der verschiedensten Ausrichtung. Der Grad der Erschließung der Geschichte all dieser Formen und Institutionen der Pädagogik ist recht unterschiedlich, im Durchschnitt jedoch unbefriedigend.

Eine auf zwei Tage angesetzte Konferenz zur Schulgeschichte ist schon aus Zeitgründen nicht in der Lage, auch nur einige Desiderate der Forschung wirklich zu schließen. Sie soll und vermag aber Ansätze zu bieten, Fragen zu formulieren und überhaupt das Bewusstsein für das Thema zu schärfen. Tatsächlich konnten nicht alle für die Bildungsgeschichte relevanten Zeitabschnitte Berücksichtigung finden. Der geplante Vortrag zur Schulgeschichte im Mittelalter und in der Zeit der Reformation musste vom vorgesehenen Referenten, Enno Bünz vom Historischen Seminar der Universität, relativ kurzfristig abgesagt werden. Er wird jedoch im geplanten Tagungsband vertreten sein. Schwieriger noch gestaltete sich die Situation bei der Schulgeschichte während der beiden deutschen Diktaturen des vergangenen Jahrhunderts. Die Forschungen sind hier über Anfänge noch nicht hinausgekommen, und so konnte das Thema nur in sehr bescheidenen Ansätzen Berücksichtigung finden.

Eröffnet wurde die Tagung durch Detlef Döring (Geschichtsverein/ Historisches Seminar/ Sächsische Akademie der Wissenschaften), der zusammen mit Jonas Flöter von der Erziehungswissenschaftlichen Fakultät der Universität das Kolloquium organisiert hatte. Danach sprachen der Kulturbürgermeister Michael Faber und Jonas Flöter als Vertreter der Fakultät für Erziehungswissenschaften. Im Eröffnungsvortrag versuchte Detlef Döring einen Überblick über die Leipziger Schulentwicklung in der Frühen Neuzeit zu geben, wobei die Verbindung zwischen Schulen und Universität den Leitfaden der Untersuchung bot. Es folgte ein weitgezogener Überblick über die Aktenbestände des Leipziger Staatsarchives zur Schulgeschichte (Gerald Kolditz). Frühneuzeitlichen Themen widmeten sich Sebastian Richter (Beziehungen zwischen Leipzig und den Gymnasien des Erzgebirges in der Zeit des Humanismus), Theresa Schmottz (Privatlehrer in Leipziger Familien) und Thomas Töpfer (Schulgründungen um 1800). Konfessionell bzw. religiös orientierte Schulen bildeten die Inhalte der Referate von Olaf Hiller (katholisches Volksschulwesen) und Barbara Kowalzik (jüdisches Schulwerk). Das 19. Jahrhundert wurde mit Vorträgen von Hans-Martin Moderow (Volksschulwesen) und Jonas Flöter (höheres Schulwesen) abgedeckt. Der Leipziger Lehrerverein, einer der wichtigsten Interessenverbände der Pädagogen im Kaiserreich und in der Weimarer Republik überhaupt, wurde von Beate Berger auf Grundlage der archivalischen Überlieferung porträtiert. Der Vortrag von Andreas Pehnke hatte das vom Lehrerverein gegründete »Institut für experimentelle Pädagogik und Psychologie« samt der Versuchsschule im Stadtteil Connewitz zum Gegenstand. Ein nicht unmittelbar schulgeschichtliches, aber für das Bildungswesen in seiner heutigen Gestalt doch zentrales Thema behandelte Susanne Schötz mit ihren Ausführungen

zum Ringen des engstens mit Leipzig verbundenen »Allgemeinen Deutschen Frauenvereins« um die Öffnung der Universitäten für Frauen. Den Abschluss bildete ein durch reiches Bildmaterial illustrierter Vortrag von Elke Urban zur Geschichte der Fibel zwischen Kaiserreich und Zeit der DDR.

Am Nachmittag des 5. Novembers wurde ein im Universitätsverlag erschienener Band mit den Vorträgen der oben erwähnten Veranstaltung zum Tag der Stadtgeschichte 2009 der Öffentlichkeit präsentiert (Stadt und Universität Leipzig. Beiträge zu einer 600-jährigen wechselvollen Geschichte. Hrsg. von Detlef Döring. Leipzig 2010). Er ist zugleich der Auftaktband zu einer neuen Publikationsreihe »Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Leipzig«, die in den nächsten Jahren ein noch möglichst umfassendes Material und zahlreiche Forschungsergebnisse zur Stadtgeschichte zugänglich machen soll. Herausgeber sind Dr. Beate Berger (Direktorin des Stadtarchives) und die vier Herausgeber der Stadtgeschichte, die Professoren Enno Bünz, Detlef Döring, Ulrich von Hehl (alle Universität Leipzig) und Susanne Schötz (Technische Universität Dresden).

Den Abschluss der Gesamtveranstaltung bildete der am Sonntag (7. November) im Schulumuseum gestaltete »Erlebnistag« unter der Überschrift »Vom Rohrstock bis zum Seid bereit«. Der Unterzeichner dieses Berichtes hat am »Unterricht in einem DDR-Klassenzimmer« teilgenommen und kann bestätigen, dass er sich (unangenehm) in eine lange zurückliegende Zeit zurückversetzt fühlte. Der Tag der Stadtgeschichte im November 2012 wird die Wirtschaftsgeschichte Leipzigs zum Gegenstand haben.

*Detlef Döring*

---

# BEITRÄGE · BERICHTE · MISZELLEN

---

## Der Name Leipzig als sprachliches Denkmal aus frühgeschichtlicher Zeit

Hans Walther zum 90. Geburtstag am 30. Januar 2011

*Karlheinz Hengst*

Im vergangenen Jahr hat Hans Walther als Germanist, Siedlungshistoriker und hervorragender Kenner der Namenwelt von Mitteldeutschland in diesem Jahrbuch den Namen Leipzig in Verbindung mit den frühesten Überlieferungsformen dieses Ortsnamens behandelt.<sup>1</sup> Dabei hat er u. a. auch Bezug auf bisherige Äußerungen von mir zur Erklärung des Ortsnamens Leipzig genommen. Daher möchte ich im Anschluss an den Beitrag von Hans Walther die Diskussion fortführen und insbesondere zu Herkunft, Form und Bedeutung des Namens Leipzig in ältester Zeit noch einiges mitteilen. Ausgangspunkt für die Erörterung sind genau wie bei Hans Walther die ältesten schriftlich tradierten Formen des Ortsnamens aus der Zeit von vor rund 1000 Jahren.<sup>2</sup>

Diese Zeilen wollen also einen kleinen Baustein leisten zur Diskussion um die Ermittlung und Erklärung der ursprünglichen Namensform des heutigen Ortsnamens *Leipzig* und ihrer Veränderung im Verlauf der Geschichte. Wichtig sind besonders die ältesten überlieferten Formen mit *b*-Graphien, also Formen wie 1012/18 *Libzi*, um 1150 *Libiz*, 1185 *Libz*.<sup>3</sup> Diese urkundlichen Formen sind daher – wie auch überhaupt die Überlieferung bis ins 15. Jahrhundert – bei Hans Walther mit Quellenangaben exakt aufgeführt worden. Es ist aus der von Hans Walther verzeichneten Abfolge von historischen Schreibungen des Ortsnamens Leipzig auch erkennbar, dass solche *b*-

---

1 Hans Walther, Leipzigs Name im Lichte seiner Frühüberlieferung, in: *Stadtgeschichte. Mitteilungen des Leipziger Geschichtsvereins e. V.* 2009, S. 13–18.

2 Die Übersicht zu den historischen Schreibformen findet sich bei Walther, Leipzigs Name (Anm. 1), S. 14–16.

3 Zur Interpretation dieser im Auslaut unterschiedlichen Formen vgl. Walther, Leipzigs Name (Anm. 1), S. 17.

Formen in Urkundenfälschungen bis ins 15. Jahrhundert auftreten. Die Ursache dafür dürften ältere Vorlagen mit entsprechenden *b*-Formen gewesen sein, wobei aber, wie z. B. auch schon 1219 *apud Lybzeck* zeigt, bereits eine modernere respektive deutlich jüngere Lautung im Auslaut des Ortsnamens erkennbar wird.

Die Schreibungen mit *-b-* in dem ON lassen eindeutig die folgenden Schlussfolgerungen zu:

- Die Eindeutung des slawischen Wortes *lipa* für die *Linde* in den Ortsnamen ist erst in den überlieferten Formen seit Ausgang des 12. Jahrhunderts erkennbar. Das zeigen z. B. Belege wie 1190/95 *in Lipz*, *Lipzk*, 1200 *in civitate nostra Lipz*.
- Vorher hat es eine andere und zugleich ältere Schreibung sowie Sprechform und damit auch eine andere ursprüngliche Semantik, also Bedeutung, für den Ortsnamen gegeben. Sonst wären nicht die wiederholten Schreibungen im 11./12. Jahrhundert mit *< b >* statt später *< p >* aufgetreten.

Diese frühere und somit ältere Namensform zu ermitteln ist verständlicherweise mit einigen Problemen verbunden. Daher besteht dazu weiterhin Gesprächsbedarf. Insbesondere soll hier nachfolgend zwei Fragestellungen nachgegangen werden:

- Einmal ist zu hinterfragen, ob es denn nicht doch für die *b*-Formen eine Herleitung aus dem Slawischen gibt.
- Zum anderen ist zu erörtern, wie denn etwa die vermutliche vorlawische Form des heutigen Ortsnamens Leipzig in germanischer Zeit gelautet haben könnte.

### Welchen Forschungsansatz zur Erklärung der ältesten historischen Formen des Ortsnamens Leipzig mit den Schreibungen *< Lib >* gab es bereits?

Die ersten Gedanken zu einer älteren Ausgangsform für den Ortsnamens Leipzig konnte ich im Rahmen meiner Lehrtätigkeit in den 90er Jahren auf der Grundlage einiger urkundlicher Belege mit *< b >* aus der Zeit vom 11. und 12. Jahrhundert vor Studierenden äußern. Auf einer wissenschaftlichen Tagung zur Siedlungsgeschichte Sachsens am Geisteswissenschaftlichen Zentrum für Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas e. V. (GWZO) in Leipzig im Jahr 2000 folgte dann die Vorstellung der Überlegungen in etwas ausführlicherer Form.<sup>4</sup> Ernst Eichler hat als Slawist und Sprachhistoriker ausdrücklich darauf in seiner ausführlichen Darstellung »Historische Sprachräume zwischen Ostsee und Adria im Mittelalter im Lichte der Onomastik«<sup>5</sup> reflektiert. Dieser mit der slawischen Toponymie in Mitteleuropa bestens vertraute

4 Das Tagungsmaterial ruht beim GWZO und ist leider bisher nicht zur Veröffentlichung gekommen.

5 In Friedhelm Debus (Hrsg.), *Namenkundliche Beiträge. Wolfgang P. Schmid zum 70. Geburtstag* (Abhandlungen der geistes- und sozialwissenschaftlichen Klasse/Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz 1/2001), Stuttgart 2001, S. 19–45, hier S. 28 und Anm. 26.

Forscher hatte ebenfalls seinen Blick auf die älteste Überlieferung des Ortsnamens Leipzig gerichtet. Zu etwa gleicher Zeit dürfte auch er also zu einem Ergebnis gekommen sein, das sich mit meinen Ausführungen im Vortrag in Übereinstimmung befand und bemüht war, die geographischen Gegebenheiten zu berücksichtigen.

Die an Wasserläufen reiche Leipziger Landschaft ließ damals zunächst die Denkrichtung auf einen vermutlichen Gewässernamen mit einer Basis indogermanisch (idg.) *\*Libb-* richten. Und die Namen von Elster, Pleiße und Parthe führten nicht ganz ohne Berechtigung zu der rein *hypothetischen* Annahme eines bereits vorslawischen und auch vorgermanischen, also voreinzelsprachlich-indogermanischen bzw. alteuropäischen Gewässernamens. Rein zeitlich gesehen ging es also um einen Namen von vor rund etwa viertausend Jahren, etwa aus dem Spätneolithikum bzw. der frühen Bronzezeit in Mitteleuropa.

### Was erweckte Zweifel an einer voreinzelsprachlichen Erklärung als Gewässername?

Bei der Neubearbeitung des Leipziger Namenlandschaft sah sich Hans Walther als vorzüglicher Kenner des Leipziger Landes zu einer erneuten Überprüfung der Sachlage hinsichtlich des Namens der Stadt veranlasst: Da ein Referenzobjekt im Sinne eines *Wasserlaufs* als Träger eines solch frühen alteuropäischen Namens nicht ermittelbar war, erwog er anstelle dessen mit Recht eine alte Stellen- bzw. Örtlichkeitsbezeichnung in der wasserreichen Gegend. Und als sprachlichen Anfang sieht er eine noch aus vorgermanischer, also voreinzelsprachlicher Zeit stammende Form an, die er ebenfalls zu der indogermanischen Wurzel *\*leibh-* *yrinnen*, *tröpfeln*, *fließen* stellt. Zugleich verknüpft er diese Wurzel mit einer möglichen Wurzelvariante indogermanisch *\*(s)lei-* in der Bedeutung *»glitschig, klebrig, lehmig«* und schließt daraus auf eine Örtlichkeitsbezeichnung mit der vermutlichen Bedeutung *»wasserreicher, glitschiger, schlüpfriger, lehmiger Ort«*.<sup>6</sup> Diese ursprüngliche Kennzeichnung für eine Örtlichkeit dürften dann in noch vorchristlicher Zeit germanische Sprecher übernommen und fortgeführt haben. Und diese wiederum haben an die späteren slawischen Siedler vermittelt – bis letztlich deutsche Sprecher deren Namensform hörten, sie ihrerseits übernahmen und auch schriftlich in Texten von Berichten und Urkunden niederschrieben. Damit ist durch Hans Walther der Blick bei der sprachhistorischen Analyse von einem vermuteten Gewässernamen ganz berechtigt und überzeugend auf einen Örtlichkeitsnamen gerichtet worden.

6 Walther, Leipzigs Name (Anm. 1), S. 17.

## Zur Frage einer slawischen Namengebung

Hans Walther hat mit Verweis auf mich angeführt, dass »sich in den slawischen Sprachen eine Wurzel *\*lib-* kaum sicher nachweisen lässt«.<sup>7</sup> Dazu sind einige nähere Ausführungen erforderlich. Denn die eben zitierte Feststellung kann falsch verstanden werden, wie nachfolgend etwas ausführlicher erläutert werden soll.

Wir wollen dazu der Frage nachgehen, ob das Slawische überhaupt eine Möglichkeit bietet, die *-b*-Formen in der Frühüberlieferung des Ortsnamens Leipzig mit sprachlichen Mitteln des Slawischen zu erklären.

Getreu dem Prinzip, gründlich im Sprachbereich der Namennutzer nach sprachlichen Verankerungen für einen geographischen Namen zuerst zu suchen, ergibt sich die Aufgabe, auch für die ältesten überlieferten Schreibungen des Leipzig-Namens aus altsorbischer Siedelzeit zuerst im slawischen Sprachgut alle Möglichkeiten abzuprüfen, bevor eine Zuordnung des Namens oder seiner Basis mit einer älteren, also vorslawischen Sprachstufe verbunden wird. Deshalb soll nochmals die Möglichkeit einer Verankerung des ursprünglichen Namens im Altsorbischen als genuin altsorbische Namensform zu einer vorhandenen urslawischen Wurzel geprüft werden.

Im Urslawischen gibt es ausreichend Nachweise für eine Wurzel *\*lib-*. Das seit 1974 unter Leitung des Sprachhistorikers Oleg Trubačev [gesprochen: Trubatschów] erscheinende umfangreiche und gründliche etymologische Wörterbuch der slawischen Sprachen (in russischer Sprache) bietet zu urslawisch *\*lib-* ausführlich Material für die slawischen Sprachen mit zahlreichen Lexemen.<sup>8</sup> Dabei ergibt sich kurz gefasst folgendes Bild:

Erkennbar wird zum einen eine semantische Spezialisierung im Sinne von »wogen, wanken« bis »zittern« und südslawisch dialektal »umherschlendern, mit den Füßen durchs Wasser schlurfen«, auch »schaukeln, schwanken«.<sup>9</sup> Die etymologischen Wörterbücher verzeichnen dabei die Vermutung, dass es sich um lautnachahmende Bildungen handeln dürfte.

Zum anderen existiert eine Reihe von Bildungen bzw. Derivaten (Ableitungen) zu urslawisch *\*libb/ \*libbjb*.<sup>10</sup> Die Indogermanistik kennt seit langem schon die Wur-

<sup>7</sup> Ebenda, S. 18.

<sup>8</sup> Oleg Trubačev, *Etimologičeskij slovar' slavjanskich jazykov* [Etymologisches Wörterbuch der slawischen Sprachen]. Bd. 1 ff., Moskva 1974 ff. Zur Wurzel *\*lib-* ausführlich Bd. 15, Moskva 1988, S. 69–75.

<sup>9</sup> Vgl. urslaw. *\*libati* bei Trubačev, Bd. 15 (Anm. 8), S. 69 f. und Erich Berneker, *Slavisches etymologisches Wörterbuch*. Bd. 1, Heidelberg 1924 (Nachdruck: Michigan 1980), S. 16.

<sup>10</sup> Die Zeichen urslaw. *ъ* und *ъ* zeigen einen ultrakurzen Vokal an: das dem Leser aus dem Russischunterricht vielleicht noch vertraute sogenannte Härzezeichen signalisiert ein superkurzes *ъ* und das sogenannte Weichheitszeichen ein ebenso besonders kurzes *и*. Etwa bis zum Ende des 10. Jahrhunderts wurden diese Vokale im Slawischen gesprochen.

zel indogermanisch *\*lei-* »mager, schlank«, *\*leibho-* »schwach«.<sup>11</sup> Hierzu gehören z. B. auch litauisch *lēbas*, *lābas* »schlank, schmächtig, hager dünn«.<sup>12</sup> Im Baltischen tritt diese indogermanische Wurzel auch mit *-l* sowie *-s*-Erweiterung auf, vgl. litauisch *leilas* »(außergewöhnlich) schlank, dünn, biegsam, geschmeidig, gelenkig, aber auch litauisch *lielas* »groß« und lettisch *liels* »groß«, ferner litauisch *lētas* »mager, hager, schmächtig«.<sup>13</sup> Wahrscheinlich lässt sich für diese urslawische Basis *\*lib-* damit eine Grundbedeutung »schmal, schlank, schwach« ansetzen. Diese dürfte auch noch für die altsorbische Zeit Gültigkeit besessen haben. Dazu berechtigen wohl durchaus kirchenslawisch und altrussisch *libivъ* »dünn, schlank, schmak, russisch *libivъj* »schwach«, altschechisch *libivъj* »mager«.<sup>14</sup>

Die slawische Wurzel *\*lib-* ist auch im heutigen Sorbischen noch erhalten, zeigt jedoch eine Bedeutungsspezialisierung »fleischig (nicht fett)«. Der sorbische Sprachhistoriker Heinz Schuster-Šewc gibt in seinem »Historisch-etymologischen Wörterbuch der ober- und niedersorbischen Sprache« für diese Wurzel die Bedeutung »schwach, mager, schmächtig« an.<sup>15</sup> Für einen Örtlichkeitsnamen würde sich dann etwa ergeben »Ort an karger Stelle/auf karem Boden«. Doch die Realität spricht dagegen. Es müsste dann nämlich eine Siedlung ausgerechnet an einer für den Nahrungserwerb ungeeigneten Stelle angelegt und danach benannt worden sein. Die geographischen Bedingungen im Umfeld stützen eine solche Vermutung nicht.

Wenn wir nun die letztgenannte Wurzel *\*lib-* »dünn, schlank, schmak oder auch »schwach« auf die wasserreiche Leipziger Gegend in slawischer Zeit zur Anwendung bringen wollen, so ließe sich zweierlei daraus für die Toponymie gewinnen:

- einerseits altsorbisch *\*Libica* als Name für ein auffällig »schmales, schwaches Gewässer«;<sup>16</sup>
- andererseits altsorbisch *\*Libicъ* »schmaler Ort, schmale Stelle«.

Beides erscheint zwar rein theoretisch denkbar. Aber aufgrund von weiteren Überlegungen und Beobachtungen (vgl. weiter unten) ist diese Semantik bestenfalls als sekundär unterlegbar, also in einen bereits existierenden Namen durch slawische Sprecher hineininterpretierbar anzusehen. Anders formuliert: Diese zuletzt genannte

11 Julius Pokorny, Indogermanisches etymologisches Wörterbuch, Bd. 1, Bern, München 1959, S. 661 f. und Trubačev, Bd. 15 (Anm. 8), S. 74 f.

12 Ernst Fraenkel, Litauisches etymologisches Wörterbuch, Bd. 1, Heidelberg 1962, S. 329 f.

13 Ebd.

14 Bernecker, Slavisches etymologisches Wörterbuch 1 (Anm. 8), S. 716; Max Vasmer, Russisches etymologisches Wörterbuch, Bde. 1–3, Heidelberg 1953–1958, hierzu Bd. 2, Heidelberg 1953–1955, S. 8 f.

15 Heinz Schuster-Šewc, Historisch-etymologisches Wörterbuch der ober- und niedersorbischen Sprache, 5 Bände, Bautzen 1978–1996, hier Bd. 2, Bautzen 1981–1984, S. 837 f.

16 Im Gespräch verwies Hans Walther darauf, dass damit u. U. evtl. zunächst die südliche *Rietzschke* benannt worden sein könnte. Damit würde sich aber sofort die Frage erheben, warum der Wasserlauf noch in slawischer Zeit plötzlich seitens der Slawen einen anderen bzw. zweiten Namen erhalten haben sollte.

urslawisch Basis *\*libb* dürfte bei unserem ON für eine altsorbische Namenbildung ausscheiden.

Bleibt demnach nochmals der Blick auf die oben zuerst genannte urslawische Wurzel *\*lib-* im Sinne von »wogen, wanken«, auch »sinken« usw. sowie mit Verweis auf obersorbisch. *libotuć* »beweglich zittern, wimmeln, quabbeln«.<sup>17</sup> Hier ließe sich ohne große Mühe daran denken, dass eine wasserreiche Umgebung zu Bodenerscheinungen führen kann, die bei einem ausgedehnt glitschigen, schmierigen, lehmigen Boden mit Semen wie »wanken« oder »sinken« bzw. »quabbeln« usw. in Verbindung zu bringen sind. Auch zu niedersorbisch *libotać* wird neben der Bedeutungsangabe »flimmern (bei Sommerhitze)« noch angegeben »schnell laufen bzw. rasch fließen (Wasser)« etc.<sup>18</sup>

Im Ergebnis dieser Erörterung bleibt für eine im Altsorbischen gebrauchte Form eines geographischen Namens zumindest einerseits also die Gewissheit, dass slawische Sprecher eine Form *\*Lib-c* mit einer seit urslawischer Zeit vorhandenen Semantik zu verbinden vermochten. Die Bedeutung »schnell laufen« bzw. »rasch fließen« ist jedoch andererseits für Wasserläufe eines fast ebenen Tieflandes, wie es die Leipziger Tieflandbucht darstellt, als namengebendes Motiv recht unwahrscheinlich. Eine entsprechende slawische Namensbildung mit solcher Semantik bzw. nach solchem Motiv ist also in unserem Falle eher klar auszuschließen.

### Gibt es vergleichbare geographische Namen im slawischen Sprachbereich?

Aufgrund der bisherigen Überlegungen und Betrachtungen bleibt daher außerdem noch folgende Frage zu stellen: Finden sich Namen in anderen Slawinen, die sich mit der oben demonstrierten Basis urslawisch *\*lib-* in Verbindung bringen lassen? Um es gleich vorweg zu sagen: Das Ergebnis ist recht dürtig. Der international renommierte tschechische Forscher Vladimír Šmilauer kennt in seinem »Handbuch der slawischen Toponomastik« (Prag 1970) kein dazu gehöriges Lexem. Die tschechischen Ortsnamen mit *Lib-* beruhen auf *l'ub-* »lieb«, was auch die Überlieferung bis ins 12./13. Jahrhundert klar belegt, und gehören nicht hierher. Auch zu den polnischen Ortsnamen ergibt sich dieselbe Situation. Selbst ein Ortsname wie Liebau bei Plauen zeigt in den überlieferten Formen bis ins 16. Jahrhundert mit Aufzeichnungen wie *Lübawę*, *Lubow*, *Luba*, *Lubaw* und 1557 *Lüba* die Zugehörigkeit zu einem altsorbischen Personennamen *\*L'ub* in einem rekonstruierbaren altsorbischen Ortsnamen *\*L'ubov-*.<sup>19</sup>

17 Berneker, Slavisches etymologisches Wörterbuch 1 (Anm. 8), Bd. 1, S. 716.

18 Schuster-Sewc, Historisch-etymologisches Wörterbuch, Bd. 2 (Anm. 15), S. 838.

19 Vgl. Ernst Eichler, Hans Walther (Hrsg.), Historisches Ortsnamenbuch von Sachsen, 3 Bde. (Quellen und Forschungen zur sächsischen Geschichte 21), Berlin 2001, hier Bd. 1, S. 594.

Aus all dem eben Erörterten lässt sich erkennen: Der Ortsname Leipzig steht für eine etwa erst in altsorbischer Zeit gebildete und daher erst aus dieser Zeit seit dem 7. Jahrhundert primär geprägte Ausgangsform altsorbisch \**Lib-c-* im altsorbischen Sprachraum ganz vereinzelt da. Eine Durchsicht verschiedener Publikationen zu slawischen geographischen Namen brachte nur eine bescheidene bis völlig unzureichende Ausbeute, um etwa eine eigenständige altsorbische Namensprägung zu stützen. Mit aller Vorsicht lassen sich beim heutigen Forschungsstand nur zwei Namen zum Vergleich nennen:

1. France Bezljaj erwähnt für Slowenien einen bisher nicht lokalisierten Gewässernamen *Libovje* (er versieht diese Schreibweise mit ?), 1232 *inter aquam Liboam et Muram*. Er bezeichnet den Namen als unklar, vermutet evtl. eine Verbindung mit einem Personennamen *Ljub-*.<sup>20</sup> Dagegen spricht meines Erachtens aber die Überlieferung mit <*Lib-*> bis ins 13. Jahrhundert. Vielleicht handelt es sich um ursprünglich \**Libova* [voda o. ä.] mit der Ausgangsbedeutung »schmales, schwach fließendes Gewässer?«

2. Für das Bayreuther Land ist der Ortsname *Lübnitz* mit primärer *-b*-Tradierung – gewissermaßen unter Vorbehalt – von Ernst Eichler zu einer bayernslawischen Ausgangsform \**Libnica* gestellt worden mit der evtl. Bedeutung »schmales, langsam fließendes Bächlein«, aber mit Fragezeichen versehen worden.<sup>21</sup> Es erhebt sich im Anschluss an die Gewässernamenforschungen von Jürgen Udolph natürlich auch die Frage, ob nicht der eine oder andere westslawische Name vom Typ *Libava* sowohl im polnischen als auch tschechischen Sprachraum bereits in slawischer Zeit sekundär an *L'ub-* angeglichen worden ist.<sup>22</sup> Der Verdacht liegt besonders bei Gewässernamen nahe, worauf grundsätzlich auch Ernst Eichler und Hans Walther schon vor vielen Jahren hingewiesen haben.<sup>23</sup> So könnten u. U. die tschechische Libava (fließt zur Eger) und auch die polnische Libawa Namen zur Wurzel \**lib-* fortführen. Beide Namen sind ins Deutsche integriert mit *-i*- als *Liebau* (im Unterschied zu den meisten *L'ub*-Namen aus dem Altsorbischen).

Zusammenfassend muss somit bei einem Erklärungsversuch des Ortsnamens Leipzig aus dem Altsorbischen konstatiert werden:

*Erstens* ergibt sich eine sehr dürftige und unsichere Vergleichsnamenlage.

*Zweitens* bleibt bedeutungsmäßig und theoretisch möglich, von altsorbisch \**Libica* »schmales, schwaches Bächlein« oder auch \**Lib'-c-* »schmale Stelle, schmaler Ort aus-«

20 France Bezljaj, Slovenska vodna imena. Del 1 (A-L), Ljubljana 1956, S. 342.

21 Ernst Eichler, Albrecht Greule, Wolfgang Janka, Robert Schuh, Beiträge zur slavisch-deutschen Sprachkontaktforschung, Bd. 2: Siedlungsnamen im oberfränkischen Stadt- und Landkreis Bayreuth (Slavica 4), Heidelberg 2006, S. 156.

22 Jürgen Udolph, Die Stellung der Gewässernamen Polens innerhalb der alteuropäischen Hydronymie (Beiträge zur Namenforschung, Beiheft N.F. 31), Heidelberg 1990, S. 139 f.

23 Ernst Eichler, Hans Walther, Ortsnamenbuch der Oberlausitz (Deutsch-slawische Forschungen zur Namenkunde und Siedlungsgeschichte 28), Berlin 1975, S. 172 f.

zugehen. Eine derartige Bedeutung wäre gerade im Hinblick auf die von Hans Walther betonte Gewässervielfalt im Leipziger Raum durchaus noch vorstellbar, würde jedoch nicht sonderlich für die Anlage eines Siedelplatzes an einer solchen Stelle sprechen.

*Drittens* bleibt somit als Fazit zum heutigen Zeitpunkt nur dies: Es besteht Einigkeit darin, dass die altsorbische Form für Leipzig ursprünglich im 9./10./11. Jahrhundert etwa *\*Lib-c-* gelautet haben muss, wobei die Striche vor und nach dem [ts]-Laut einerseits die Unsicherheit bzgl. der zu rekonstruierenden Vokale anzeigen, andererseits aber doch gesagt werden kann, dass es sich bei dem Strich vor /c/ um einen hellen Vokal mit etwa /i/-Qualität gehandelt haben wird. Am wahrscheinlichsten ist, ein altsorbischer Suffix *-ъс-* bzw. *\*-ъсъ* o. ä. für die Ausgangsform im altsorbischen Sprachgebrauch anzunehmen. Dabei besaß dieses /ъ/ bis um die Jahrtausendwende den Lautwert eines sehr kurz gesprochenen *i*.

Als Ergebnis unserer Überprüfung konstatieren wir: Aufgrund der im slawischen Sprachbereich insgesamt bisher nahezu fehlenden Vergleichsnamen zu den urslawischen Wurzeln *\*lib-* 1. »wogen, wanken, quabbeln« o. ä. und 2. »schmal, schlank, schwach« bleibt eine genuin slawische Bildung als Grundlage für die *Lib*-Belege des Ortsnamens Leipzig doch sehr fraglich. In der weiteren Diskussion ist daher darauf zu achten, dass auch mit einem durch germanische Siedler an die Slawen vermittelten Namen nach wie vor zu rechnen ist.

Namenvermittlung – sowohl von germanischen als auch vorgermanischen Bildungen – durch germanische Sprecher muss gerade im heutigen Nordwestsachsen in mehreren Fällen erfolgt sein. Das bezeugen schon die Namen für die größeren Gewässer *Elster*, *Parthe* und *Pleiße*.

Von einer vorslawischen Bildung für den Ortsnamen Leipzig auszugehen, d.h. eine möglicherweise scheinbar sekundäre semantische Verankerung eines älteren Namens im Altsorbischen anzunehmen, ist aufgrund der angeführten Fakten zum Slawischen sehr wahrscheinlich. Hans Walthers oben zitierte Aussage will also besagen, dass sich aus dem slawischen Sprachbereich *keine* Bildungen von *geographischen Namen* zu einer urslawischen Wurzel *\*lib-* für unser Leipzig sicher bzw. als stützend und bekräftigend nachweisen lassen.

### Zur Frage einer möglichen Namenkontinuität aus vorslawischer Zeit

Bisher haben wir festgestellt: Das Slawische bietet keinen befriedigenden Ansatzpunkt für eine genuin slawische Ausgangsform zu den zweifelsfrei von den durch die slawischen Siedler und Sprecher gebrauchten Formen mit *\*Lib-c-*. Das Leipziger Tiefland stellt jedoch ein archäologisch erwiesenes altes Siedelgebiet dar. Daher ist

die Wahrscheinlichkeit sehr groß, dass für diese attraktive Gegend mit gutem Boden (Lößlehm und Aulehm) sowie ausgesprochenem Wasserreichtum schon vor den Slawen eine Namengebung erfolgte. Damit gelangen wir in die germanische Zeit. Konkret heißt das, wir halten Ausschau nach der Möglichkeit für eine Namensform aus der Zeit der letzten Jahrhunderte vor Christi Geburt bis hinein ins 5./6. Jahrhundert n. Chr. Ansetzbar ist für diese Zeit eine Namensform germanisch *\*Libja*. Doch auch da ergibt sich sofort wieder ein Problem: Für einen Bezug auf eine germanische Wurzel fehlt erneut klares und überzeugendes Vergleichsmaterial.<sup>24</sup>

Aus all dem ergibt sich somit erneut, dass sogar auch für die germanische Zeit bei dem Namen Leipzig mit der Weiterverwendung eines noch älteren Namens zu rechnen sein wird. Als Grundlage gelangen wir wiederum wie schon vor einem Jahrzehnt und auch Hans Walther in seiner Studie im Vorjahr zu der voreinzelsprachlich-indogermanischen Wurzel *\*lei-/ \*lei-* gießen, fließen, tröpfeln.<sup>25</sup> In heute üblicher und damit dem Forschungsstand der Indogermanistik entsprechender Form lautet der Ansatz der Wurzel exakt indogermanisch *\*leiH-* gießen<sup>26</sup>, was aber nicht verwirren darf.<sup>27</sup> Zugleich wurde bisher auch auf die Labialerweiterung der Wurzel verwiesen, sodass also durchaus hypothetisch indogermanisch *\*leibh-* Grundlage für eine germanische Weiterverwendung sein könnte. Auf dieser Basis hat auch Jürgen Udolph ausführlich weitere Namen aus Mitteleuropa einer etymologischen Klärung zugeführt.<sup>28</sup> Die ermittelbare voreinzelsprachliche Örtlichkeitsbezeichnung *\*Leibb-* zu der rekonstruierten Form von indogermanisch *\*leibh-* könnte in unserem Fall ursprünglich eine »flusswasserreiche Gegend« gekennzeichnet haben. Wie die Struktur des zur indogermanischen Basis *\*leibh-* gehörenden Wortes als Bezeichnung für »Flussgegend« genau

24 Für briefliche Hinweise vom 5. April 2009 sei an dieser Stelle dem Altgermanisten und Namenforscher Albrecht Greule von der Universität Regensburg ausdrücklich gedankt. Nur bildungsmäßig, nicht aber bedeutungsmäßig, also nur rein strukturell lässt sich auf einen entsprechend gebildeten Namen aus germanischer Zeit verweisen: Es ist der geographische Name für ein Gebirge, nämlich *die Rhön*, mit der Erklärungsmöglichkeit aus germ. *\*Hraunja*. Ausführlich dazu Jürgen Udolph, Namenkundliche Studien zum Germanenproblem (Reallexikon der germanischen Altertumskunde, Ergänzungsband 9), Berlin, New York 1994, S. 888–892, mit Untermauerung der ursprünglichen Bedeutung für den Namen der Rhön als etwa steiniges Land.

25 Pokorny, Indogermanisches etymologisches Wörterbuch, Bd. 1 (Anm. 11), S. 664 f. mit dem Hinweis, dass diese Wurzel vielleicht mit indogermanisch *\*lei-* schleimig, durch Nässe glitschiger Boden usw. identisch ist, ebd., S. 662 f.

26 Martin Kümmel, Helmut Rix (Bearb.), Lexikon der indogermanischen Verben. Die Wurzeln und ihre Primärstammbildungen, Wiesbaden 2001, S. 405 f.

27 Das Zeichen *H* ist dabei Symbol für einen indogermanischen Laryngal, d. h. einen Reibelaut, der in vielen Positionen noch auf indogermanischer Sprachstufe geschwunden ist. Außerdem wird *\*H* hier in der Wurzel angesetzt, um eine für die indogermanische minimale Wurzelstruktur von Konsonant + Vokal + Konsonant entsprechende lautliche Grundstruktur zu sichern.

28 Udolph, Die Stellung der Gewässernamen Polens (Anm. 22), S. 136–141; vgl. auch Udolph, Germanenproblem (24), S. 231 f.

aussah, bleibt im Verborgenen. Möglicherweise ist mit einer Bildung ohne weiteres Suffix zu rechnen. Aber auch über die vermutliche Endung lässt sich keine Aussage mehr machen.<sup>29</sup>

Was erlaubt die Annahme einer indogermanischen Örtlichkeitsbezeichnung *\*Leibh-* im Sinne von »flusswasserreiche Gegend? Zum Vergleich bietet sich an der Name Litauen, litauisch *Lietuvà*. Der Name gehört wie litauisch *lieti* »gießen« zu der indogermanischen Wurzel *\*leiH-*, und demnach bedeutet *Lietuvà* eigentlich »Stromgebiet«.<sup>30</sup> Der gleichen Wurzel ist wohl auch zuzuordnen lettisch *libis* »Livländer«, woraus sich auch altrussisch *lib'* [либы] als Name für das Volk der Liven am Baltikum erklärt.<sup>31</sup> Verwiesen sei auch auf die *b*-Formen griechisch *λειβω* »gieße aus« und lateinisch *libare* »weihen« als Entlehnung ins Lateinische.<sup>32</sup>

Eine Semantik »flusswasserreiche Gegend«, »Flussgegend« o. ä. ist somit doch mit einiger Wahrscheinlichkeit bei unserem Namen bereits für die voreinzelsprachliche, also die Zeit vor der Herausbildung der germanischen und anderer Sprachen durchaus ansetzbar. Das heißt, dass wir eine Bildung dieser Bezeichnung vor etwa 3 000 bis 4 000 Jahren, eben in indogermanischer Zeit, annehmen können.

Die weitere lautliche und strukturelle Entwicklung der aus der indogermanischen Sprachphase übernommenen Bezeichnung ist folgendermaßen skizzierbar: Die rekonstruierte germanische Form *\*Libja*<sup>33</sup> mit der wahrscheinlich beibehaltenen Bedeutung »flusswasserreiche Gegend, Flussgegend« konnte ins Slawische bzw. Altsorbische ohne lautliche Schwierigkeiten übernommen werden und obendrein sogar mit der aus urslawischer Zeit vorhandenen Wurzel *\*lib-* verknüpft werden. Wahrscheinlich ist das aus dem Germanischen übernommene slawische *\*Lib-* aus der Gebietsbezeichnung

29) Vgl. im Zusammenhang mit Betrachtungen zur Morphologie bzw. Wortbildung in indogermanischer Zeit den lehrreichen Überblick bei Harald Bichlmeier, Bairisch-österreichische Orts- und Gewässernamen aus indogermanistischer Sicht, in: Blätter für oberdeutsche Namenforschung 46 (2009), S. 3–63, hierzu insbesondere S. 17–26.

30) Fraenkel, Litauisches etymologisches Wörterbuch, Bd. 1 (Anm. 1), S. 368 f. Nur die Annahme von Ernst Fraenkel, dass der Name *Lietuvà* etymologisch »wohl am ehesten mit lat. *litus* »Gestade, Strand zu verbinden [ist]« (ebd.), erfährt aus neuerer Sicht eine Korrektur. Der Indogermanist Harald Bichlmeier verweist darauf, dass lateinisch *litus* (ntr., s-Stamm) mit der Semantik »Gestade, Strand nach Michiel de Vaan, Etymological Dictionary of Latin and the other Italic Languages, Leiden, Boston 2008, S. 346, inzwischen eher zur indogermanischen Wurzel *\*lei-* »gehen« (vgl. Kümmel, Rix (Bearb.), Lexikon der indogermanischen Verben [Anm. 26], S. 410) gestellt wird. Dabei wird für eine ursprüngliche Bildung indo-europäisch *\*lei-e/ os* semantisch eine Entwicklung etwa »das Weggehen« bis hin zu »Seite, Rand Küste« erwogen. Brieflich am 18. Juli 2009, wofür ich Harald Bichlmeier danke.

31) Vasmer, Russisches etymologisches Wörterbuch, Bd. 2 (Anm. 14), S. 39.

32) Kümmel, Rix (Bearb.), Lexikon der indogermanischen Verben (Anm. 26), S. 405 f.

33) Die vom Leser jetzt evtl. vermisste Angabe mit *bb* ist kein Versehen, sondern erklärt sich daraus, dass nur indogermanisch *bb* zu germanisch *b* wurde, während sich idg. *b* zu germanisch *p* veränderte. Das *i* in germ. \* *Libja* zeigt einen lang gesprochenen Vokal an. Bei der Übernahme ins Slawische führte dieser Langvokal zu slawisch *i*. Hingegen wäre ein Kurzvokal germ. *i* zu slawisch ultrakurzem *ı* geworden.

›Flussgegend< o. ä. weiterverwendet worden als Basis für die Bildung eines nun altsorbischen Siedlungsnamens *\*Libbcb*<sup>34</sup>, Anfang des 11. Jahrhunderts *\*Libi*<sup>35</sup> [gesprochen etwa libts], urkundlich z. B. 1185 *Libz*. Es ergibt sich damit für die slawische Zeit eine Benennung als ›Ort in der Lib-Region‹. Der Bestandteil *Lib-* wurde wahrscheinlich schon damals gar nicht mehr im eigentlichen ursprünglichen Sinne verstanden als ›Ort in flusswasserreicher Gegend‹.

Auch die des slawischen Idioms im Umfeld des damaligen Leipzig im 12. Jahrhundert noch kundigen deutschen Geistlichen und Schreiber konnten wohl mit einer von den Slawen gesprochenen und so immer wieder gehörten Form mit *\*Lib-* keinen rechten semantischen Hintergrund verknüpfen. Daher verwundert es weiter nicht, dass mit Ausgang des 12. Jahrhunderts die deutschen Schreiber aufgrund ihrer Kenntnis des gesprochenen altsorbischen Dialekts den Ortsnamen gleichsam mit einer ihnen bekannten Bedeutung aus dem Slawischen unterlegten, indem sie ihn mit slawisch *\*lipa* ›Linde‹ in Verbindung brachten. Das erschien den auch damals schon mitdenkenden Schreibern sicher letztlich deswegen als recht wahrscheinlich, weil ja ganz in der Nähe ein Dorf den Namen Lindenau erhalten hatte. Die Linde – in der Umgebung mehrfach für die Bildung deutscher Ortsnamen in jener Zeit genutzt – erschien also als Motiv für die Namengebung ganz plausibel.

Von da an ist das <b> dann in der Schreibung des ON kaum noch aufgetreten, dafür ist <p> üblich geworden. Und vermutlich passte auch die Bedeutung der slawischen Wurzel *\*lib-* ›wogen, wanken, quabbeln‹ oder ›schmal, schwach‹ für die im slawischen Sprachgebrauch erfahrenen Geistlichen jener Zeit nicht zu den geographischen Gegebenheiten im Umfeld der inzwischen entstandenen Burg und der sich bei ihr entwickelnden Stadt.

Für einen ursprünglich voreinzelsprachlich-indogermanischen Namen spricht rein von der Möglichkeit her zusätzlich der archäologische Befund zum Raum Leipzig. Es ist also sehr wahrscheinlich, dass wir mit einer sehr frühen Namengebung in dem Gebiet rechnen können. Wenn auch eine Siedlungskontinuität über die Jahrtausende in vorchristlicher Zeit ungewiss ist, so dürfte das hinsichtlich Bodenqualität und Wasservorrat günstige Umfeld immer menschliches Interesse erweckt haben. Daher ist auch die Bewahrung eines Namens für diese Region durch Sprecher in benachbarten bis sogar entfernteren Gebieten wohl zu vermuten.<sup>36</sup> Es ist somit durchaus wahrschein-

<sup>34</sup> Diese rekonstruierte Form kann man sich etwa [lib̚tsi] gesprochen vorstellen, also mit zwei ganz kurzen bzw. stark reduzierten i-Vokalen. Diese Aussprache galt im Wesentlichen bis zum Ausgang des ersten nachchristlichen Jahrtausends.

<sup>35</sup> Zur Jahrtausendwende etwa schwanden die in Anm. 33 genannten reduzierten Vokale in dieser Auslautposition. Der Konsonant *b* wurde weiterhin palatal artikuliert, was in der von der Sprachwissenschaft verwendeten Umschrift mit dem Apostroph ' nach dem Konsonanten angezeigt wird.

<sup>36</sup> Hans Walther wies in diesem Zusammenhang brieflich am 24. August 2009 auf Siedlungsplätze an der Weißen Elster um Zwenkau-Pegau und Schkeuditz aus vorgermanischer Zeit hin. Grundlage

lich, dass von mündlicher Tradierung einer Gebietsbezeichnung bzw. eines Namens aus voreinzelnsprachlicher Zeit von Generation zu Generation ausgegangen werden kann. Dabei haben offensichtlich auch wechselnde Siedlergruppen unterschiedlicher ethnisch-sprachlicher Zugehörigkeit zumindest die Namenbasis weiter verwendet und den Namen an ihr jeweiliges Sprachsystem angepasst – zuerst die Sprecher germanischer Dialekte, dann nach ihnen die Slawen und letztlich die Deutschen.

Mit den hier vorgetragenen Betrachtungen sind die von Hans Walther im vorangegangenen Band dieses Jahrbuchs getroffenen Aussagen und Überlegungen hinsichtlich einer voreinzelnsprachlich-indogermanischen Ausgangsbasis als »Vorgänger« unseres heutigen Ortsnamens Leipzig einerseits bestätigt und andererseits etwas modifiziert worden. Es bleibt auch fürderhin noch immer ausreichend Grund für Diskussionen, um uns entsprechend dem Forschungsfortgang der hier angeführten und vermutlich ursprünglichen Ausgangsform des heutigen Namens Leipzig letztlich noch sicherer sein zu können oder eine noch weiter präzisierende Lösung zu finden.

---

hierfür sind archäologische Ergebnisse mit altsteinzeitlichen Funden sowie zu einer Siedlung aus der Jungsteinzeit, was auch in dem von Ernst Eichler und Hans Walther vorgelegten Band »Alt-Leipzig und das Leipziger Land« (Leipzig 2010) zur Namenlandschaft des Leipziger Raumes erwähnt wird.

# Gefäßkeramik des 14.–18. Jahrhunderts in Leipzig

## Einblicke in Herstellung, Gebrauch und Entsorgung

*Ralf Kluttig-Altmann*

Beschäftigt man sich mit der archäologisch überlieferten Sachkultur des vergangenen Jahrtausends, hat man es vor allem mit verschiedenen Spielarten von keramischen Objekten zu tun. Auch die zahlreichen mittelalterlich/neuzeitlichen Fundkomplexe aus Leipzig bestehen zum überwiegenden Teil aus Keramik. Vor allem zwei Gründe waren es, die den Verfasser 1998 bewogen, diesem Thema in einer Dissertation nachzugehen. Zum einen war die letzte umfassende Beschäftigung mit lokalen Keramikfunden durch Herbert Küas<sup>1</sup> bereits Jahrzehnte her und nicht mehr in allen Punkten aktuell. Zum anderen ließ der erstmalige archäologische Nachweis einer Keramikproduktion auf dem heutigen Augustusplatz durch die Ausgrabungen ab 1995 ganz neue Forschungsansätze zu. Im vorliegenden Beitrag sollen die wichtigsten Ergebnisse der 2004 abgeschlossenen und 2007 publizierten Dissertation des Verfassers<sup>2</sup> vorgestellt und damit ein Überblick über den Weg der Leipziger Keramik<sup>3</sup> von ihrer Herstellung über den Gebrauch bis zur Entsorgung während des 14. bis 18. Jahrhunderts gegeben werden. Hinter den Objekten steht natürlich immer der historische Mensch, über den wir etwas wissen wollen – wie er Keramik hergestellt hat, was für eine Qualität er als Kunde akzeptierte, für welche Zwecke er seine Gefäße benutzte, wie er sie reparierte, und in welchem Zustand er sie zuletzt entsorgte.

Eine besondere Eigenschaft, welche Keramik für die Rekonstruktion historischen Alltags unverzichtbar macht, ist ihre Resistenz als archäologischer Fund. Gebrannter Ton überdauert im Boden unbeschadet Zeiträume und chemische Milieus, welche anderen Materialien weit weniger gut bekommen und von ihnen nur kleine Reste oder gar nichts übrig lassen. Keramik tritt dadurch im Fundbild häufiger auf, als es der historischen Realität entspricht. Das Fundmaterial einer durchschnittlichen Stadt-kerngrabung kann durchaus zu 90 % aus Gefäßkeramik bestehen, zu 5 % aus Bau-

1 Herbert Küas, Das alte Leipzig aus archäologischer Sicht (Veröffentlichungen des Landesmuseums für Vorgeschichte Dresden 14), Berlin 1976; Ders., Mittelalterliche Keramik und andere Funde von Ranstädter Steinweg und Pleißenmühlgraben zu Leipzig, in: Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege 14/15 (1966), S. 347–518.

2 Ralf Kluttig-Altmann, Von der Drehscheibe bis zum Scherbenhaufen. Leipziger Keramik des 14.–18. Jahrhunderts im Spannungsfeld von Herstellung, Gebrauch und Entsorgung (Veröffentlichungen des Landesamtes für Archäologie mit Landesmuseum für Vorgeschichte 47), Dresden 2006. Alle hier angeführten Informationen stammen aus dieser Arbeit, sofern keine anderen Quellen angegeben sind.

3 Keramik wird im Zusammenhang dieses Beitrags als Geschirrkeramik verstanden, im Gegensatz zu Ofen- und Baukeramik sowie weiteren keramischen Formengruppen wie Tonpfeifen, Figuren etc.

keramik, und die restlichen 5 % teilen sich Glas, Metall und organische Stoffe. Selbstverständlich spiegelt das nicht die historische Realität des Mittelalters oder der Neuzeit wider. Gleichwohl trat Keramik neben seinen »klassischen« Einsatzgebieten auch als preiswerte Alternative zu eher typischen Glas- und Metallformen auf, wurde also insgesamt wirklich häufig benutzt.

Aus der durch zahlreiche Ausgrabungen der 1990er Jahre entstandenen, riesigen Fundmenge wurden beispielhaft 13 Fundkomplexe – meist große Latrinen – von sieben verschiedenen Grabungsstellen<sup>4</sup> innerhalb des Stadtmauerrings ausgesucht. Dazu kamen 22 Fundkomplexe von der Großgrabung Augustusplatz (L-22) auf dem Areal der ehemaligen Grimmaischen Vorstadt, dessen Töpfereizentrum vom Spätmittelalter bis zur endgültigen Zerstörung durch den Dreißigjährigen Krieg aktiv war.<sup>5</sup> Die Auswahl deckt den Zeitraum vom 14. bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts ab, mit besonderen Schwerpunkten im 15. und 17. Jahrhundert. Die Gegenüberstellung der Funde von Augustusplatz (= Herstellung) und Innenstadt (= Benutzung) war von vornherein beabsichtigte Basis für viele interessante Fragestellungen.

Die Funde aus dem Hersteller- und Verbrauchermilieu boten jeweils unterschiedliche Voraussetzungen und ermöglichen spezifische Aussagen zum Gesamtbild der Leipziger Keramik. Während die überwiegend stark fragmentierten Funde des Augustusplatzes mehr Details des Herstellungsprozesses und technischer Keramik offenbarten, waren mit den besser erhaltenen und typologisch aussagekräftigeren Gefäßen der Innenstadtbefunde weitaus differenziertere und tiefere Einblicke in Typen sowie ihre Funktion und Verwendung möglich. Der direkte Vergleich zwischen Produktionsausschuss und verwendeter Haushaltskeramik bot Ansätze für die Einschätzung ehemaligen Qualitätsempfindens. Im Folgenden werden durch die Untersuchung erlangte herausragende Ergebnisse in Kurzform geschildert.

---

4 »Webers Hof« Hainstraße 3 (L-01), Hainstraße 6 (L-44), Barfußgässchen 10 (L-28), Große Fleischergasse 17 (L-10), »Thüringer Hof« Burgstraße 19–27/Sporergässchen 1 (L-09), Petersstraße 14 (L-36) und Petersstraße 28 (L-31).

5 Weiterführende Informationen zur Grimmaischen Vorstadt bei Kathrin Balfanz, Ingo Campen, Folke Damminger, Daniela Maresova, Christian Ronnefeldt, Archäologie in der Grimmaischen Vorstadt. Die Ausgrabung Leipzig-Augustusplatz. Ein Vorbericht, in: Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege 40 (1998), S. 129–174 und bei Christian Ronnefeldt, Zur Grimmaischen Vorstadt. Die Ausgrabungen auf dem Augustusplatz in Leipzig, in: Wolfgang Hocquel (Hrsg.), Archäologie und Architektur. Das frühe Leipzig, Beucha 2003, S. 118–139.

## Forschungsgeschichte<sup>6</sup>

Johannes Kretzschmar verfasste 1937 einen Artikel zur Leipziger Keramik. Der Titel »Die Leipziger Keramik im Zeitalter der Ostkolonisation und ihre Beziehungen zum deutschen Mutterland«<sup>7</sup> und das Erscheinungsjahr sprechen im Hinblick auf die Methodik bereits eine deutliche Sprache.<sup>8</sup> Ein Jahr später griff er diese Gedanken erneut auf und illustrierte sie mit diversen Informationen zum Töpferhandwerk, zur Technologie und zur Keramik selbst, allerdings ohne konkrete Funde vorzustellen;<sup>9</sup> auch diese Arbeit ist von rein forschungsgeschichtlichem Reiz. An einigen vollständig erhaltenen Gefäßen des (nach seiner stilistischen Datierung) 14. Jahrhunderts aus Leipzig wiederholt er 1939 ein weiteres Mal seine These der ethnisch gemischten Leipziger Siedlerbevölkerung und der deshalb so vielfältigen Töpfereitradition.<sup>10</sup>

In seiner 1938 gedruckten Dissertation erfasste Erwin Schirmer Museumsbestände spätmittelalterlicher Keramik in Sachsen und Thüringen, auch aus Leipzig.<sup>11</sup> Die Beschränkung auf museal überlieferte Objekte, ihre knappe Beschreibung und der prätentiöse, national(sozial)istische Zeitgeist<sup>12</sup> geben der Publikation aus aktueller archäologischer Sicht nur den grundlegenden Wert, Gebrauchskeramik des Mittelalters überhaupt zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Untersuchung erhoben zu haben. Wie auch Kretzschmar scheint Schirmer nicht zu eng mit der (zeitweise) gleichgeschalteten Amtsarchäologie verbunden gewesen zu sein, denn in wichtigen Publikationen der 1930er Jahre, die das Geschichtsbewusstsein der Volksdeutschen in Sachsen stärken sollten, sind beide weder als Autoren zu finden noch werden sie zitiert.<sup>13</sup> Auch in die unheilvollen Verflechtungen, welche sich um die historisch arbei-

6 Die folgende Darstellung des Forschungsstandes zur spätmittelalterlich-neuzeitlichen Keramikforschung beschränkt sich auf im Rahmen der Dissertation, also bis 2003, berücksichtigte Beiträge, die für die Leipziger Keramik des hier behandelten Zeitraums von Bedeutung sind.

7 Johannes Kretzschmar, Die Leipziger Keramik im Zeitalter der Ostkolonisation und ihre Beziehungen zum deutschen Mutterland, in: Sachsens Vorzeit 1 (1937), S. 146–168.

8 Ebd., S. 161 f. Zitat: »Blaugraue Henkel mit schrägen Schlitzen konnte ich auch im Ulmer Museum feststellen. Der schwäbisch-alamannische Ursprung der Verzierungsart kann also als sicher betrachtet werden.« (vgl. Anm. 12).

9 Ders., Zur Geschichte des Töpferhandwerks im mittelalterlichen Leipzig, in: Schriften des Vereins für die Geschichte Leipzigs 22 (1938), S. 5–18.

10 Ders., Leipziger Töpfekunst in frühgotischer Zeit, in: Leipziger Jahrbücher 14 (1939), S. 152–155.

11 Erwin Schirmer, Die deutsche Irdware des 11.–15. Jahrhunderts im engeren Mitteldeutschland, Phil. Diss., Jena 1938.

12 Ebd., S. 73. Zitat: »Die Schlitzverzierung des Henkels steht meines Erachtens in Verbindung mit den Stichmustern der slawischen Irdware. Sie fällt von der sonst fast peinlich sauberen Schmucktechnik der deutschen Arbeit zu sehr ab.« (vgl. Anm. 8).

13 Walter Frenzel, Werner Radig, Otto Reche (Hrsg.), Grundriß der Vorgeschichte Sachsens, Leipzig 1934; Werner Radig, Sachsens Vorzeit. Eine Einführung in die Vorgeschichte des sächsisch-böhmisches Grenzraumes, Bielefeld 1936.

tenden Disziplinen in Leipzig während des Dritten Reiches bildeten, scheinen beide nicht geraten zu sein. Ob aus mangelnder wissenschaftlicher Bedeutung oder anderen Gründen, lässt sich nicht mehr feststellen.

Aufgrund der historischen und bis in unsere Zeit nachwirkenden Bedeutung jener Jahre sei ein kleiner Exkurs über die Situation archäologischer Forschung in Sachsen, speziell im Zusammenhang mit Leipzig, erlaubt.<sup>14</sup> Im Zuge der Gleichschaltung wissenschaftlicher Verbände waren der *Ostdeutsche* und der *Mitteldutsche Altertumsverband* 1934 dem nazistischen *Reichsbund für deutsche Vorgeschichte* auf dessen erster Tagung in Halle beigetreten.<sup>15</sup> Aufgrund geografischen wie inhaltlichen Abstands zur »renitenten« *Römisch-Germanischen Kommission* geschah dies ohne große Gegenwehr.<sup>16</sup> Im November 1936 fand in Leipzig bei Prof. Tackenberg ein konspiratives Treffen west- und ostdeutscher Prähistoriker statt (u. a. mit Buttler und Langsdorff), die – obwohl SS-Mitglieder – eine gewisse Neutralität der Forschung wahren wollten und gegen die Pläne des Amtes Rosenberg für ein in Leipzig anzusiedelndes *Reichsinstitut für deutsche Vorgeschichte* opponierten.<sup>17</sup> Diese zentrale Institution hätte jede sachorientierte wissenschaftliche Tätigkeit, welche der von Hans Reinerth geforderten völkisch-kämpfenden Ausrichtung der Vorgeschichtsforschung entgegenstand, unmöglich gemacht.<sup>18</sup>

Ebenfalls mit Leipzig verknüpft ist die *Stiftung für Volks- und Kulturbodenforschung*, die gleich nach dem Ersten Weltkrieg gegründet wurde und »historische Belege« für deutsche Gebietsansprüche erarbeiten sollte.<sup>19</sup> Interdisziplinär mit Geografen, Volkskundlern und Historikern arbeitend, hatte diese Stiftung die Zentralisierung historisch arbeitender Fachrichtungen und ihre Dienstbarkeit unter nationalistischen Gesichtspunkten zum Ziel.<sup>20</sup> Bereits 1931 wurde diese Stiftung aus unklaren Gründen vom Reichsinnenminister ins Abseits manövriert, ihre offizielle Auflösung erfolgte 1940.<sup>21</sup>

14 Ich danke Judith Oexle und Michael Strobel, beide Dresden, für ihre ergänzenden Hinweise.

15 Gunter Schöbel, Hans Reinerth. Forscher – NS-Funktionär – Museumsleiter, in: Achim Leube (Hrsg.), *Prähistorie und Nationalsozialismus. Die mittel- und osteuropäische Ur- und Frühgeschichtsforschung in den Jahren 1933–1945* (Studien zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte 2), Heidelberg 2002, S. 321–396, besonders S. 343.

16 Reinhart Bollmus, *Das Amt Rosenberg und seine Gegner. Studien zum Machtkampf im nationalsozialistischen Herrschaftssystem*, Stuttgart 1970, S. 177.

17 Schöbel, Hans Reinerth (Anm. 15), S. 344, 348.

18 Bollmus, *Das Amt Rosenberg* (Anm. 16), S. 205 f.

19 Willi Oberkrome, *Volksgeschichte. Methodische Innovation und völkische Ideologisierung in der deutschen Geschichtswissenschaft 1918–1945* (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 101), Göttingen 199, S. 29.

20 Michael H. Kater, *Das »Ahnenerbe« der SS 1935–1945. Ein Beitrag zur Kulturpolitik des Dritten Reiches* (Studien zur Zeitgeschichte 6), Stuttgart 1974, S. 169.

21 Michael Fahlbusch, »Wo der deutsche ... ist, ist Deutschland!« Die Stiftung für deutsche Volks- und Kulturbodenforschung in Leipzig 1920–1933 (Abhandlungen zur Geschichte der Geowissenschaften und Religion-Umwelt-Forschung, Beiheft 6), Bochum 1994, S. 94–96.

Das Leipziger *Institut für neue Landesgeschichte* bzw. das *Leipziger Seminar für Landes- und Siedlungsgeschichte* (Rudolf Kötzschke) arbeitete eng mit dieser Stiftung zusammen. Als Sitz der Stiftung sowie durch ähnlich ausgerichtete Institute (z.B. Soziologie, Geschichtsphilosophie) fungierte die Universität Leipzig in dieser Zeit als eines der bedeutendsten Zentren der interdisziplinären Deutschtumsforschung.<sup>22</sup> Die *Stiftung für Volks- und Kulturbodenforschung* initiierte eine interdisziplinäre, stark antipolnische Ostforschung.<sup>23</sup> Das Hauptthema vor allem für die sächsischen Historiker der späten 1930er Jahre bildete die deutsche Ostkolonisation.<sup>24</sup> Auch in all diesen Zusammenhängen wird keiner der für vorliegende Arbeit relevanten Wissenschaftler genannt.

Das gilt auch für Herbert Küas, der in dieser Zeit zwar wissenschaftlich aktiv, aber damals vor allem der Kunstgeschichte – speziell der mittelalterlichen Plastik und Architektur – verpflichtet war. Der Ton seiner Publikationen aus dieser Zeit mutet heutzutage zwar seltsam an: »Stehen wir oben auf diesen Türmen, um über Burg und Stadt weithin ins Land zu schauen, wird uns der Sieg deutschen Höhendranges im dröhnenden Klang der Glocken verkündet«<sup>25</sup>, bleibt aber – verglichen mit dem üblichen Ton jener Zeit – durchaus harmlos und höchstens etwas pathetisch zu nennen. Das Buch erschien genau 1939, und der deutsche Höhendrang entwickelte sich überraschend anders als erwartet.

Küas blieb Zeit seines Lebens »ganz Wissenschaftler« und soll nie das geringste politische Engagement gezeigt haben.<sup>26</sup> In seinem 1966 erschienenen, materialkundlich grundlegenden Aufsatz stellt er Fundmaterial vom Pleißenmühlgraben und Ranstädter Steinweg vor.<sup>27</sup> Die Stärke der Arbeit liegt in der Präsentation und feinen Gliederung eines reichen Formenschatzes an Leipziger Keramik sowie an einer Vielzahl von technologischen Überlegungen, die auch nach neueren Erkenntnissen weitgehend Bestand haben. Die aus heutiger Sicht erkennbaren Mängel der Arbeit beruhen einerseits auf der Art der Fundbergung, die trotz Berücksichtigung greifbarer Stratigrafien keine richtige Ausgrabung, sondern nur baubegleitende Beobachtungen sein konn-

22 Oberkrome, Volksgeschichte (Anm. 19), S. 126; Wieland Held, Uwe Schirmer (Hrsg.), Rudolf Kötzschke und das Seminar für Landesgeschichte und Siedlungskunde an der Universität Leipzig (Schriften der Rudolf-Kötzschke-Gesellschaft 1), Beucha 1999.

23 Oberkrome, Volksgeschichte (Anm. 19), S. 56 f.

24 Ebd., S. 184. Dies und die Überbetonung alles Germanischen vergifteten das Thema in der Nachkriegszeit für lange und führte in der DDR zu einer »ausgleichenden« Überbetonung alles Slawischen. Leipzig als Schnittpunkt dieser beider Welten war von den wechselnden politischen Bedingungen in besonderer Weise betroffen.

25 Herbert Küas, Der Dom zu Meißen. Baukunst und Bildwerk, Leipzig 1939, S. 68.

26 Herbert Küas lebte vom 5. Juli 1900 bis zum 21. März 1983. Er studierte u. a. Architektur an der Technischen Hochschule München und Kunstgeschichte an der Universität Leipzig, wo er 1935 in diesem Fach promovierte. Diese und alle anderen biografischen Angaben zu Küas sind entnommen aus: Manfred Unger, Herbert Küas – Archäologe und Kunsthistoriker, in: Hocquél, Archäologie und Architektur (Anm. 5), S. 7–42.

27 Vgl. Anm. 1.

ten. Andererseits liegen sie in der Fundpräsentation selbst. Küas stellt das Material der verschiedenen Fundpunkte mit anscheinend stark schwankender Befundqualität gemeinsam und ohne stratigrafische Differenzierung vor. Dadurch sind seine einzelnen, selten näher begründeten Datierungen kaum nachvollziehbar und damit nicht verwendbar. Auch stellt er bei seiner Keramikgliederung typologische, stark kunsthistorisch orientierte Gesichtspunkte an erste Stelle und unterscheidet erst in einem zweiten oder dritten Schritt nach technologischen Kriterien.<sup>28</sup>

Obwohl sich Küas in seiner zweiten Lebenshälfte, d. h. nach 1945, immer stärker archäologischen Themen zuwandte und die Leipziger Stadtkernforschung mit begründete, blieb er doch mit Herz und Seele Kunsthistoriker (der fast ständig freiberuflich arbeitende, umtriebige Küas war auch noch auf anderen Fachgebieten tätig, z. B. der Bildhauerei und der Psychologie). Auf diesem Gebiet hatte er seine ersten wissenschaftlichen Erfolge zu verzeichnen, und die kunsthistorische Sicht auf Dinge sollte ihn für sein Leben prägen, wie man seinen späteren Werken anmerkt.

In seinem opulenten, reich illustrierten Werk zur Leipziger Stadtgeschichte verfolgt Küas eine ähnliche Darstellungsweise (1976).<sup>29</sup> Nach Fundstellen gegliedert stellt er u. a. den bis dahin bekannten keramischen Formenschatz Leipzigs bis zum 15. Jahrhundert vor, wobei er die von Liesedore Langhammer 1960 festgelegten Keramikstufen benutzt.<sup>30</sup> Wiederum bleiben die Begründung für die Fundauswahl und ihr Modus weitgehend im Dunkeln, seine Datierungen beruhen für die Keramik bis ins 12. Jahrhundert mit wenigen Ausnahmen auf Langhammer und für den anschließenden Zeitraum auf eigenen, objektiv nicht nachzuvollziehenden Schlussfolgerungen.

Die Beschäftigung mit Wärmeschalen von Küas (1966)<sup>31</sup> oder die Publikation eines spätmittelalterlichen Münzschatzgefäßes durch Herbert Küas und Friedemann Winkler (1979)<sup>32</sup> sind Beispiele für vereinzelte Artikel über kleinere archäologische Beobachtungen in Leipzig zwischen 1945 und 1990. Die Arbeiten von Küas bleiben mangels anderer ausführlicher Darstellungen zur Leipziger Keramik für mehrere Jahrzehnte trotz der anerkannten Mängel tonangebend. Auf sie stützen musste sich partiell auch die Magisterarbeit des Verfassers vorliegender Dissertation, die sich

28 Diese Vorgehensweise mit der eingeschränkten Überprüfbarkeit durch andere Bearbeiter sowie einige Datierungsansätze von Küas wurden in der Folgezeit wiederholt kritisiert: u. a. Yves Hoffmann, Slawische Keramik in Sachsen im 13. Jahrhundert?, in: *Mitteilungen des Freiberger Altertumsvereins* 80, N. F. 9 (1998), S. 112–132, besonders S. 118 und 122.

29 Vgl. Anm. 1.

30 Liesedore Langhammer, *Die Keramik des 9. bis 12. Jahrhunderts im Gelände der Burg Leipzig (Ein Vorbericht)*, Leipzig 1960.

31 Herbert Küas, Rekonstruktion einer mittelalterlichen irdenen Wärmeschale, in: *Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege* 14/15 (1966), S. 339–346.

32 Friedemann Winkler, Herbert Küas, Der Münzschatz vom Naundörfchen im Stadtgebiet Leipzig, in: *Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege* 23 (1979), S. 207–216.

mit dem Fundmaterial der Ausgrabung Hainstraße 12, darunter Keramik des 12. bis 20. Jahrhunderts, beschäftigt.<sup>33</sup>

Die immense Grabungstätigkeit der 1990er Jahre mit ihrem ungeheuren Fundzuwachs brachte es mit sich, dass kaum ausführliche Materialaufarbeitungen, sondern häufig kurze, tendenziell populärwissenschaftliche Artikel über herausragende Fundstücke, Befunde oder Grabungen erschienen. Diese Beiträge können ausführliche Untersuchungen nicht ersetzen, doch gehören sie zweifellos zur Aufarbeitung des Leipziger Fundstoffes.<sup>34</sup> Vielfach ist man bei Materialvergleichen auf diese »vorläufigen« Berichte angewiesen, da die meisten dieser dort abgebildeten Funde aufgrund der schieren Menge ausgegraben und zu publizierenden Materials bisher kein zweites mal ausführlich vorgestellt werden.

Obwohl nicht speziell auf Keramik bezogen, kann der Artikel von Kathrin Balfanz u. a. (1998) wegen seiner Bedeutung für jede weiterführende archäologische Beschäftigung mit dem Augustusplatz an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben.<sup>35</sup> Er ist eine zusammenfassende Darstellung der ersten greifbaren (Zwischen-)Ergebnisse der Ausgrabung L-22 (Augustusplatz). In ihm wird nicht nur in komprimierter Form einleitend der aktuelle Stand der Kenntnisse zur frühen Stadtgeschichte und zur historischen Entwicklung des heutigen Augustusplatzes dargestellt, sondern auch eine vorläufige Übersicht über die archäologischen Erkenntnisse mit herausragenden Funden und Befunden unter besonderer Berücksichtigung des Töpferhandwerks in der Grimmaischen Vorstadt geboten. 2003 legte Christian Ronnefeldt in einem Beitrag weitere (Zwischen-)Ergebnisse zur Wohn- und Bebauungsstruktur der Grimmaischen Vorstadt vor.<sup>36</sup>

33 Ralf Kluttig-Altmann, Ein Beitrag zur Stadtentwicklung Leipzigs. Funde und Befunde der Ausgrabung L-23 Hainstraße 12, in: *Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege* 41 (1999), S. 175–245.

34 Norbert Johnen, Archäologie im Umfeld des Neumarktes, Stadt Leipzig, in: *Archäologie aktuell Freistaat Sachsen* 2 (1994), S. 107–116; Georg Schmitt, Thomas Westphalen, Spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Keramik aus Leipzig, in: ebd., S. 143–148; Ingo Campen, Folke Damminger, André Schumann, Ralph Hempelmann, Alexander Niederfeilner, Helge Svenshon, Thomas Westphalen, *Stadtarchäologie in Leipzig. Überblick 1995–1996*, in: *Archäologie aktuell Freistaat Sachsen* 4 (1997), S. 183–218.

35 Balfanz, Campen, Damminger, Maresova, Ronnefeldt, Archäologie in der Grimmaischen Vorstadt (Anm. 5).

36 Christian Ronnefeldt, Zur Grimmaischen Vorstadt, in: Hocquél, *Archäologie und Architektur* (Anm. 5), S. 118–139.

## Herstellung

Die neuen Erkenntnisse zur spätmittelalterlichen Keramikherstellung auf dem Augustusplatz beginnen mit einer Ausweitung ihres Produktionszeitraumes. War das urkundlich belegte Datum 1453 hier bislang der älteste fassbare Nachweis gewerblicher Töpferei, ist der Produktionsbeginn durch die ausgegrabene Keramik auf etwa 1300 oder noch weiter zurück zu verlegen. Die qualitätvoll gedrehte und stark reduzierend (also unter Luftabschluss) gebrannte Blaugraue Irdeware (vgl. Abb. 3), die man hier – wie überregional auch – herstellte, weist aber noch eine andere Besonderheit auf. Bereits um die Mitte des 14. Jahrhunderts experimentierte man auf dieser Ware mit Glasuren und Engoben<sup>37</sup>, wie vereinzelte Fragmente aus dem Produktionsabwurf von Töpferöfen belegen. Das ist sehr früh, da sich eine massenhafte Glasur bzw. schmückende Engobeverzierungen an Gefäßen erst in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts bzw. nach 1500 mit dem Auftreten einer neuen, oxidierend geführten Brenntechnologie, die helle Gefäße erzeugt, durchsetzen. Die gelblich-grüne Glasur und die rotbraune Engobe heben sich auf dem dunklen, körnigen Scherben der Blaugrauen Irdeware optisch kaum ab, sodass man diesen Weg nicht weiter verfolgte und bei den bewährten plastischen Verzierungen wie Furchen oder Rollstempeln blieb.

Auf der Basis von regionalen Vergleichen und der aus den Befunden selbst abgeleiteten Datierungen konnten Laufzeiten der keramischen Warenarten, von Gefäßtypen und typologischen Details erarbeitet werden. Ein vor allem für den archäologischen Alltag relevantes Ergebnis ist dabei, dass sich auf verschiedenen Technologien beruhende Waren bzw. Typen nicht mit kurzen Übergangshorizonten »sauber ablösen«, sondern im Gegenteil über lange Zeiträume parallel produziert wurden. Ein Beispiel dafür ist die ausdauernde Koexistenz von reduzierend gebrannter, dunkler »spätmittelalterlicher« und oxidierend gebrannter, heller »neuzeitlicher« Keramik etwa vom Beginn des 15. bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts. Auch nach der Durchsetzung einer abdichtenden Innenglasur und der Entwicklung einer großen Variantenfülle glasierter Waren im Laufe des 16. Jahrhunderts bleibt unglasierte Keramik bis weit nach 1700 präsent – sogar für Kochgefäße wie Grapen (Abb. 1). Eine deutlich zunehmende Gefäßformenfülle ab der Mitte des 15. Jahrhunderts wird durch diese typologischen Untersuchungen ebenso bestätigt wie eine schwindende Virtuosität in der Gestaltung plastischer Details seit der breiten Anwendung von Engobe und Glasur.

Ähnliche Aussagen ließen sich für bestimmte Gefäßformen, Verzierungen, Randformen oder andere typologische Details treffen. In fast jeder Typengruppe sind Formen zu beobachten, die in nahezu unveränderter Gestaltung vom Spätmittelalter bis in die Moderne auftreten, und solche, die nur wenige Jahrzehnte eine Rolle spielen.

---

<sup>37</sup> Nichtglänzender, verzierender Auftrag aus dünnem Tonschlicker, hier meist rotbraun.

Erst aus der Kombination aller Merkmale eines Gefäßes lässt sich seine Datierung meist auf wenige Jahrzehnte einengen. Als besonders aussagekräftig erwiesen sich Beobachtungen und daran geknüpfte Interpretationen zur Glasur- und Brenntechnologie. Spuren am Gefäß wie Farbunterschiede, Anflugglasuren, Glasurspritzer und -verläufe sowie Verformungen, die während des keramischen Brandes entstanden, erlaubten eine Rekonstruktion der Stapeltechnik im Brennofen und der angewandten Dreh- und Brenntechnologie. Wir wissen dadurch, dass hier vor Ort nahezu alle zeitgleich produzierten Waren auch gemeinsam in einem Ofen gebrannt wurden – glasierte und unglasierte Geschirre auf einmal, verschiedene Glasurfarben sowieso. Für die Leipziger Gebrauchsware ist zudem ein einheitlicher Keramikbrand, ohne vorhergehende Schrühbrandstufe (eine Art vorbereitender Brand ohne Glasur für in einem zweiten Brand zu glasierende Gefäße) nachgewiesen. Insgesamt wird an den Endprodukten deutlich, wie effektiv und unter welch ökonomischem Druck Alltagskeramik entstand, besonders seit der breiten Verwendung von Glasuren. Dazu gehört auch eine weitgehende Unempfindlichkeit gegenüber optischen Mängeln (vgl. Abb. 1). Zusätzlich ist ein deutliches Nachlassen der allgemeinen Qualität neuzeitlichen Geschirrs gegenüber unglasierter spätmittelalterlicher Ware zu konstatieren – sicher eine arbeitsökonomische Kompensation des zusätzlichen Kosten- und Zeitfaktors »Glasieren«.

Seit dem Spätmittelalter ergänzt Steinzeug, ein aus besonderen Tonen hergestelltes, voll gesintertes und dadurch gegenüber plötzlichen Temperaturänderungen weniger resistentes Geschirr, die Irdewarepalette (Abb. 2 a+b/c). Auftreten, Formenspektrum und Qualität des Steinzeugs sind dabei regional sehr unterschiedlich. Für Leipzig lässt sich zunächst feststellen, dass der Anteil an Steinzeug im Untersuchungszeitraum prinzipiell nicht sehr hoch gewesen zu sein scheint – die in der Grimmaischen Vorstadt hergestellte Irdeware war wohl einfach gut genug. Sie wurde z. T. so hoch und teilgesintert gebrannt, dass man im Zuge der Ausgrabungen hier schon eine eigene Steinzeugproduktion vermutete, was sich aber nicht bestätigte. Bei dem »echten« Steinzeug, welches wir in Leipzig finden, handelt es sich fast ausschließlich um Importe aus der Altenburg-Waldenburger Region, deren Produktionsausstoß Fernimporte weitgehend überflüssig machte.

## Benutzung

Ebenso wie auf die Herstellung lassen sich auch auf die Benutzung von Gefäßen Rückschlüsse ziehen, die nur auf genauer Beobachtung der Fundstücke beruhen. Das beginnt im Prinzip schon beim Keramikerwerb. In den Verbraucherinventaren aus Leipzigs Innenstadt fanden sich qualitativ so schlechte Gefäße, mit erheblichen Dellen und Rissen oder angebackenen Fremdscherben (von Farb- und Glasurflecken

bzw. ungenügend deckender Glasur gar nicht zu reden), dass sie im Fundkontext der Keramikproduktion des Augustusplatzes zweifelsfrei als »Ausschuss« angesprochen worden wären (Abb. 3). Sie wurden aber an den Mann bzw. die Frau gebracht – wir wissen nicht wie, aber es funktionierte. An diesen Beispielen sieht man, wie weit unser heutiges, an makelloser, standardisierter Industrieware geschultes Qualitätsempfinden von der Realität vergangener Jahrhunderte entfernt ist.

Nach dem Erwerb kommt die Benutzung. Eine statistische Auswertung der wichtigsten Gebrauchsspuren Abrieb, Ruß, Kalk, Inhaltsreste und Verfärbungen ermöglichte eine Fülle von Aussagen zur Art und Intensität der Verwendung einzelner Gefäßtypen. Man erkennt, welche Gefäßtypen sehr häufig, selten oder nie auf dem Feuer standen, was etwas über ihre Funktion als Koch- oder Serviergefäß aussagt. Es gibt Gefäßformen wie die Grapenpfanne (Dreibeinpfanne), die ohne Herdfeuer gar keine Existenzberechtigung gehabt zu haben scheint, da ihre Vertreter zu ca. 80 % verrußt sind. Damit sind sie Spitzeneiter vor Grapentöpfen mit ca. 60 % (Abb. 4) und Henkeltöpfen mit ca. 20 %. Für Henkeltöpfe gab es demnach, um bei diesen Beispielen zu bleiben, noch eine ganze Reihe anderer Funktionen, als mit ihnen zu kochen. Henkelschüsseln trugen so auffällig oft Kalkspuren, dass sie in diesen Fällen wohl nur als Wasserkocher oder Verdunstungsgefäß dienten. Spielzeuggeschirr, welches die Gefäße der Erwachsenenwelt getreulich in kleinerem Maßstab nachahmt, trägt manchmal auch Rußspuren, d. h. mit ihm wurde auch »richtig« Kochen geübt.

Andere Gebrauchsspuren widersprechen nicht selten der Funktion, die man den Gefäßen zunächst anhand von Gefäßform und Warenart zugeschrieben hätte. Besonders deutlich zeigt sich das an der »schonungslosen« Verwendung eigentlich repräsentativer Gefäße aus bemalter Irdeware, ja sogar Steinzeug, deren Einsatz auf dem Herdfeuer wiederholt nachgewiesen werden konnte. Die herkömmliche Auffassung, dass mit Steinzeug generell nicht gekocht werden kann, ist so pauschal nicht aufrecht zu erhalten, denn unter Berücksichtigung bestimmter Bedingungen geht es.<sup>38</sup> Kannen, klassische Schankgefäß, können zum Aufwärmen auch mal eben ans Herdfeuer gestellt worden sein, dann tragen sie »unpassenderweise« Rußspuren. Sehr große Vorratsgefäß, die man sich schon allein aufgrund ihres erheblichen Gewichts in einer Ecke stehend vorstellt, können ebenfalls kräftigen Ruß- oder Abriebsspuren tragen, wurden also doch häufiger bewegt und sogar auf den Herd gestellt.

Generell können wir mit allen beobachteten Gebrauchsspuren abseits statistischer Tendenzen eine große, nicht durch »Regeln« zu erfassende Individualität im Umgang mit Keramik feststellen. Das klingt zunächst banal, wenn wir an dieser Stelle an un-

<sup>38</sup> Der vollständig gesinterte, d. h. glasähnliche Scherben von Steinzeug kann schnelle Temperaturänderungen schlecht ausgleichen, was zu SpannungsrisSEN führt. Man kann diesen Effekt mit langsamer Erwärmung beim Kochen oder der Zugabe von Magerung bei der Herstellung, die nicht mit sintert, weitgehend vermeiden.

seren persönlichen Umgang mit der eigenen materiellen Umwelt denken. Die Versuchung, bei statistischen Auswertungen möglichst eindeutige Tendenzen herauszuarbeiten, ist jedoch unterschwellig immer gegeben, weshalb eine Beachtung solcher zahlreichen individuellen Lösungen einer zu pauschalen Betrachtungsweise – die in der Literatur zu diesem Thema zweifellos vorhanden ist – vorbauen kann.

### Reparatur und Entsorgung

Im untersuchten Gesamtmaterial von mehreren Hundert Gefäßen fand sich nur ein einziges mit einer erkennbaren Reparatur (Abb. 5a+b). Dieses Verhältnis unterstreicht zunächst die Situation in einer Töpferstadt mit ständig verfügbarer preiswerter Keramik, was Reparaturen auf den ersten Blick überflüssig machen sollte. Spannenderweise stammt dieses Gefäß (ein einfacher Henkeltopf!) mit hoher Wahrscheinlichkeit gerade aus einem sehr begüterten Haushalt, der Latrine des Ratsherrn Valten Leise, in welcher er auch seinen goldenen Siegelring verlor.<sup>39</sup> Außerdem handelt es sich nicht um eine der eher bekannten Reparaturen keramischer Gefäße mittels Drahtbindung, sondern um die bisher noch nicht beobachtete Methode, ein entstandenes Loch mit Ton zu verschmieren, die Stelle zu glasieren und das Gefäß erneut zu brennen. Im oben geschilderten Kontext ein scheinbar unverhältnismäßiger Aufwand, dessen Motivation wir nicht konkreter fassen können.

Hochinteressant ist auch der extrem unterschiedliche Zustand, in dem Geschirr entsorgt wurde. Die Spannweite reicht von ganzen Inventaren, die nahezu neuwertig weggeworfen wurden, bis zu regelrecht »kaputtgenutzten« Gefäßen in anderen Latrinen. Für erstere sind die Ursachen schwer fassbar und können in Umzügen, Haushaltsauflösungen nach Tod des Besitzers oder überstandenen Seuchen liegen – alles vorstellbare Gründe, sich von ganzen Serien fast neuer Gefäße zu trennen. Für die extrem benutzten Geschirre kann man sich schon leichter finanzielle Zwänge vorstellen. An diese Unterschiede können, wie an Reparatur und Ausschuss, erste soziale Interpretationen geknüpft werden.

Man erkennt an diesen extrem abgenutzten Gefäßen durch überdeckende Fußspuren, dass sie häufig auch nach dem Verlust von Beinen und Henkeln oder der Beschädigung von Rand und Wandung weiterbenutzt wurden – solange es irgendwie ging. Manche der ehemals dreibeinigen Gräben standen nach dem Verlust eines Beins oder Beinteils sehr schräg – wie man an eingebrannten Inhaltsresten sieht – es störte nicht (vgl. Abb. 4). In manchen Töpfen wurde die innere Glasur regelrecht herunter-

<sup>39</sup> Dirk Scheidemantel, Frühneuzeitliche Hohlglasfunde aus Leipzig, Petersstraße 28 (Veröffentlichungen des Landesamtes für Archäologie mit Landesmuseum für Vorgeschichte 36), Dresden 2002, besonders S. 80–85.

gerührt – und »bereicherte« auf diese Weise die Nahrung (Abb. 6). Erst wenn sprichwörtlich ein Loch in den Boden gerührt war, wurde der Topf weggeworfen. Über die Giftigkeit von Bleiglasuren war damals allgemein nichts bekannt.

## Sonderformen

Ein wichtiges Anliegen der Untersuchung war es, die Vielfalt der Gefäßkeramik vorzustellen und sich besonders weniger bekannten, dafür oft umso interessanteren Formen zu widmen und bei bisher wenig oder gar nicht bekannten Typen die Funktion zu klären. Denkt man bei Geschirrkeramik zuerst an die klassischen Einsatzbereiche Kochen und Essen, gab es doch weit mehr Lebensbereiche, in denen Gefäße aus Keramik eine Rolle spielten. Viele davon spiegeln sich im untersuchten Leipziger Fundmaterial wider. Bei dieser Funktionsanalyse half oft der Vergleich mit Gefäßen aus anderen Materialien bzw. volkskundlich erforschten Formen des 19./20. Jahrhunderts.

Zu besonderen *Tischgefäßen* gehören u. a. Fußschalen sowie kleine, aus Tonplatten aufgebaute Kästchen (Abb. 7) und ein Becher in Form einer polychrom glasierten Frauenfigur (Abb. 8). Sogenannte »Ringelkrüge« aus Peniger Steinzeug lassen sich als *Scherzgefäß* bezeichnen (Abb. 9). Ein mit Maßwerkverzierung reich dekorerter, grün glasierter Deckel könnte zu einer Tabakdose gehört haben (Abb. 10a).

Beim Thema *Beleuchtung und Heizung* bietet sich Keramik geradezu an, da sie nicht brennbar und im Gegensatz zu Metall auch schlecht Wärme leitend ist. So bestehen Kerzenständer bzw. Kerzenhäuschen sowie Öllampen und -leuchter (Abb. 11) aus Irdeware. Das gleiche gilt für Glutschalen bzw. größere Gluttopfe (Abb. 12), welche gefüllt mit glühender Kohle zum Aufwärmen bereitgestellt wurden. Diese Gefäße und ihre Deckel zeigen meist eine Ausschnittverzierung oder gelochte Zonen, weshalb man sie, gerade im fragmentierten Zustand, nicht selten für Siebgefäß hält. Rußspuren bzw. ein anderer Profilverlauf weisen hier den Weg für die richtige Interpretation. Auch Wärmflaschen konnten aus Keramik bestehen.

Eine andere Facette des historischen Alltags, welche vielfältig mit Keramik verknüpft war, ist die tägliche *Toilette bzw. Hygiene*. Hier gab es Lavabo-Kombinationen, die aus einem Gießgefäß und einer Handwaschschale bestanden. Von keramischen Gießgefäßen fand sich im Leipziger Material ein kleines, spätmittelalterliches Fragment aus reduzierend gebrannter Irdeware (Abb. 13). Sie sind auch deshalb als Fund so selten, weil sie wohl vorrangig aus Metall bestanden. Von den Lavaboschüsseln gab es mehr Nachweise aus verschiedenen Jahrhunderten, einfach oder aufwendig gestaltet. Typisch für sie ist eine begradierte Seite, um sie besser in entsprechende Waschschränke oder -nischen einstellen zu können. Etwas ganz Besonderes im Fundspektrum ist ein Perückenständer aus unglasierter weißer Irdeware (Abb. 14).

Spardosen, kleinere Musikinstrumente wie Glöckchen oder eine Flöte, das schon erwähnte Spielzeug- oder Miniaturgeschirr und aus zerbrochenen Gefäßen hergestellte Spieljetons sind weitere spezialisierte *Kleinformen* aus Keramik, die sich im Fundbild des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit niederschlagen.

Wie uns Keramik für *Garten* bzw. *Floristik* heute selbstverständlich ist, so finden sich auch in der Vergangenheit Leipzigs Blumentöpfe, die man auch im zerscherbten Zustand an ihren Bodenlöchern und dem typischen steilen Rand erkennen kann. Die in Leipzig gefundenen Exemplare bestanden aus unglasierter Irdnenware (Abb. 15a+b), doch muss das nicht repräsentativ sein, denn Blumentöpfe sind in der frühen Neuzeit häufig auch aus glasierter Irdnenware, Fayence oder Steinzeug nachgewiesen. Vasen, Blumentopfuntersetzer und ein sehr repräsentativer Blumenpokal des 17. Jahrhunderts vom Augustusplatz gehören ebenfalls in dieses Spektrum (Abb. 16).

Sowohl vom Augustusplatz als auch aus der Innenstadt gibt es Funde *technischer* bzw. *alchemistischer Keramik*. Transportable keramische Öfen, etwa fassgroß, Destillierschalen, -helme (Abb. 17) und -kolben, Schmelziegel und Retorten, ein Deckel für Sublimation (Umwandlung fester Stoffe direkt in gasförmige, Abb. 18) und Siebtöpfe für eine sog. absteigende Destillation (Ausschmelzen leichterer Substanzen aus einem Feststoffgemisch, Abb. 10 li. u.) sowie andere Spezialformen geben Einblick in gewerbliche Vorgänge oder heimische Experimentierlust. Aufgrund einer sehr typischen Gestaltung lassen sich die meisten dieser Formen bei genauer Betrachtung schon durch kleine Fragmente identifizieren.

Ein größeres Inventar alchemistischer Keramik aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, gefunden in einer Latrine des »Thüringer Hofes« auf dem Areal der heutigen Burgstraße 27, erweckt den Eindruck eines komplett entsorgten Labors (Abb. 19). In wohlhabenden neuzeitlichen Haushalten war eine als Liebhaberei oder zur Verfeinerung der Küche betriebene Alchemie nichts Ungewöhnliches. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts gehörte zu den Besitzern der Häuser Burgstraße 21 und 25 mindestens ein Doktor der Medizin, und da Abfall nicht immer zwingend auf der eigenen Parzelle entsorgt wurde, sondern es auch gemeinschaftlich genutzte Latrinen gibt, haben wir hier eine denkbare Verbindung.

Auf dem Augustusplatz ist natürlich zusätzlich noch technische Keramik gefunden worden, welche für den keramischen Brand benötigt wird, so z.B. zahlreiche Brennhilfen, die als Ring, Röhre oder Behälter gestaltet sein konnten (Abb. 20).

Unter der häufig gefundenen Ofenkeramik wurde durch die thematische Ausrichtung der Untersuchung nur jene berücksichtigt, die vom Entstehungsprozess her mit Geschirrkeramik verwandt ist – also die auf der Drehscheibe entstandenen Becher- oder Schüsselkacheln. Dazu kommen viele, meist noch nicht so bekannte Sonderformen ehemaliger Kachelöfen wie zwiebelförmige Aufsatzkacheln (Abb. 10 re. o. und re. u.), Wärmeröhren oder in die Öfen eingebaute Warmwasserbehälter.

## Importe

Eine wichtige Beobachtung im bearbeiteten Material ist die weitgehende Abwesenheit von Importgefäßen, was bei einer Handels- und Messestadt wie Leipzig zunächst verwundert. Lediglich ein Fragment der Werra-Ware aus dem späten 16./frühen 17. Jahrhundert – einer qualitätvoll polychrom bemalten Irdnenware – und ein hochwertiger Becher aus Feiner schwarzer Irdnenware aus dem nordschwäbisch-westfränkischem Raum aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts (Abb. 21) ließen sich als Fernimporte identifizieren. Für diese Situation kann man jedoch auch plausible Gründe finden: Ein leistungsfähiges Töpfergewerbe vor Ort, ein aufgrund hochwertiger Irdnenware geringer Bedarf an Steinzeug, welcher zudem aus der Region gedeckt wurde, sowie der gegenüber anderen Materialien beschränkte Repräsentationscharakter von Keramik ließen für keramische Importe offenbar nur einen geringen Bedarf offen. Die als überregionale Importe identifizierten Einzelstücke kamen vermutlich nicht aufgrund regulärer Handelskontakte, sondern als Geschenk oder Mitbringsel nach Leipzig

## Ausblick

Die Bearbeitung der Leipziger Keramik des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit im Rahmen einer Dissertation, auf welcher der vorliegende Text beruht, konnte wichtige typologische und chronologische Leitlinien der in diesem Zeitraum in Leipzig hergestellten und gebrauchten Keramik sichtbar machen. Gleichzeitig beruht diese Untersuchung trotz einer beabsichtigten breiten Streuung, was die Datierung, den Charakter und die Lage der ausgewählten Latrinen und Gruben betrifft, wie alle anderen auch auf einer begrenzten Materialmenge. Neue Ausgrabungen werden das hier umrissene Bild der Leipziger Keramik sicher weiter ergänzen und schärfen. Anlass bieten dazu z. B. die Funde vom Leuschnerplatz, wo 2004/2005 im Zuge der Bauarbeiten für den City-Tunnel Teile der ehemaligen Petersvorstadt untersucht werden konnten.<sup>40</sup> Zu den herausragenden Funden gehören dort auch Hinterlassenschaften einer Keramikproduktion aus dem 16. Jahrhundert mit einer hohen Funddichte.

Abbildungsnachweis für die Folgeseiten: Fotografien vom Verfasser;  
Zeichnungen: Landesamt für Archäologie mit Landesmuseum für Vorgeschichte Dresden

---

40 Anne Homann, Peter Hiptmeier, Archäologische Ausgrabungen im Freistaat Sachsen. Leipzig und sein Jahrhundert-Projekt: City-Tunnel (Dresden 2006). Zugriff unter <http://www.archaeologie.sachsen.de/Themenportal/1133.htm> (September 2009).

Abb. 1  
*Unglasierter  
 Grapentopf mit  
 zahlreichen Glasur-  
 verläufen vom  
 Herstellungsbrand.  
 Frühes 17. Jh.,  
 Augustusplatz,  
 Höhe 27,5 cm.*



Abb. 2a+b/c:

a (oben rechts): Einfache Krüge aus Westsächsisch-ostthüringischem Steinzeug, einmal in der grob  
 gemagerten, hitzebeständigeren  
 Variante (links, Höhe 16,6 cm),  
 einmal fein gemagert (rechts, Höhe  
 22,4 cm), aus der Valten-Leise-  
 Latrine von der Petersstraße 28,  
 2. Hälfte 16. Jh.



b/c (beide rechts): Reich verzierte,  
 große vierkantige Flasche aus  
 Westsächsisch-ostthüringischem  
 Steinzeug vom Thüringer Hof  
 (Burgstraße 25/27), 17. Jh.  
 Erhaltene Höhe 29,5 cm.

Abb. 3:

Henkeltopf aus der 2. Hälfte des  
 14. Jh. von der Großen Fleischer-  
 gasse 17, der beim keramischen  
 Brand auf der Seite lag und durch  
 die Auflast eines anderen Gefäßes  
 stark deformiert wurde. Trotz die-  
 ser erheblichen Herstellungsmängel  
 wie einer eingedrückten Wandung  
 und einem breiten Riss im Boden  
 fand er in einem Haushalt Ver-  
 wendung. Höhe 26 cm.



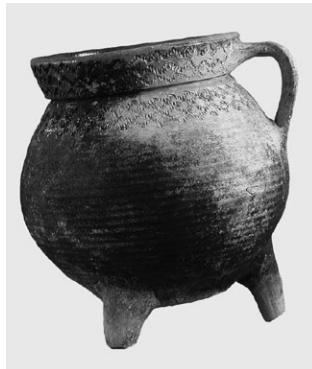


Abb. 4:  
Rollstempelverzierter und massiv verrosteter, gelb glasierter Grapentopf mit abgeriebenen Standfüßen aus dem 2. Viertel des 17. Jh. vom Barfußgässchen 10. Höhe 19 cm.

Abb. 5a+b:  
Ein einfacher, gelb glasierter Kochtopf des späten 16. Jahrhunderts aus der Valten-Leise-Latrine der Petersstraße 28, an dem nach einer gewissen Benutzungszeit ein Wandungsloch mit einem Tonstück und erneutem Brand repariert wurde.  
Kleines Bild: vergrößerte Außenansicht der Reparaturstelle. Höhe 19 cm.



Abb. 6:  
Blick in einen grün glasierten Kochtopf des späten 16. Jh. mit fast komplett herunter gerührter Glasur auf dem Innenboden. Valten-Leise-Latrine der Petersstraße 28, Höhe 22 cm.

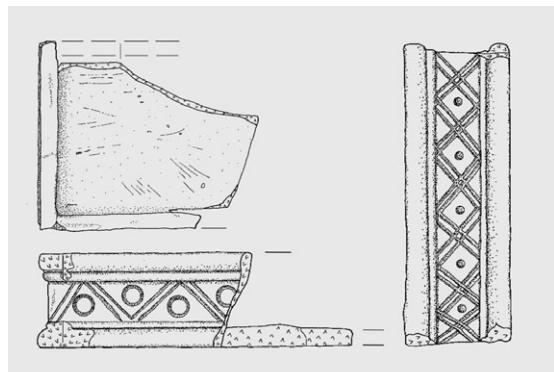


Abb. 7:  
Auf- und Seitenansichten eines aus Tonplatten aufgebauten Kästchens aus grün glasierter Irdengeschirr mit Ritzverzierung an den Schmalseiten. Hainstraße 6, 1. Hälfte 17. Jh., erhaltene Länge 15,5 cm.

Abb. 8:

Aufwendig gestalteter Becher in Form einer polychrom glasierten Frauenfigur, Kopf (= Mündung) abgebrochen.  
 Rock gelb glasiert, Obergewand grün, Halsausschnitt/ Hemd und Ärmel weiß, Halsband, Gürtel und Schürze dunkelgrün, Korb blau. Zweite Hälfte 17. Jh., vom Thüringer Hof (Burgstraße 25/27). Erhaltene Höhe 15 cm.



Abb. 9 a/b:

Ringelkrug aus Peniger Steinzeug aus der Vallen-Leise-Latrine der Petersstraße 28, 2. Hälfte 16. Jh. Die ursprünglich in die kleinen Henkel eingehängten, nicht mehr erhaltenen Ringe sollten bei Benutzung klappern. Höhe 9,2 cm.

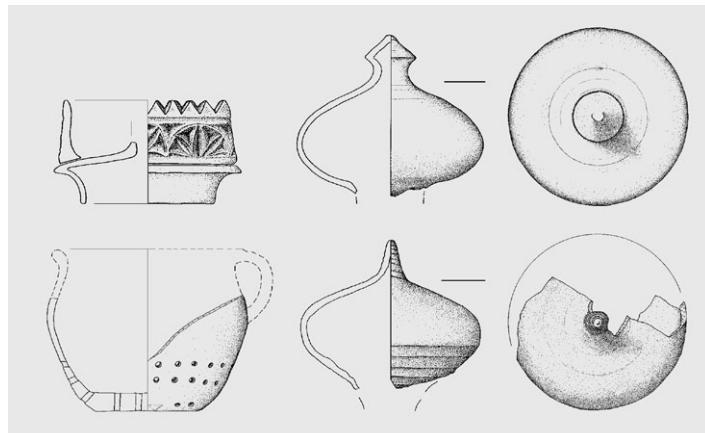


Abb. 10a–d:

Keramische Sonderformen aus Leipziger Produktion.

a: grün glasierter Schmuckdeckel mit Maßwerkverzierung in Kerbschnitttechnik, 1. Hälfte 17. Jh., vom Augustusplatz.

b: dickbodiger, unglasierter Topf für Sublimation, spätes 16./frühes 17. Jh., vom Augustusplatz.



c/d: grün glasierte, zwiebelförmige Bekrönungskacheln, 1.–3. Viertel 17. Jh. vom Thüringer Hof (Burgstraße 25/27, oben) bzw. der Petersstraße 28.

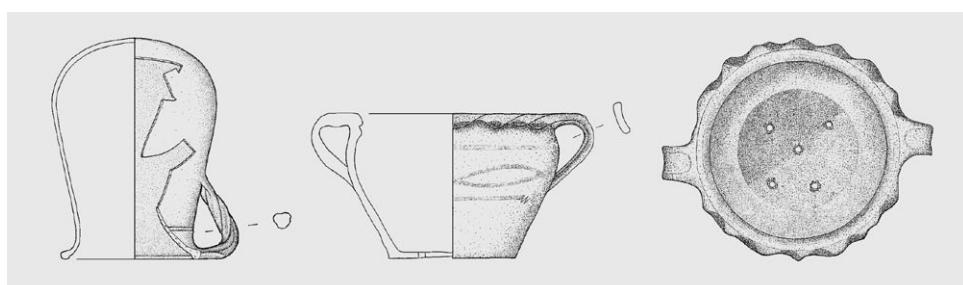
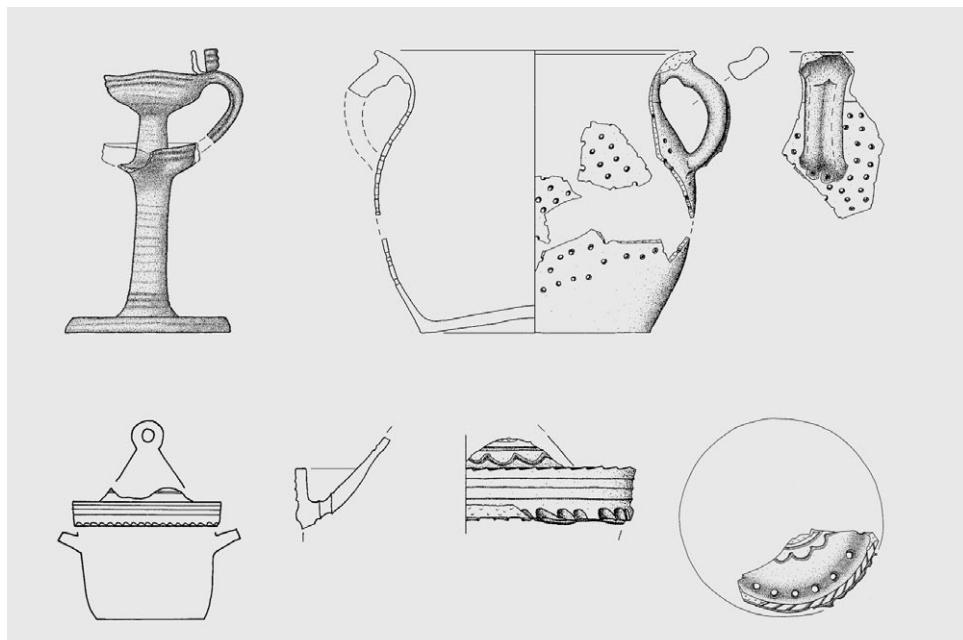


Abb. 14 (links): Perückenständer aus feiner weißer Irdnenware mit tordiertem Henkel von Webers Hof (Hainstraße 3) aus der 1. Hälfte des 17. Jh. Höhe 21,5 cm.

Abb. 15 a+b (rechts): Doppelhenkiger Blumentopf aus unglasierter Gelber Irdnenware mit gewelltem Rand und Engobeverzierung. Valten-Leise-Latrine der Petersstraße 28, 2. Hälfte 16. Jh. Höhe ca. 20 cm. Auf- und Seitenansicht.

Abb. 16:

Dreiheinkelvase (?) aus  
Maßwerkverzierter glasierter  
Irdnenware vom Augustusplatz  
mit durch Zirkelschlag  
konstruierter Kerbschnitt-  
verzierung.  
Spätes 16./frühes 17. Jh.,  
erhaltene Höhe 14,7 cm.

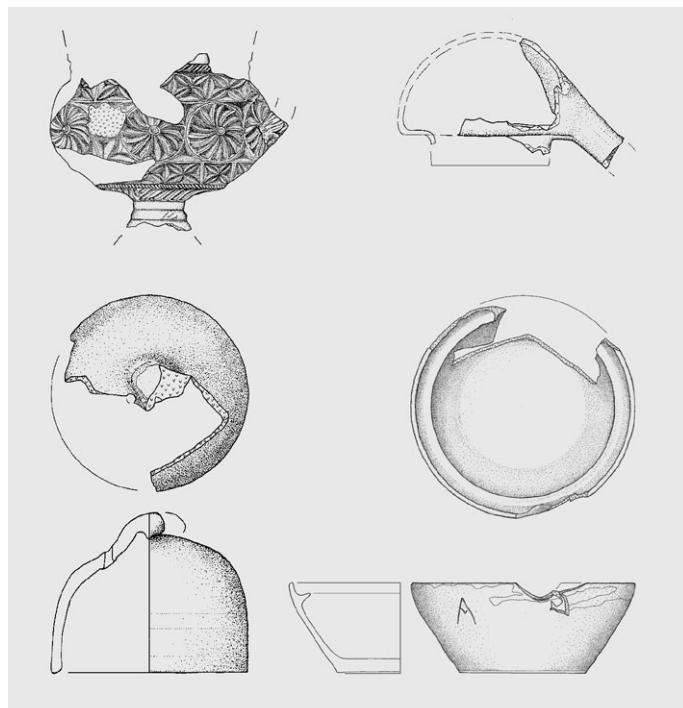


Abb. 17 (oben rechts):

Destillationshelm (Alembik)  
aus Westsächsisch-ostthürin-  
gischem Steinzeug vom  
Augustusplatz, 15. Jh.  
Erhaltene Höhe 10 cm.

Abb. 18 (Mitte links):

Glockenförmiger Sublimier-  
helm aus unglasierter Gelber  
Irdnenware mit einem Loch  
zum Druckausgleich.  
Höhe 9 cm, Thüringer  
Hof (Burgstr. 25/27),  
Mitte 17. Jh.

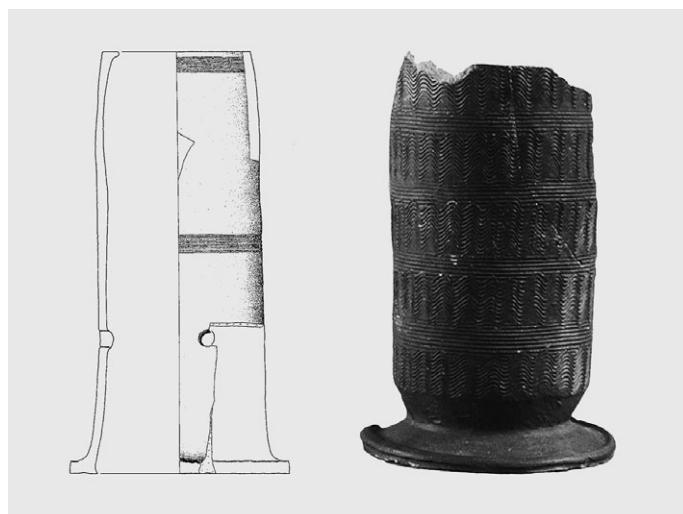


Abb. 20 (unten links):

Röhrenförmige Brennhilfe aus  
unglasierter gelber Irdnenware  
vom Augustusplatz,  
16./frühes 17. Jh.  
Höhe 43 cm.

Abb. 21 (unten rechts):

Zylindrischer Becher aus steinzeugartiger, feiner schwarzer Irdnenware aus dem nordschwäbisch-westfränkischem  
Raum, gefunden in der Valten-Leise-Latrine der Petersstraße 28. Erste Hälfte 16. Jh. Erhaltene Höhe 11 cm.



### Zäsuren sächsischer Geschichte

1089 • 1247 • 1423 • 1485 • 1547 • 1697

1815 • 1831 • 1866 • 1918 • 1933 • 1989

Herausgegeben von Reinhardt Eigenwill

ISBN 978-3-86729-059-3

fadengeheftete Broschur, 15 x 23 cm, 256 Seiten,  
15 Abbildungen, 22 Euro, 1. Auflage 2010

Autoren: Peter Wiegand, Reinhardt Butz, André Thieme, Heiko Jadatz, Ulrich Rosseaux, Winfried Müller, Josef Matzerath, Reinhardt Eigenwill, Mike Schmeitzner, Konstantin Hermann, Nicole Völtz

»Der Blick auf die deutsche Geschichte wird allzu sehr vom österreichisch-preußischen Dualismus bestimmt. Dabei war es noch bis weit in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts nicht ausgemacht, welchen Weg der von den Habsburgern beherrschte Länderkomplex nehmen würde. Von einer preußischen Großmacht konnte man zu dieser Zeit nicht einmal etwas ahnen. Anderen deutschen Territorialstaaten standen noch alle Entwicklungsmöglichkeiten offen. Die sächsischen Fürstentümer gehörten schon zu Beginn der frühen Neuzeit zu den ökonomisch und kulturell führenden deutschen Ländern. Die Übertragung der Kurwürde von der ernestinischen auf die albertinische Linie des Hauses Wettin machte die Landesteilung von 1485 teilweise rückgängig. Außer dem habsburgischen Länderverband schien dem Kurstaat der Albertiner Mitte des 16. Jahrhunderts kein anderes Territorium innerhalb des Reiches ebenbürtig oder überlegen zu sein. Das Ursprungsland des Protestantismus nahm als Führungsmacht der evangelischen Reichsstände während der konfessionellen und politischen Auseinandersetzungen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und im folgenden Jahrhundert eine Schlüsselstellung ein. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts schickten sich die Albertiner an, im Reich und in Europa eine Großmachtrolle zu beanspruchen. Kurfürst Friedrich August I. erlangte 1697 die polnische Königskrone ...«

Was hier im Vorwort die geschichtlichen Potenziale zweier Jahrhunderte anreißt, umspielen dann im Buch die Essays zu den großen Zäsuren von 1485, 1547 und 1697. Und das sind nur drei von insgesamt zwölf Essays, in denen elf Autoren die wichtigsten Einschnitte in der Geschichte Sachsens über ein Jahrtausend hin thematisieren – von 1089 an, das erst im Umfeld der Wettinfeiern 1889 als Epochenjahr entdeckt (oder glücklich erfunden?) worden ist, bis zum Jahr der friedlichen Revolution, die von Sachsen aus das Tor zur Einheit Deutschlands und für Europa weit aufgestoßen hat.

»Die Anthologie, die einen ambitionierten Querschnitt bietet über tausend Jahre, möchte mit renommierten Historikern ein großes Publikum erreichen und setzt auf die Suggestion markanter Jahreszahlen: Zäsuren sächsischer Geschichte ... Es ist und bleibt spannend, von der Leipziger Teilung zu lesen oder der Verwandlung Sachsens in eine konstitutionelle Monarchie, oder der Schlacht von Königgrätz, und auch aus dem strapazierten Thema der Wahl Augusts des Starken zum polnischen König werden Funken geschlagen. Das alles ergibt eine interessante Lektüre für den Kenner sächsischer Geschichte mit vielen klugen Reflexionen und durchaus neuen Einsichten ...«

(Rezension von Hans-Peter Lühr aus: »Sächsische Zeitung« vom 11. Dez. 2010)

# Hunc librum obtinuit frater Iohannes de Weyda

## Zum Buchbesitz im Leipziger Dominikanerkloster im frühen 16. Jahrhundert

*Frank-Joachim Stewing*

Für Thomas Thibault Döring  
zum 50. Geburtstag

### I.

Die Büchersammlung, die im ausgehenden Mittelalter institutionell mit dem Leipziger Dominikanerkloster St. Pauli verbunden war, spielt für die Rekonstruktion des universitären, geistlichen und städtischen Buchbesitzes in Leipzig in den Jahrzehnten um bzw. nach 1500 eine herausragende Rolle.<sup>1</sup> Das beruht nicht zuletzt darauf, dass die Bibliothek des Klosters, zu deren Neubau die Künstlerfakultät finanziell beitrug,<sup>2</sup> von 1511 an zu den Büchersammlungen in Leipzig gehörte, die den graduierten Angehörigen der Leipziger Universität offenstanden.<sup>3</sup> Lösungen dieser Art waren im Zuge der oft schwierigen, von den einzelnen inneruniversitären Einrichtungen mit Buchbesitz oft mit Skepsis betrachteten oder hintertriebenen Formierung bzw. Institutionalisierung zentraler universitärer Büchersammlungen nicht selten.<sup>4</sup> Für die Büchersammlung der Leipziger Dominikaner resultierte daraus eine Reihe von Veränderungen, die hier nicht weiter zu thematisieren sind.<sup>5</sup> Doch schufen sie letztlich ganz entscheidend die Grundlage dafür, dass nach 1540 der Bibliotheksbau und die hier aufgestellten Buchbestände zur Keimzelle der Leipziger Universitätsbibliothek wurden.<sup>6</sup> Im Zen-

1 Eine die Überlieferung und die erhaltenen Handschriften und Inkunabel- und Frühdrucke berücksichtigende Untersuchung ist ein dringliches Desiderat nicht nur der Leipziger Bibliotheks- und Stadtgeschichte. Vgl. vorerst Anett Löffler, Die Leipziger Klosterbibliotheken und deren Buchbesitz um 1500. Eine Bestandsaufnahme, in: Enno Bünz (Hg.), Bücher, Drucker, Bibliotheken in Mitteleuropa. Neue Forschungen zur Kommunikations- und Mediengeschichte um 1500 (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 15), Leipzig 2006, S. 167–206, hier S. 167–186.

2 MUL II, 463.

3 Vgl. Enno Bünz, Gründung und Entfaltung. Die spätmittelalterliche Universität Leipzig 1409–1539, in: Enno Bünz, Manfred Rudersdorf, Detlef Döring, Geschichte der Universität Leipzig 1409–2009. Band 1: Spätes Mittelalter und Frühe Neuzeit, 1409–1830/31, Leipzig 2009, S. 17–325, hier S. 131.

4 Von der Forschung bislang noch nicht diskutiert.

5 Aspekte künftig in Frank-Joachim Stewing: Konrad Niesemann und seine Bücher. Zum Buchbesitz eines Leipziger Hochschullehrers um 1500, in: Thomas Fuchs, Christoph Mackert, Reinhold Scholl (Hg.), Das alte Buch in Antike, Mittelalter und Frühe Neuzeit. Die Bestände der Sondersammlungen der Universitätsbibliothek Leipzig (in Vorbereitung).

6 Ulrich Johannes Schneider: Universitätsbibliothek Leipzig, in: Ulrich von Hehl, Uwe John, Manfred Rudersdorf (Hg.), Geschichte der Universität Leipzig 1409–2009, Band 4: Fakultäten, Institute, zentrale Einrichtungen, 2 Bände, Leipzig 2009, S. 1473–1494, S. 1474 f.

trum der sich anschließenden Betrachtungen steht jedoch nicht der in der Bibliothek aufgestellte bzw. angekettet auf Pulten für die berechtigten Angehörigen des Konvents sowie für die darüber hinaus zugelassenen Benutzer bereitliegende Buchbestand des Klosters. Vielmehr sollen, ohne den Gegenstand in der erforderlichen Tiefe thematisieren zu können, an einem Fallbeispiel die klösterlichen Buchbestände näher in den Blick genommen werden, die als Teil des gemeinsamen Buchbesitzes einzelnen Angehörigen des Konvents befristet zur Benutzung überlassen wurden.

## II.

Ausgangspunkt ist der bislang gesichert nachweisbare private Buchbesitz des Thomas Wacker aus Freyburg an der Unstrut. In Leipzig hatte er sich im Wintersemester 1467/68 immatrikuliert,<sup>7</sup> um hier an der Artistenfakultät im Wintersemester 1470/71 zum Bakkalar promoviert zu werden.<sup>8</sup> Über den weiteren akademischen Werdegang sowie seine späteren Tätigkeitsfelder ist nichts bekannt.<sup>9</sup> Doch legt der greifbare Buchbesitz nahe, dass er eine Laufbahn als Jurist einschlug, wobei er sich, und das bei aller gebotenen Vorsicht, intensiver dem römischen Recht zugewendet zu haben scheint. Die bei zwei Bänden mit Leipzig in Verbindung zu bringenden Einbände verweisen darüber hinaus darauf, dass sich Wacker in den achtziger Jahren möglicherweise noch in Leipzig aufhielt bzw. noch Kontakte nach Leipzig unterhielt.<sup>10</sup> Der offenkundig auch in seiner Heimatstadt Freyburg verstorbene Thomas Wacker besaß neben einer deutsch-lateinischen Ausgabe der *»Sententiarum variationes sive synonyma«*<sup>11</sup> des italienischen Grammatikers Stephanus Fliscus,<sup>12</sup> gedruckt um 1479 in Augsburg von Johann Bämmler,<sup>13</sup> zwei Druckausgaben der frühen achtziger Jahre des 15. Jahrhunderts mit juristischen Werken. Alle drei Bände hinterließ Wacker, der vor 1504 verstarb, testamentarisch Jakob Wacker dem Jüngerer, einem nahen Verwandten.

An juristischen Werken gehörte Wacker das *»Formularium procuratorum et advocateorum Curiae Romanae«*. Dabei handelt es sich um ein Handbuch für die Führung von Prozessen an der römische Kurie, das sich, wie die Wahl der Beispiele zeigt, an eine primär aus dem deutschen Sprachraum stammende Klientel richtete und dementsprechend auch in Deutschland eine sehr große Verbreitung fand.<sup>14</sup> In Wackers

7 MUL I, 266.

8 MUL II, 225.

9 Entsprechende Recherchen wurden nicht angestellt.

10 Vgl. dazu künftig den Inkunabelkatalog der Universitätsbibliothek Leipzig (UBL-Ink), der z. Z. von Thomas Thibault Döring und dem Verfasser bearbeitet wird.

11 Universitätsbibliothek Leipzig, Ed.vet.s.a.m.50.

12 Vgl. Judith R. Henderson, On reading the rhetoric of the Renaissance letter, in: Heinrich F. Plett (Hg.), *Renaissance-Rhetorik*, Berlin, New York 1993, S. 143–162, hier S. 152.

13 ISTC if00201700. GW 10002.

14 Roderich Stintzing, Geschichte der populären Literatur des römisch-kanonischen Rechts in Deutschland am Ende des fünfzehnten und im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, Leipzig 1867,

Besitz befand sich ein Exemplar der Kölner Ausgabe,<sup>15</sup> die, ergänzt um die ›Termini Rotae Romanae‹ und ›Festa palati‹, um 1482 Johann Koelhoff der Ältere zum Druck brachte.<sup>16</sup> Das zweite juristische Werk ist, gedruckt von Michael Wenssler,<sup>17</sup> ein Exemplar der um 1480 in drei Teilen aufgelegten Basler Ausgabe der ›Casus breves super totum corpus legum‹ des Johannes de Turnhout.<sup>18</sup> Das spätestens um 1476 vollendete Werk des an der Universität in Löwen lehrenden Juristen diente als Einführung für die Studierenden in das römische Recht.<sup>19</sup>

Gegenüber den Besitzvermerken, die auf Thomas Wacker und Jakob Wacker dem Jüngeren Bezug nehmen,<sup>20</sup> ist an Hand einer zweiten Einzeichnung in die ›Casus breves super totum corpus legum‹ die weitere, hier näher interessierende Besitzgeschichte ersichtlich. Soweit es die damit beschenkte Institution, das Leipziger Dominikanerkloster, betrifft, wird sie, ausgehend von kodikologischen bzw. bibliotheksgeschichtlichen Beobachtungen, auch für die beiden anderen Bände dieselbe gewesen sein. Aus einer im Duktus flüchtigen, bereits im dritten Teil des Leipziger Urkundenbuches an versteckter Stelle publizierten Notiz, die ein auf den darüber stehenden Besitzvermerk Bezug nehmender relativischer Anschluss einleitet, geht hervor, dass der Band im Herbst 1504 zur Zeit der Weinernte in Freyburg an der Unstrut den Leipziger Dominikanern übergeben wurde:

»Quo defuncto hunc librum obtinuit frater Iohannes de Weyda, ordinis predicatorum conventus Liptzensis, pro tunc terminarius, tempore vindemie in Friburgk a relicta Bonifatii Wackern, commorante ibidem, anno Domini 1504, et post presentationem dedit reverendus<sup>a)</sup> pater prior Bernadus<sup>b)</sup> de Nuremberga eidem<sup>a)</sup> licentiam ad eundem librum ad usum eius<sup>c)</sup> etc.«<sup>21</sup>

a) korrigiert. – b) davor p gestrichen. – c) korrigiert, davor ein Wort gestrichen.

S. 256–258. Noch nicht abschließend geklärt ist der Anteil einzelner Autoren an dem Handbuch. So handelt es sich bei dem hier als zweiten Traktat abgedruckten Text ›De ordine iudiciorum‹ um ein Werk von Johannes Bauriensis, der vor 1414 als Auditor an der Rota Romana wirkte. Dazu zuletzt Hans-Jörg Gilomen: »... facto realiter in scriptis«. Schriftlichkeit und Mündlichkeit im Verfahren vor der Basler Konzilsrota, in: Susanne Lepsius, Thomas Wetzstein (Hg.), Als die Welt in die Akten kam. Prozessschriftgut im europäischen Mittelalter (Rechtsprechung. Materialien und Studien 27), Frankfurt am Main 2008, S. 197–254, hier S. 204 mit Anm. 40 f.

15 Universitätsbibliothek Leipzig, Ordo.jud.77-n.

16 ISTC if00264600. GW 10219.

17 ISTC it00506000. GW M14860.

18 Universitätsbibliothek Leipzig, Com.jur.46.

19 Hermann Lange, Maximiliane Kriechbaum, Römisches Recht im Mittelalter, Band 2: Die Kommentatoren, München 2007, S. 972. Stintzing, Geschichte (Anm. 14), S. 64–67.

20 Universitätsbibliothek Leipzig, Com.jur.46, Spiegel Vorderdeckel (1) »Iste liber pertinet Thome Wackern de Freyburg« und (2) »Item das buch ist bescheyden dem iunger Iacobo Wacker durch eren Thomam Wackern zeligen, seynen zelen zu gedencken«.

21 Ebd.

[Nachdem er (sc. Jakob Wacker der Jüngere) verstorben war, erhielt das Buch Bruder Johannes aus Weida, aus dem Konvent des Dominikanerordens in Leipzig, zur Zeit Terminarius, zur Zeit der Weinernte in Freyburg von der Witwe des Bonifatius Wacker, die sich ebenfalls dort aufhielt, im Jahre des Herren 1504, und nach der Übereignung (sc. des Buches) erteilte der ehrbare Vater Prior Bernhard aus Nürnberg diesem (sc. Johannes aus Weida) die Lizenz für dasselbe Buch zum eigenen Gebrauch usw.]

In Empfang genommen hatte den Band in Freyburg an der Unstrut der dem Leipziger Dominikanerkonvent angehörende Bruder Johannes aus Weida. Die beiden als Vorbesitzer bezeichneten Angehörigen der Familie Wacker waren zu diesem Zeitpunkt bereits verstorben. Verantwortlich dafür zeichnete, ohne die Verwandtschaftsverhältnisse zu Thomas und Jakob Wacker dem Jüngeren im Einzelnen klären zu wollen, die Witwe eines Bonifatius Wacker. In Freyburg hielt sich Johannes aus Weida in seiner Funktion als Terminarius seines Klosters auf. Er war damit Vorsteher einer kleinen, zum Kloster gehörenden Niederlassung. Als Zentren der Termineien waren diese Niederlassungen im Hinblick auf die Seelsorge nicht nur Außen- bzw. Vorposten des Klosters, mit der die Ordensniederlassungen ihr unmittelbares Umland erschlossen. Eine herausragende, für das Leipziger Dominikanerkloster nicht einmal ansatzweise untersuchte Bedeutung kam ihnen in wirtschaftlicher Hinsicht im Hinblick auf das Einsammeln und die Zwischenlagerung von Almosen zu.<sup>22</sup> Das Leipziger Dominikanerkloster unterhielt Termineien u. a. in Altenburg, Torgau, Grimma, Delitzsch, Weißenfels, Naumburg, Pegau, Lützen und Zeitz.<sup>23</sup> Bislang unbekannt war, dass, wenn der Hinweis überhaupt dahingehend zu interpretieren ist, der Leipziger Dominikanerkonvent auch in Freyburg eine Terminei unterhielt. Bedeutsam ist der Hinweis jedoch nicht allein deshalb. Er gestattet auch weiterführende Erkenntnisse für den Umgang mit den Büchern, über die der Leipziger Konvent verfügte. Er ist nicht nur geeignet, ausgehend vom Buchbesitz, weitere Aussagen zur Rolle der Terminarii vor Ort zu treffen. Er erlaubt es auch, neue Anhaltspunkte im Zusammenhang mit der Vergabe von Büchern zum längerfristigen Gebrauch an einzelne Angehörige eines Konventes zu gewinnen. Die Erteilung entsprechender Lizzenzen ist bislang, worauf mit Nachdruck zu verweisen ist, weder übergreifend noch abschließend thematisiert.<sup>24</sup> Mit Blick auf den Buchbesitz respektive der internen, dem alltäglichen Gebrauch bzw. der wissenschaftlichen Arbeit geschuldeten Benutzung von Büchern

22 Die Geschichte des Klosters ist weitgehend unerforscht. Die urkundliche Überlieferung sowie weiteres Material hält das UB Stadt Leipzig III, S. 138–252 bereit.

23 Vollständig zusammengestellt Walter Schlesinger, Kirchengeschichte Sachsens im Mittelalter, Band 2: Das Zeitalter der deutschen Ostsiedlung (Mitteldeutsche Forschungen 27/ 1), Köln, Wien, 2. Auflage, 1983, S. 318 f.

24 Solche Hinweise in Büchern, v. a. gedruckten, aus dominikanischem Besitz begegnen häufig, sind jedoch weder für Leipzig noch darüber hinaus bisher methodisch gesammelt und ausgewertet worden.

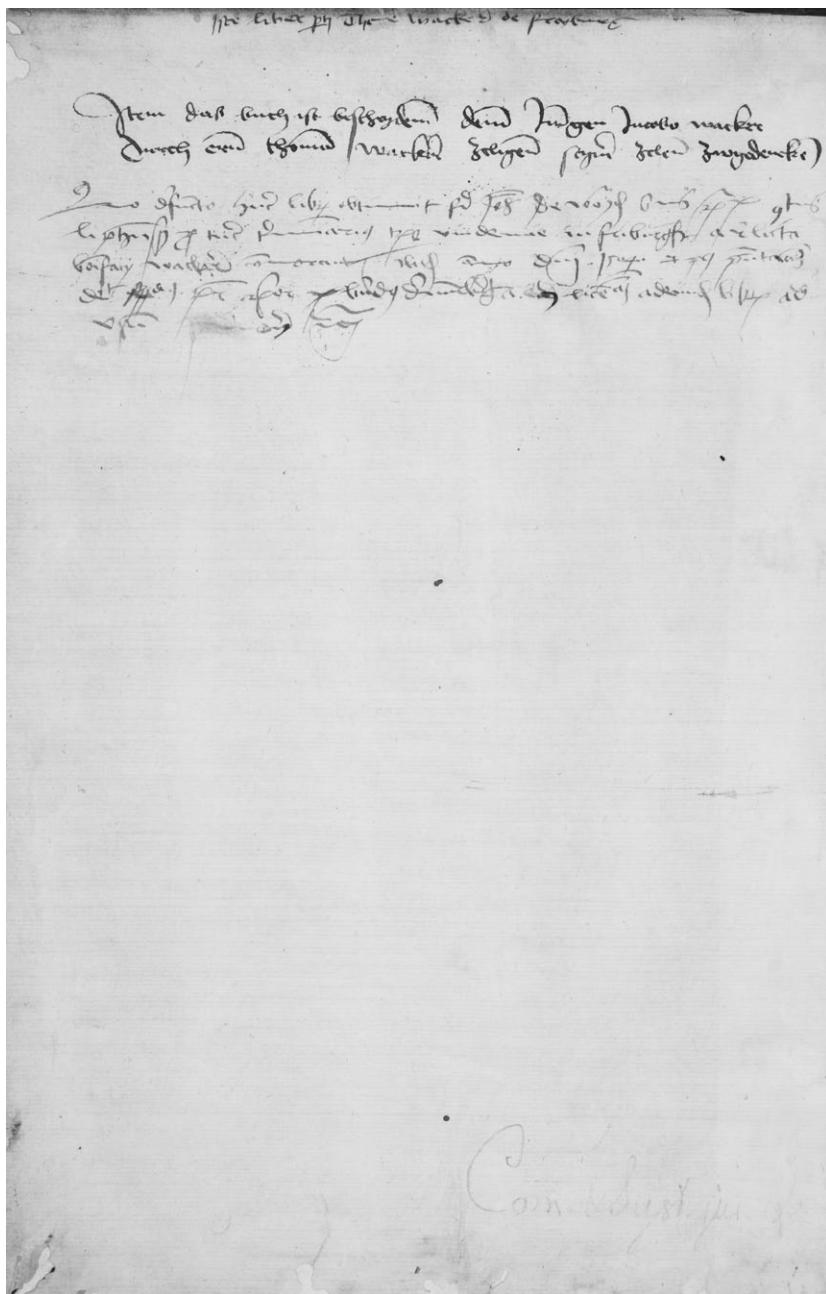
bei den Mendikanten stellt sie ein Forschungsdesiderat dar. Prinzipiell war es den Ordensangehörigen gestattet, selbst Bücher zu besitzen bzw. diese dauerhaft mit sich zu führen oder bei sich aufzubewahren. Doch bedurfte es dafür, wenn hinreichende Gründe vorhanden waren, einer ausdrücklichen Genehmigung durch die Ordensoberen, die im vorliegenden Fall der in Leipzig Theologie studierende und lehrende, wohl kurz nach 1507 verstorbene Leipziger Prior Bernhard Franck aus Nürnberg auch umgehend erteilt hatte.<sup>25</sup>

Es ist nicht bekannt, wie viele Bücher Johannes aus Weida für seinen unmittelbaren Gebrauch bei sich führen bzw. aufzubewahren durfte. Doch spricht der Umstand, dass die Lizenz erteilt wurde, nicht nur dafür, dass die Regelungen hinsichtlich des Besitzes bzw. der personengebundenen Benutzung von Büchern streng befolgt wurden. Er verweist zugleich darauf, dass auch regelmäßig mit derselben Strenge in den Termineien des Klosters eine entsprechende, den dort vorhandenen Buchbesitz betreffende Überprüfung erfolgt sein muss. Dort verblieben dann nur diejenigen Bücher, für die, wie im Fall der *»Casus breves super totum corpus legum«*, eine entsprechende Genehmigung erging. Andere Bücher wurden hingegen nach Leipzig überführt, um hier in der Bibliothek des Klosters aufzugehen. Eindrucksvoll lässt sich das an den Bänden verdeutlichen, die über Umwegen aus Thomas Wackers Besitz dann im Herbst 1504 an das Dominikanerkloster fielen. So gelangten zwei der drei bekannten Bücher Wackers unmittelbar nach Leipzig, darunter, um die beiden juristischen Werke wieder näher in den Blick zu nehmen, Wackers Exemplar des *»Formularium procuratorum et advocatorum Curiae Romanae«*. Nach welchen Kriterien im Einzelnen die Auswahl der persönlich gebundenen Bücher erfolgte, entzieht sich, da persönliche Bücherlisten bislang unbekannt sind, nicht nur im vorliegenden Fall einer endgültigen Klärung. Doch wird fraglos davon auszugehen sein, dass der Buchbesitz vor Ort, wurden die darauf abzielenden Bestimmungen des Ordens befolgt, auf ein Mindestmaß reduziert war und nur das unbedingt Notwendige umfasste.<sup>26</sup> Im Fall der *»Casus breves super totum corpus legum«* ist das äußerst aufschlussreich. Denn es handelt sich hierbei nicht, wie der Titel erwarten lässt, um eine Sammlung von Präzedenzfällen. Vielmehr ist es eine Summe, die, gedacht als Einführung zu Unterrichtszwecken, den Inhalt der einzelnen Teile des römischen Rechtes Gesetz für Gesetz summarisch wiedergibt, und sich damit auch bestens eignet(e), um als Handbuch bzw. Nachschlagewerk für den täglichen Gebrauch zu dienen.<sup>27</sup> Bedarf daran bestand vor Ort nicht zuletzt

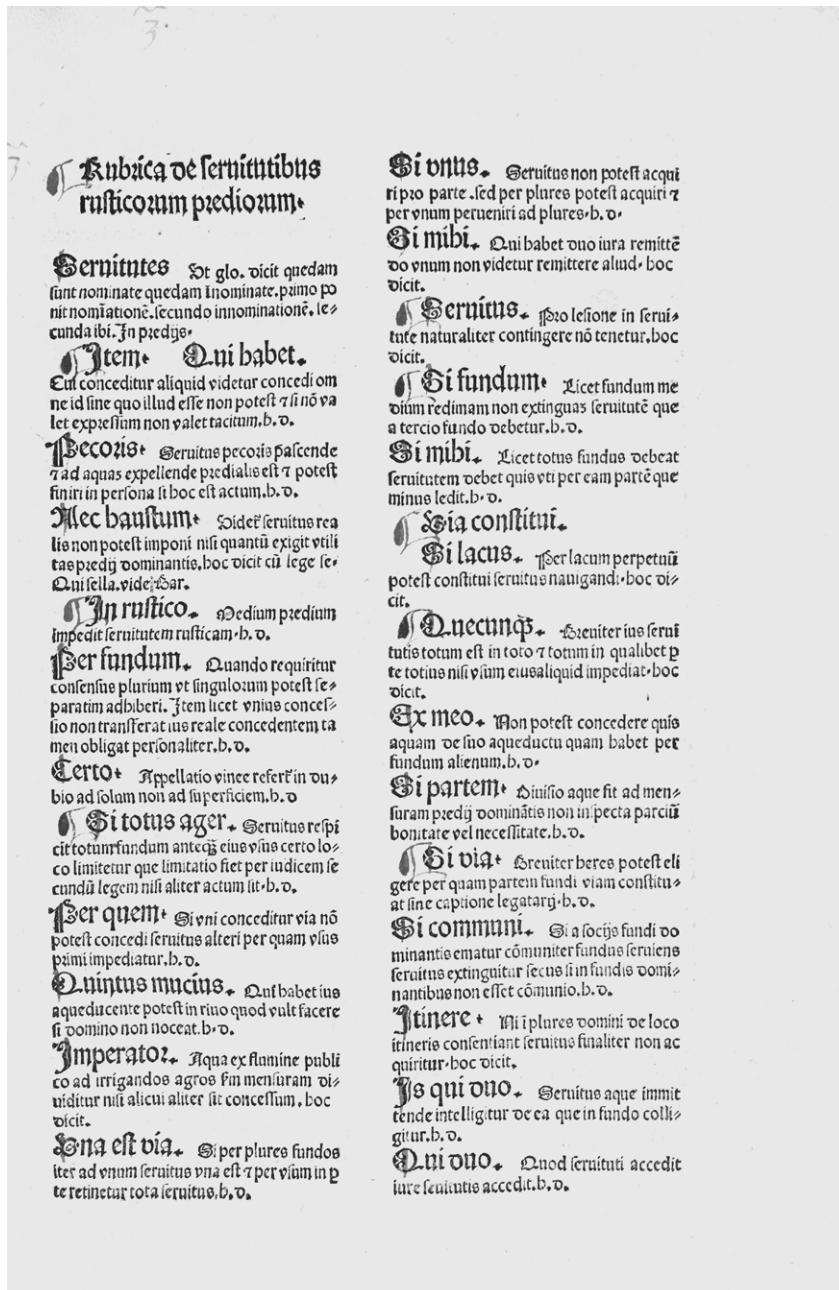
25 Vgl. Gabriel M. Löhr, Die Dominikaner an der Leipziger Universität (Quellen und Forschungen zur Geschichte des Dominikanerordens in Deutschland, 30), Vechta 1934, S. 72, 78.

26 Dasselbe wird auch, ohne es hier weiter verfolgen zu wollen, in den Fällen erfolgt sein, wenn Bücher beispielsweise zu Studienzwecken zum Gebrauch überlassen wurden.

27 Vgl. Frank-Joachim Stewing, Bibliothek und Buchbesitz einer spätmittelalterlichen Pfarrkirche im mitteldeutschen Raum: Das Beispiel Rudolstadt, in: Bünz, Bücher (Anm. 1), S. 207–304, hier S. 241, 244.



Der Spiegel des Vorderdeckels mit den handschriftlich hier eingetragenen Besitz- bzw. Schenkungsvermerken (Universitätsbibliothek Leipzig, Sonderabteilungen, Com. jur. 46)



wegen des außerordentlich engen Kontaktes mit den Gläubigen, für die, argwöhnisch verfolgt von dem ansässigen Pfarrklerus, die Terminarii wie Johannes aus Weida offenkundig nicht nur im Rahmen ihrer Sammeltätigkeit seelsorgerische Verantwortung übernahmen, sondern denen sie auch, wie den zahlreichen, allenthalben auch gedruckten Anfeindungen seitens des Pfarrklerus zu entnehmen ist, als Berater in alltäglichen weltlichen Angelegenheiten zur Seite standen.

### III.

Die Funktion eines Terminarius der Leipziger Dominikaner übte Johannes aus Weida mit Unterbrechungen offenkundig über einen längeren Zeitraum und wiederholt aus. Daneben begegnet Johannes aus Weida, der ordensintern eine theologische Ausbildung erhalten hatte, in den Akten der Provinzialkapitel der Ordensprovinz Saxonia als Angehöriger des Leipziger Konvents und als Sententiarius 1513 in Jena, 1515 in Osnabrück und 1516 in Nordhausen und 1517 in Braunschweig dann als zweiter Leseemeister.<sup>28</sup> Der bislang letzte bekannte Hinweis auf Johannes aus Weida datiert in das Jahr 1519. Als Vorsteher der Naumburger Niederlassung des Klosters beantwortet er mit ruhigen, aber deutlichen Worten am 12. Dezember 1519 einen als verleumderisch bezeichneten Brief (calumnionis scriptis) von Thomas Müntzer. Dieser war als Beichtvater der Zisterzienserinnen in Beuditz bei Weißenfels, ohne im Einzelnen den Hintergrund zu kennen, mit Johannes aus Weida aneinandergeraten.<sup>29</sup> Bis Mitte der dreißiger Jahre des 16. Jahrhunderts wurden die fälligen Leistungen aus der Naumburger Terminei pünktlich nach Leipzig geliefert.<sup>30</sup> Ob Johannes aus Weida zu diesem Zeitpunkt noch als Terminarius in Naumburg amtierte bzw. ob er überhaupt noch lebte, ist unbekannt.

Nach Leipzig zurück gelangte aber der ihm zum Gebrauch überlassene Band mit den ›Casus breves super totum corpus legum. Wenige Jahre später ging er gemeinsam mit den anderen Büchern, die einst Thomas Wacker besessen hatte, in den Besitz der Leipziger Universität über. Mit großer Wahrscheinlichkeit geschah das als Teil der Büchersammlung des Dominikanerklosters. Neben den ›Casus breves super totum corpus legum‹, dem ›Formularium procuratorum et advocatorum curiae Romanae‹ und den von Stephanus Fliscus zusammengestellten ›Sententiarum variationes sive synonyma‹ gehörte dazu mit großer Wahrscheinlichkeit auch ein Exemplar der um 1490 in Basel von Michael Wenssler vollendeten lateinischen Ausgabe der ›Legenda

28 Gabriel M. Löhr, Das Kapitel der Provinz Saxonia im Zeitalter der Kirchenspaltung 1513–1540 (Quellen und Forschungen zur Geschichte des Dominikanerordens in Deutschland 26), Vechta 1930, S. 42, 55 und 75.

29 Thomas Müntzer, Briefwechsel (Thomas-Müntzer-Ausgabe 2), bearb. und kommentiert von Siegfried Bräuer, Manfred Kobuch, Leipzig 2010, S. 24–27, Nr. 15 f.

30 UB Leipzig III, 234.

aurea des Jacobus de Voragine.<sup>31</sup> Soweit die verschiedenen zeitgenössischen und nahezu zeitgleich gründlich unkenntlich gemachten Vermerke zu Besitz und Verwendung eine Aussage gestatten, fand der Band, nachdem er von den Erben Thomas Wackers dem Dominikanerkloster übergeben worden war, verschiedene Leser.<sup>32</sup> Dazu gehörte auch der Leipziger Dominikaner Johannes Cyrannus, dem der Band für eine unbekannte Zeit exklusiv zur Benutzung überlassen wurde.<sup>33</sup> Das unterstreicht noch einmal nachdrücklich die Tatsache, dass Buchbesitz zum persönlichen Gebrauch am Leipziger Dominikanerkloster Ende des 15. Jahrhunderts keine Ausnahme bildete. Es war vielmehr eine selbstverständlich geübte Praxis, deren übergreifende Untersuchung im Kontext von Bibliothek und Buchbesitz in den spätmittelalterlichen Dominikanerbibliotheken bislang noch aussteht.

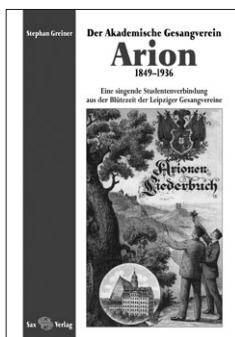
#### Gekürzt zitierte Literatur:

- GW – Gesamtkatalog der Wiegendrucke ([www.gesamtkatalogderwiegendrucke.de](http://www.gesamtkatalogderwiegendrucke.de))  
 ISTC – Incunable short title catalogue ([www.istc.bl.uk](http://www.istc.bl.uk))  
 MUL I-III – Die Matrikel der Universität Leipzig. Herausgegeben von Georg Erler (Codex diplomaticus Saxoniae regiae II, 16–19), Leipzig 1895–1902.  
 UB Stadt Leipzig III – Urkundenbuch der Stadt Leipzig, Band 3 (Codex diplomaticus Saxoniae regiae, 2. 10), bearb. von Joseph Förstemann, Leipzig 1894.

<sup>31</sup> ISTC ij00125000. GW M11172. Angebunden war hier ursprünglich ein Druck mit der ›Postilla‹ des Guillermus Alvernus. Es handelte sich dabei wohl um die 1492 in Basel hergestellte Ausgabe (GW 12000).

<sup>32</sup> Universitätsbibliothek Leipzig, L.sep.6710.

<sup>33</sup> Ebd. Spiegel Vorderdeckel »Ad certum usum fratri Iohanni Cyrano.«



## Der Akademische Gesangverein Arion 1849–1936

Eine singende Studentenverbindung aus der Blütezeit der Leipziger Gesangvereine

von Stephan Greiner

ISBN 978-3-86729-056-2

Broschur, 14,8 x 21 cm

136 Seiten, 25 Abbildungen

12,00 Euro, 1. Auflage 2010

Heiliger Ernst und großer Klaumauk liegen in der Musikgeschichte manchmal eng beieinander. Wenn Leipzig zur Zeit des Kaiserreichs etwas zu feiern hatte, waren Vertreter der örtlichen Studentenverbindungen immer dabei, schmuck und feierlich traten die Korporationen auf und sangen patriotische Lieder. Wer hätte gedacht, dass dieselben Studenten einmal im Jahr in Kostümen und Perücken singend über Leipziger Operettenbühnen stolzierten – und Hunderte Zuschauer zum Lachen brachten?

Warum das kein Widerspruch ist und was es mit den damals berühmten »Weihnachtsstücken« auf sich hat, zeigt der Leipziger Musikwissenschaftler Stephan Greiner anhand der Geschichte des Akademischen Gesangvereins Arion, einstmals eine der größten Korporationen an der Leipziger Universität und ein stattlicher Männerchor. Eingebettet in eine Rundumschau zur Gesangvereinsbewegung schildert der Band die Entwicklung des Vereins, der 1849 auf der Thomasschule gegründet wurde und bald eine ausgewachsene Studentenverbindung war. Der alltägliche Spagat zwischen Studium und Kunst, auch zwischen Fechten, Kneipen und Singen wird erlebbar, während der Verein sich als feste Größe im Leipziger Musikleben etabliert. Entlang der Abfolge seiner Dirigenten sowie durch Analyse des gesungenen Liedguts und Einordnung in die politischen Rahmenbedingungen werden Facetten der Laienmusikpflege lebendig, die bislang in Leipzig wenig erforscht sind. Spuren des Arion kann man in Leipzig noch heute finden. Dieses Buch hilft, sie nicht in Vergessenheit geraten zu lassen.

### Aus dem Inhalt:

Gesangvereine im Leipziger Musikleben von 1802 bis 1945

Dilettantisches und berufsmäßiges Musizieren

»Pflege des Gesangs und stramme Kulörerziehung« –

Arion als Gesangverein und Studentenverbindung

Eigene Veranstaltungen des Arion – ihre Öffentlichkeit und Exklusivität

»Neuer Frühling« – Das Repertoire des Arion

Der Arion im Netzwerk (u. a. Thomaskirche, Universitätsgesangverein zu St. Pauli)

Männergesang als Politikum (von der Reichsgründung bis zur NS-Gleichschaltung)

Leipzigs noch zu schreibende Musikgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert

Im Anhang: Übersicht der Leipziger Chor- und Orchestervereine von 1802 bis 1935

Inhalt des Arionen-Liederbuches / Verzeichnis der Archivalien und Objekte / Literatur

## Im Dienste derer von Dieskau – Barocke Musikpflege in Knauthain<sup>1</sup>

*Manuel Bärwald*

Die Leipziger Musikgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts ist durch zahlreiche ältere und jüngere Publikationen in weiten Teilen sehr detailliert erschlossen.<sup>2</sup> Weitaus weniger musikhistorisches Interesse galt bisher der näheren Umgebung der Messestadt mit ihren Dörfern und Kleinstädten. Hier liegen nur punktuelle Erkenntnisse vor, die insbesondere der Bach-Forschung zu verdanken sind – dazu gehören u.a. die 1723 erfolgte Einweihung der Hildebrand-Orgel in der Dorfkirche zu Störmthal durch Johann Sebastian Bach<sup>3</sup> und die Einweihung der Zwenkauer Kirche im Jahr 1727 unter der Aufführung einer Kantatendichtung Picanders in der Vertonung Johann Gottlieb Görners.<sup>4</sup> Ebenfalls auf Dichtungen dieses Leipziger Poeten beruhen die Bachschen Kompositionen, die in Wiederau 1737 und in Kleinzschocher 1742 erklangen, als jeweils unter großen Festlichkeiten ein neuer Gutsherr in die dortigen Rittergüter einzog.<sup>5</sup>

Handelt es sich bei diesen Forschungsergebnissen stets nur um die Feststellung herausragender musikalischer Ereignisse, die zudem wohl immer durch auswärtige – Leipziger – Musiker bestritten wurden, existieren Erkenntnisse darüber, wie man sich beispielsweise die Musikkultur in den sonntäglichen Gottesdiensten der Dorfkirchen oder die private Musikpraxis in den Gutshäusern und Schlössern der zahlreichen Rittergutsherren im sächsischen Raum vorzustellen hat, nur vereinzelt.<sup>6</sup> Im

1 Der vorliegende Text stellt die wichtigsten Ergebnisse einer von mir im Jahr 2009 am musikwissenschaftlichen Lehrstuhl der Universität Leipzig eingereichten und von Dr. Michael Maul betreuten Magisterarbeit mit dem Titel »Barocke Musikpflege auf dem Land. Knauthain 1637 bis 1740« vor.

2 Das dreibändige Standardwerk zur Leipziger Musikgeschichte bis 1800 von Rudolf Wustmann, Arnold Schering, Musikgeschichte Leipzigs, Leipzig 1909 (Bd. 1), 1926 (Bd. 2) und 1941 (Bd. 3) wird immer wieder durch aktuelle Einzelstudien ergänzt. An jüngsten Veröffentlichungen seien hier die umfassende Studie von Michael Maul, Barockoper in Leipzig 1692–1720 (Freiburger Beiträge zur Musikgeschichte 12), 2 Bände, Freiburg 2009 sowie der Sammelband von Eszter Fontana (Hrsg.), 600 Jahre Musik an der Universität Leipzig, Wettin 2010 genannt.

3 Arnold Schering, Johann Sebastian Bach und das Musikleben Leipzigs im 18. Jahrhundert. Der Musikgeschichte Leipzigs dritter Band. Von 1723 bis 1800, Leipzig 1941, S. 35.

4 Klaus Häfner, Eine Kantatendichtung Picanders und ihr Komponist, in: Die Musikforschung 46 (1993), S. 176–180.

5 Werner Neumann, Johann Sebastian Bachs »Rittergutskantaten« BWV 30a und 212, in: Bach-Jahrbuch 58 (1972), S. 76–90.

6 Martina Schattkowsky, Adliges Landleben in Kursachsen an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert. Beobachtungen aus der Mikroperspektive, in: Kurt Andermann (Hrsg.), Rittersitze. Facetten adligen Lebens im Alten Reich (Kraichtaler Kolloquien 3), Tübingen 2002, S. 141–166; sowie Dies., »... denn sie macht feine geschickte Leute«. Musik als »Disciplin und Zuchtmeisterin«. Schleinitzer

vorliegenden Text soll daher versucht werden, die sehr speziellen Voraussetzungen und Ausprägungen barocker Musikpflege auf dem Land – am Beispiel der Ortschaft Knauthain – zu rekonstruieren.

## I. Spurensuche

Der Erste, der auf die musikgeschichtliche Bedeutung Knauthains aufmerksam gemacht hat, war Hans-Joachim Schulze, der den Schreiber der Bachschen Lautentabulaturen BWV 997 und BWV 1000 identifizierte.<sup>7</sup> Es handelt sich um den Sohn eines Knauthainer Schulmeisters und Kantors, Johann Christian Weyrauch (1694–1771), der in Knauthain gemeinsam mit dem später am Bayreuther Hof tätigen Lautenisten Adam Falckenhagen seine Kindheit und Jugend verbrachte und hier den ersten Lautenunterricht erhielt. Hinzu kommt das Wissen, dass die von dem Leipziger Orgelbauer Christoph Donat im Jahr 1674 errichtete »Orgel in Knauthain [...] mit einer Predigt über Ps. 150 und einer von [dem Leipziger Thomaskantor] Knüpfer komponierten Festmusik von statten«<sup>8</sup> ging und somit schon zwei Anhaltspunkte existieren, die zwar noch nicht die Notwendigkeit einer kontinuierlichen Musikpflege implizieren, aber zumindest die Grundlage zur Frage nach dieser Korrelation ergeben.

Seit den Forschungen Brit Reipschs<sup>9</sup> wissen wir, dass der Knauthainer Kanton Johann Weyrauch in den Handel mit handschriftlichem Notenmaterial Johann Caspar Dietels<sup>10</sup> involviert war und versucht hat, einen kompletten Jahrgang Telemannscher Kirchenkantaten zu erhalten. Die Summe dieser Fakten, gepaart mit dem Wissen, dass Knauthain seit dem 16. Jahrhundert Wohnsitz der Familie von Dieskau war, deren jüngstem Spross Carl Heinrich 1742 bei der Erbthalldigung in Kleinzschocher Johann Sebastian Bachs Bauernkantate gewidmet wurde und der ab 1747 als »Directeur des Plaisirs« und »Director der Königl. Capell- und Cammer-Music«<sup>11</sup> am Dresdner Hof verpflichtet war, macht deutlich, dass hier mehr als nur

Untertanen (17./18. Jahrhundert), in: Axel Lubinski, Thomas Rudert, Martina Schattkowsky (Hrsg.), Historie und Eigen-Sinn. Festschrift für Jan Peters zum 65. Geburtstag, Weimar 1997, S. 329–343.

7 Hans-Joachim Schulze, Wer intavolierte Johann Sebastian Bachs Lautenkompositionen?, in: Die Musikforschung 19 (1966), S. 32–39.

8 Schering, Musikleben (Anm. 3), S. 256.

9 Brit Reipsch, »Damit er von einem Meister, und nicht von allerley Pfuschern bestände«. Neue Überlegungen zu Manuskripten Johann Caspar Dietels, in: Rainer Kaiser (Hrsg.), Bach und seine mitteldeutschen Zeitgenossen. Bericht über das Internationale Musikwissenschaftliche Kolloquium. Erfurt und Arnstadt 13. bis 16. Januar 2000 (Schriften zur mitteldeutschen Musikgeschichte 4), Eisenach 2001, S. 161–178.

10 Zur Person Dietels vgl. Andreas Glöckner, Neuerkenntnisse zu Johann Sebastian Bachs Aufführungskalender zwischen 1729 und 1735, in: Bach-Jahrbuch 67 (1981), S. 43–75, speziell S. 59.

11 Neumann, Rittergutskantaten (Anm. 5), S. 87.

ein zufälliges Auftreten unabhängiger Ereignisse zu vermuten ist, und es entsteht der Verdacht, dass insbesondere die Familie von Dieskau die treibende Kraft dieser Musikpflege war.

## II. Kulturgeschichtliche Situation

Ist im Folgenden von Knauthain die Rede, so wird damit stets im weiteren Sinne die Kirchengemeinde Knauthain mit den eingepfarrten Dörfern Knauthain, Knautleeberg und Hartmannsdorf gemeint sein und nicht das territorial davon abweichende Rittergut Knauthain.<sup>12</sup> Dies ist schon deshalb sinnvoll, da beispielsweise die Knauthainer Kirchenmusik lediglich jene Gemeinden erreichte, die hier auch Gottesdienst hielten. Die Auseinandersetzung mit dem Rittergutssitz erfolgt nur in Bezug auf »das Collaturrecht<sup>13</sup> über die Pfarrstelle zu Knauthain und Rehbach und über die dasigen Schulstellen«.<sup>14</sup> Vor diesem Hintergrund sollen zunächst sowohl die Gerichtsherren über Knauthain als auch die hiesigen Pfarrer kurz betrachtet werden.

Carl von Dieskau (1601–1667) hatte in der Erbfolge seines Vaters Otto 1626 die Herrschaft über Knauthain erlangt. Daneben gehörten ihm die Güter Cospuden, Kleinzschocher, Zschepplin, Trebsen und Lochau. Nach seinem Tod am 10. Oktober 1667<sup>15</sup> ging der Besitz von Knauthain, Kleinzschocher und Cospuden an den Sohn Heinrich über, der »an hiesigen Gotteshause viel gethan« habe.<sup>16</sup> Dessen Sohn Carl Hildebrand wurde am 2. November 1677 in Knauthain geboren. Doch musste er »in dem 11. Jahre seines Alters sich schon seiner [d. i. Heinrich von Dieskaus] treuen Vorsorge und sorgfältigen Erziehung beraubt sehen, da ihn Gott durch einen allzufrühen zeitlichen Tod hinweg nahm«.<sup>17</sup> Carl Hildebrand hatte vier Jahre das Gymnasium in Halle besucht, bevor er »einige Jahre auf der Academie Leipzig« studierte.<sup>18</sup>

12 Heinrich Engelbert Schwartz, Historische Nachlese Zu denen Geschichten der Stadt Leipzig, Sonderlich der umliegenden Gegend und Landschaft, ... Als eine nutzbare Land-Chronicke des Leipzgischen und Merseburgischen Creyses. Nachdruck der in den Kirchengemeinden Großzschocher und Knauthain befindlichen Originale von 1744, Leipzig 2006, S. 216.

13 Das Collaturrecht beinhaltet als Teil des Patronatsrechts des Gutsbesitzers über die zugehörigen Dorfkirchen unter anderem das Recht zur Ernennung der kirchlichen Amtsträger – also der Pfarrer, Schulmeister, Kantoren, Organisten und Glöckner.

14 Sachsens Kirchen-Galerie, 9. Band: Die Inspectionen: Leipzig und Grimma, Dresden 1844, S. 148.

15 Schwartz, Landchronik (Anm. 12), S. 225. Seine Leichenpredigt wurde von Pfarrer Johann Falckenhagen gehalten, datiert auf den 13. November 1667. Ein Druckexemplar (VD 17: 39:108351A) davon besitzt die Sächsischen Landes- und Universitätsbibliothek Dresden (Signatur: H. Sax. D. 452,2).

16 Schwartz, Landchronik (Anm. 12), S. 225.

17 Schwartz, Landchronik (Anm. 12), S. 226. Auch auf den Tod Heinrich von Dieskaus ist eine gedruckte Leichenpredigt (VD 17: 39:119450F) Falckenhagens erhalten. Sie ist auf den 18. April 1689 datiert; überliefert u. a. in der Universitätsbibliothek Leipzig (Signatur: Fam. 37/17).

18 Schwartz, Landchronik (Anm. 12), S. 226.



Abb. 1: Titelseite einer musikalischen Ode auf den Geburtstag Friedrich Augusts II. im Jahr 1695 (Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden, 1.B.8345, angeb. 13)

Dass er auch an der Universität in Halle immatrikuliert war, lassen zwei unter seinem Namen überlieferte lateinische Orationen vom 11. Mai 1695 vermuten, die er anlässlich des 25. Geburtstages Friedrich Augusts I. (12. Mai 1695) dort hielt.<sup>19</sup> In diesem Kontext findet sich auch eine deutsche Ode, die »bey dem aus unterthänigster Devotion gegen Se. Churfürstl. Durchl. von Carl Hildebrand von Dieskau gehaltenen Panegyrico [...] musiciret« wurde.<sup>20</sup>

19 Carl Hildebrand von Dieskau, Panegyricus Serenissimo & Potentissimo Principi Ac Domino, Domino Friderico Avgusto Saxoniae [...] Natali Die [...] 1695 [...] in academia Fridericiana [...] a Carolo Hildebrando von Dießkau [...], [Halle] 1695. (Sächsische Landes- und Universitätsbibliothek Dresden, Signatur: 1 B 8345, angeb. 11) sowie Carl Hildebrand von Dieskau, Serenissimo & Potentissimo Principi Ac Domino Friderico Avgusto [...] gratvlabitv Carolvs Hildebrandvs von Dießkau [...], [Halle] 1695. (Sächsische Landes- und Universitätsbibliothek Dresden, Signatur: 1 B 8345, angeb. 12).

20 Als der [...] Fürst [...] Friedrich August [...] Dero Höchst=erfreulichen Geburths=Tag am 12ten May 1695 [...] erlebet / Wurde bey dem [...] gehaltenen Panegyrico nachfolgende Ode musiciret, Halle 1695. (Sächsische Landes- und Universitätsbibliothek Dresden, Signatur: 1 B 8345, angeb. 13).

Es handelt sich hierbei vermutlich um eine Dichtung Carl Hildebrand von Dieskaus – zumindest nennt der Titel keinen anderen Autor. Die neunstrophige Dichtung, deren Vertonung nicht überliefert ist, wirkt wenig anspruchsvoll und kommt über die Gemeinplätze der Huldigungsdichtung jener Zeit nirgends hinaus (»Paris / Madrit / Rom / Lissabon / bekennen / Daß Friderich August Europens Licht zu nennen.«).

Im Jahre 1701 heiratete Carl Hildebrand von Dieskau Christiana Sybilla (geb. Vitzthum von Eckstädt), die nach dem Tod ihres Mannes 1739 zunächst auf dem Rittergut Cospuden, später, bis zu ihrem Tod im Jahr 1742, auf dem Gut in Kleinzschocher lebte. Deren Sohn Carl Heinrich wurde am 30. August 1706 in Halle geboren. 1718 wurde Carl Hildebrand Kammerherr des Dresdner Hofes<sup>21</sup>, sodass er in den Folgejahren häufiger dort anwesend war und mehreren Festivitäten beiwohnte. Er starb am 26. Dezember 1739.

Wie Schwartze mitteilt, besuchte Carl Heinrich von Dieskau von 1722 bis 1726 »die benachbarte weltberuehmte Universitaet Leipzig«<sup>22</sup>, ohne dass sich dies durch die Leipziger Matrikelverzeichnisse bestätigen lässt. Nach einer ausgedehnten Kavaliereise durch Holland, England, Frankreich und die Schweiz kehrte er 1729 nach Knauthain zurück. Nach dem Tod des Vaters ging das Rittergut Knauthain in seinen Besitz über, ohne dass über die sicher stattgefundenen Festlichkeiten der Erbhuldigung etwas überliefert ist. Als er aber 1742, nach dem Tod der Mutter, auch das Rittergut Kleinzschocher übernahm, kam es zur weithin bekannten Erbhuldigung, die mit der Aufführung von Johann Sebastian Bachs Bauernkantate einherging. Die Akten zur Ernennung von Dieskaus zum Director des Plaisirs des Dresdner Hofes im Jahr 1747 haben sich im Sächsischen Hauptstaatsarchiv in Dresden erhalten und geben uns Aufschluss über die Inhalte dieses Amtes. An ihn waren demnach »sämtliche zur Vocal- und Instrumental-Musique, ingleichen zu Tanz und Theatro, gehörige Personen, [zu] überweisen«.<sup>23</sup> Faktisch oblag diesem Hofamt damit die Waltungsbefugnis über die Königliche Kapell- und Kammermusik. Inwiefern dies von praktischer Relevanz war, muss freilich fraglich bleiben. Immerhin scheint es aber Ausdruck zumindest einer gewissen musikalischen Kompetenz zu sein, die hier noch zur Sprache kommen wird.

Zunehmende finanzielle Probleme dürften schließlich dazu geführt haben, dass Carl Heinrich von Dieskau sowohl in Dresden als auch in der Heimat immer mehr unter Druck geriet, und so bat er 1763 in Dresden um seine Entlassung aus den

21 Schwartze, Landchronik (Anm. 12), S. 227 sowie Sächsisches Hauptstaatsarchiv Dresden (im Folgenden: SächsHStA Dresden), 10007, Oberkammerherrendepartement, Cap. 05, Nr. 01, Cap. 05, Nr. 02 und Cap. 05, Nr. 04. Die Ernennung erfolgte am 27. Mai 1718.

22 Schwartze, Landchronik (Anm. 12), S. 228.

23 SächsHStA Dresden, 10007, Oberkammerherrendepartement, Cap. 02, Nr. 06, bl. 46r.–v. Die möglicherweise einst vorhandene Briefkorrespondenz zwischen von Dieskau und dem Dresdner Hof steht nicht mehr als Quelle zur Verfügung. Sie gehört zu jenem Bestand (10007, Oberkammerherrendepartement, Cap. 04 und Cap. 07) der weitgehend dem Zweiten Weltkrieg zum Opfer fiel.

Kammerherrendiensten.<sup>24</sup> Auf das Jahr 1764 datieren Akten zur Versteigerung des Rittergutes Knauthain<sup>25</sup>, das schließlich 1766 von Friedrich Wilhelm von Hohenthal erworben wurde.<sup>26</sup>

Der folgende kurze Überblick über die Knauthainer Pfarrer ab dem Jahr 1665 soll nicht nur der Vollständigkeit wegen gegeben werden, sondern soll vielmehr zeigen, dass sich auch hier ganz konkrete Anknüpfungspunkte an die örtliche Musikpraxis finden, wie am Beispiel Johann Falckenhagens deutlich wird, der zu Trinitatis 1665 die Knauthainer Pfarrstelle übernahm. Er wurde 1629 in Annaberg als Sohn des Kantors Bartholomäus Falckenhagen geboren. Dass der Vater dem Sohn gewisse musikalische Fähigkeiten vermittelte, ihn möglicherweise auch im Instrumentalspiel unterwies, ist naheliegend, sodass wir in dem von 1650 bis 1654 in Zschopau tätigen Organisten »Joh. Falckenhagen«<sup>27</sup> mit hoher Wahrscheinlichkeit den späteren Knauthainer Pfarrer vermuten dürfen. Dies nicht zuletzt auch deswegen, da weitere Lebensstationen Falckenhagens ebenfalls in die Region um Zschopau weisen. Es wäre möglich, dass er nach dem Studium an der Universität Leipzig, das er im Wintersemester 1647 aufgenommen hatte<sup>28</sup>, die Zeit bis zum Antritt der Pfarrstelle im kaum drei Kilometer von Zschopau entfernten Krumhermersdorf im Jahr 1654<sup>29</sup> mit dem Organistendienst in Zschopau überbrückte – eine These, die ein weiteres Exempel zu der Feststellung Arno Werners liefern würde, dass »für viele Theologen des 16. und 17. Jahrhunderts [...] das Kantorat nur als eine Durchgangsstellung zum leichteren, hoch angesehenen, meist auch lohnenderen Pfarramt [galt]. An manchen Orten ging in genannter Zeit mehr als die Hälfte der Kantoren später in den geistlichen Dienst, zumeist am selben Ort oder in den Dörfern und Städten der Umgebung.«<sup>30</sup> In seiner Knauthainer Amtszeit (1665–1693) führte Falckenhagen eine ausführliche handschriftliche Chronik<sup>31</sup>, »in welche er alle Merckwuerdigkeiten,

24 SächsHStA Dresden, 10007, Oberkammerherrendepartement, Cap. 05, Nr. 02.

25 Sächsisches Staatsarchiv Leipzig (im Folgenden: SächsStAL), 20009, Amt Leipzig, Nr. 3320.

26 Markus Cottin, Die Herren der Dörfer, Teil II: Unter den Schönbergs, Dieskaus und Hohenthals, in: Pro Leipzig e.V. (Hrsg.), Hinter den Pappeln, Band 3, Leipzig 2004, S. 12–23, hier S. 17.

27 Reinhard Vollhardt, Geschichte der Cantoren und Organisten von den Städten im Königreich Sachsen. Fotomechanischer Nachdruck der Originalausgabe Berlin 1899 (Leipzig 1978), S. 354.

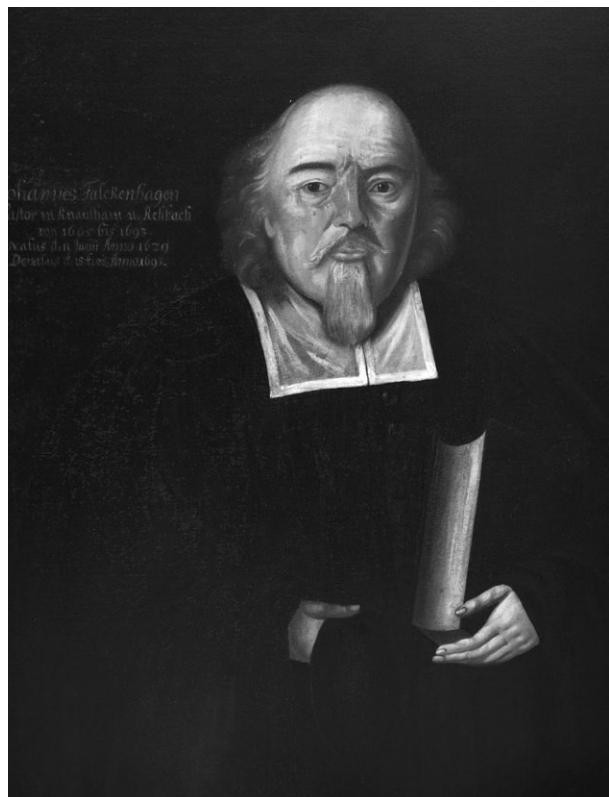
28 Georg Erler, Die jüngeren Matrikel der Universität Leipzig 1559–1809, 3 Bände, Leipzig 1909, Band 2, S. 99.

29 Reinhold Grünberg, Sächsisches Pfarrerbuch. Die Parochien und Pfarrer der Ev.-luth. Landeskirche Sachsen (1539–1939), 2 Bände, Freiberg 1940, Band 1, S. 163.

30 Arno Werner, Vier Jahrhunderte im Dienste der Kirchenmusik. Geschichte des Amtes und Standes der evangelischen Kantoren, Organisten und Stadtpfeifer seit der Reformation. Leipzig 1932 (Nachdruck: Hildesheim, New York 1979), S. 122. Dass es sich in unserem Fall nicht um das Kantoren-, sondern Organistenamt handelt, ist in der Sache unbedeutend, da beide Ämter vor allem in kleinen Gemeinden und auf dem Dorf in Personalunion ausgeübt wurden.

31 Johann Falckenhagen, Acta et Facta memoranda in agro Knauthainensi ad agrim Knauthainensem, Manuskript im Pfarrarchiv Knauthain, Signatur: Z3. Die Chronik wurde in neuerer Zeit in hellbrau-

Abb. 2: Johann Falckenhagen  
(1629–1693), Pfarrer in  
Knauthain von 1665 bis 1693.  
(Original im Pfarrarchiv Knauthain,  
Reproduktion: Harald Kirschner)



die sich an seinem Ort und in der Nachbarschafft zugetragen sorgfaeltig aufgezeichnet [...]. Da[s] Portrait, so seine Amts-Brueder, Kirch-Kinder und alten Nachbarn, die ihn annoch gekannt, von ihm machen koennen, laeuffet sonst darauf hinaus, daß er in seinem Amte unermuedet, und eifrig, in der Kinder-Zucht gluecklich und im Umgange mit jedermaennlich ein rechter Israelite, in dem kein Falsch ist, gewesen sey.<sup>32</sup> Dabei lässt sich insbesondere die »glückliche Kinderzucht« anhand des Knauthainer Taufregisters dokumentieren. So konnte er im Verlauf von zwei Ehen in den Jahren 1666 bis 1689 allein in Knauthain neun eigene Kinder taufen, hinzu kam noch der wohl schon in Krumhermersdorf geborene Sohn Johann Christian, der später als Schulmeister in Großdalzig nachweisbar ist<sup>33</sup> – er ist der Vater des oben erwähnten Lautenisten Adam Falckenhagen.

nes Leder gebunden und enthält neben den Aufzeichnungen Falckenhagens auch vereinzelte jüngere Eintragungen, die bis ins Jahr 1951 reichen.

<sup>32</sup> Schwartz, Landchronik (Anm. 12), S. 234.

<sup>33</sup> Ebd.

Zum Pfingstsonntag 1692 wurde Falckenhagen durch Johann Gottlob Erlmann substituiert, der nach dem Tod des Pfarrers am 18. April 1693 zu dessen Nachfolger ernannt wurde und sich zuvor, am 20. Juni 1692, mit der ältesten (in Knauthain geborenen) Tochter Falckenhagens, Christine Magdalena, vermählt hatte. Erlmann war am 25. Juli 1673 in Freiberg geboren worden<sup>34</sup> und hatte sich im Sommer 1689 an der Universität Leipzig immatrikuliert<sup>35</sup>, sodass er schon mit 18 Jahren zunächst Substitut und nur ein knappes Jahr darauf Pfarrer in Knauthain wurde. Dieses Amt versah er bis zur Substitution nur acht Wochen vor seinem Tod am 28. Juli 1743.<sup>36</sup>

### III. Die Knauthainer Schulmeister

Die Dorfschulmeister, die in Personalunion meist Kantoren und Organisten waren, dürften die wichtigsten Protagonisten der ländlichen Musikpflege gewesen sein und bedürfen daher einer eingehenden Betrachtung. Dabei soll ausgehend von biographischen Skizzen, beruhend auf den spärlich überlieferten Daten der Kirchenbücher und Chroniken, deren sozialer Stand untersucht und schließlich ein Vergleich zu ihren städtischen Kollegen gewagt werden.

Das Wirken als Lehrer, Kantor und Organist brachte ein breit gefächertes Aufgabenspektrum mit sich, in dem das musikalische Engagement vermutlich stark von den Fähigkeiten und der Motivation des betreffenden Schulmeisters, aber auch von dem Anspruch des Kirchenpatrons abhing. Dieser Anspruch dürfte sich nicht zuletzt schon in der Wahl des Schulmeisters vor dem Hintergrund seines bisherigen Lebenswegs ausgedrückt haben. So sollen im Folgenden – soweit möglich – die vorangegangenen Lebensstationen der Knauthainer Schulmeister und ihre musikalischen Aktivitäten dargestellt werden. Trotz allem vorhandenen musikalischen Engagements der Dorfschulmeister ist dabei aber zu bedenken, dass in ihr Berufsfeld auch Arbeiten fielen, die an größeren (Stadt-)Kirchen oft von einem Küster erledigt worden wären und die möglicherweise Abstriche im Bereich der Kirchenmusik zur Folge hatten. Diese Verrichtungen werden in den Kirchenrechnungen greifbar. So hatte der Schulmeister auch die Glocken zu läuten, die Turmuhr zu stellen<sup>37</sup> und das Abendmahlsgeschirr zu reinigen.<sup>38</sup> Die in den Kirchenrechnungen für die Summe dieser Arbeiten vorgesehenen Ausgaben – jährlich etwa fünf Taler – können freilich nicht den Lohn des Schulmeisters in Gänze bedeuten. Vielmehr hatte er Einkünfte, die durch die Kir-

<sup>34</sup> Ebd.; Kirchengalerie (Anm. 14), S. 151 nennt den 14. Juli als Geburtsdatum Erlmanns.

<sup>35</sup> Erler, Matrikel (Anm. 28), Band 2, S. 95.

<sup>36</sup> Kirchengalerie (Anm. 14), S. 151.

<sup>37</sup> Regelmäßige Ausgaben von jährlich einem Neuschlock »dem SchulMeister die Uhr zu stellen«. Pfarrarchiv Knauthain, KE 2 »Kirchenrechnung 1709/10«, unpaginiert.

<sup>38</sup> Ebd.

chenrechnungen nicht belegt sind, da sie nicht in deren Kompetenz fielen. Für jedes Schulkind erhielt er von den Eltern Schulgeld.<sup>39</sup> Durch zusätzlichen Instrumentalunterricht dürfte er einen Nebenerwerb gehabt haben, wohingegen die Gesangsausbildung im Rahmen des gewöhnlichen Schulunterrichts in Form eines Schülerchores stattfand. Dass in Knauthain die Schulknaben unter der Leitung ihres Kantors die Funktion eines solchen Chores übernahmen, zeigt die Falckenhagensche Chronik:

Ao 1689. den 21 Novembris hat sich Andreas Thöring [...] in einen seiner gebäude selber erhengt an ein StroSeulen ein Balcken. [...] er war sonstn stille, friedlich ging zwar zur Kirch u. Abendmahl führte einen guten Wandel welches Zeugniß auch von mir gegeben, desßwegen er auch auf dem Kirchhoffe vermöge des Consistorialbefehls mit kleinen gelaude ist begraben worden, es waren nebstd mir u. dem Schulmeister etwa | 6. od 7. Schuljungen. Ehe er in das grab gesenket wurde, wurde gesungen, Erbarm dich mein o Herre Gott, nach der Einsänkung wurde gesungen, Aus tieffer Noth, [...].<sup>40</sup>

Dass sechs bis sieben Sänger eher die Minimalbesetzung dieses Chores darstellten, lässt die Tatsache vermuten, dass es sich hier um die Beerdigung eines Selbstmörders handelte, für den eine eher bescheidene Form dieser letzten Ehre angenommen werden darf.

Anhand der Schwartzschen Chronik werden zur Amtszeit Falckenhagens immerhin fünf Schulmeister namentlich greifbar: Paul Leonhard, Hieronymus Hornick, Jacobus Bretschneider, Johann Köhler und Johann Weyrauch.<sup>41</sup> Leonhard wurde um 1660 Schulmeister in Knauthain. Falckenhagen berichtet im Jahr 1670, Paul Leonhard sei »d. 13 Junii Montags halbers 9 Uhr [gestorben], welcher Sontags früh rums 2. Uhr vom Schlag gerühret u. in die 10 Jahr diesen Dienst versah«.<sup>42</sup> Und in der Tat ist er in den Kirchenbüchern erstmals mittels der Eintragung des Aufgebots und der Hochzeit am 2. Juli 1660 in Knauthain nachweisbar. Der aus Zwickau stammende Leonhard wird hier allerdings noch nicht als Schulmeister bezeichnet. Über den Eintrag im Totenregister »Paul Leonharden Schulmeister allhier Söhnlein so Todt auf die Welt kommen begraben worden«, wird er 1661 erstmals in seinem Amt greifbar.<sup>43</sup> Die Umstände aber, warum ein Zwickauer die Knauthainer Schulstelle übernimmt und welche musikalische Ausbildung er in Vorbereitung auf das Amt erfahren hat, lassen sich nicht erhellen. Sicher reichten in den 1660er Jahren noch elementare musikalische Fertigkeiten aus, um diesem Amt zu genügen, bildete doch das Orgelspielen aus Mangel an einem entsprechenden Instrument noch keinen Bestandteil des Aufgabenspek-

39 SächsStAL, 20009, Amt Leipzig, Nr. 4411 »Besetzung je einer Schulmeisterstelle in Knauthain und Rehbach«, Bl. 53–59.

40 Falckenhagen, Acta et Facta (Anm. 31), 21. November 1689.

41 Schwartz, Landchronik (Anm. 12), S. 236–238.

42 Falckenhagen, Acta et Facta (Anm. 31), 13. Juni 1670.

43 Pfarrarchiv Knauthain, Trauregister 1656–1699, 21. Juni 1661.

trums. Dies änderte sich erst im Verlauf der Amtszeit Hieronymus Hornicks (auch Hornigk), der von 1670 bis 1675 Schulmeister in Knauthain war.

**Exkurs 1:** Am 5. Juli 1674, dem dritten Sonntag nach Trinitatis, wurde in der Knauthainer Kirche eine neue, von Christoph Donat aus Leipzig erbaute Orgel eingeweiht. Sowohl Schwartz als auch die Chronik Falckenhagens liefern zu diesem Ereignis umfangreiche Informationen.<sup>44</sup> Zwar teilen die Chronisten nichts über die Disposition des Instruments mit, doch lässt der dort genannte Kaufpreis des Werkes von insgesamt 258 Tatern<sup>45</sup> Rückschlüsse auf die Dimensionen dieser Orgel zu. Vergleiche mit anderen Orgelwerken im mitteldeutschen Raum dieser Zeit<sup>46</sup> machen deutlich, dass es sich bei dem Knauthainer Instrument wohl um ein einmanualiges Werk mit nicht mehr als etwa zehn klingenden Stimmen gehandelt haben dürfte. Die Manuale dieser kleinen Orgeln umfassen in der Regel einen Tonraum von fünf Oktaven (C.D–c3). Die Frage, warum die Kirche das »lang gewünschte Orgel Werck« (Falckenhagen) erst 1674 erhielt, lässt sich wohl vor allem mit der Initiative von Pfarrer Falckenhagen erklären, der seit 1665 in Knauthain tätig und wohl auch ein guter Organist war. Wie die Kirchenbücher deutlich machen, unterhielt er Kontakte bis in die höchsten Musikerkreise der Messestadt. Konkret findet sich unter den Paten seines am 18. November 1670 getauften Sohnes Benjamin »Herr Sebastian Knüpfer Director Chori Musici in Leipzig«, also kein geringerer als der damalige Thomaskantor – und dieser ist es auch, der die Orgel an jenem 5. Juli 1674 einweihen sollte. Doch eins nach dem andern: Sollte es also wirklich Falckenhagen gewesen sein, von dem nach 1665 die Initiative zum Orgelbau ausging, so gab es vor 1674 überhaupt keine Möglichkeit Christoph Donat verfügbar zu machen. Für die Jahre 1672 bis 1674 ist die Beschäftigung Donats mit dem Bau der Orgel in Lucka nachgewiesen<sup>47</sup>, 1670/71 führte er »eine umfangreiche Reparatur [...] vermutlich mit Vergrößerung und Änderung der Disposition« in der Leipziger Thomaskirche durch<sup>48</sup>, und nachdem er 1667 sein »Meisterstück«<sup>49</sup> im Meißner Dom errichtet hatte, dürfen auch für die Jahre 1668 bis 1670 volle Auftragsbücher mit hoher Wahrscheinlichkeit angenommen werden, sodass Donat den Knauthainern wohl kaum vor 1674 zur Verfügung hätte stehen können.

44 Schwartz, Landchronik (Anm. 12), S. 232; Falckenhagen, Acta et Facta (Anm. 31), 1674. Die Ausführungen Schwartzes gehen unmittelbar auf die Beschreibung Falckenhagens zurück.

45 Davon entfallen 165 Taler auf die Arbeit des Orgelmachers, 50 Taler auf Umbaukosten für die Orgelempore, 18 Taler erhielt der Leipziger Maler Christoph Schöniger für die Gestaltung des Orgelprospekts und 25 Taler kostete das Festmahl anlässlich der Orgelweihe. Die Deckung der Kosten teilten sich der Kirchenpatron Heinrich von Dieskau (118 Taler) und die Gemeinde (70 Taler). Weitere 70 Taler entstammten dem »Legatum welches Seyfart der Kirchen zu einer Orgel vermacht« (Falckenhagen), worüber allerdings keine weiteren Informationen zu finden waren.

46 Vgl. hierzu Ulrich Dähnert, Historische Orgeln in Sachsen. Ein Orgelinventar, Leipzig 1983, *passim*.

47 Walter Hüttel, Donati, Donat, in: Ludwig Finscher (Hrsg.), Die Musik in Geschichte und Gegenwart. Allgemeine Enzyklopädie der Musik. Begründet von Friedrich Blume, Personenteil, Band 5, Kassel, Basel, London, New York, Prag<sup>2</sup>2001, Sp. 1242–1244, hier Sp. 1242.

48 Dähnert, Orgelinventar (Anm. 46), S. 184.

49 Schering, Musikleben (Anm. 3), S. 256.

Über die Einweihung der Orgel erfahren wir von Schwartz lediglich, dass Pfarrer Falckenhagen eine Predigt über Psalm 150 hielt und dabei »eine schöne Vocal- und Instrumental-Music aufgefuehret« wurde.<sup>50</sup> Falckenhagen beschreibt dies eingehender. Der Thomaskantor Knüpfer habe »das Werck selbst beschlagen auch zugleich eine schöne Vocal und Instrumental Music von Violinen Zinken Posaunen auch Clarinen etc. [aufgeführt] durch etliche die der Kern der Leipzischen Music dazumahls warn praefectiret«. Dabei wurde sowohl vor als auch nach der Predigt musiziert. Die Vermutung Scherings, dass es sich bei dem aufgeführten Werk um eine Komposition Knüpfers handelt<sup>51</sup>, wird weder bei Schwartz noch Falckenhagen explizit, doch kann sie kaum ernsthaft in Zweifel gezogen werden.<sup>52</sup> Fragt man nun nach dem Werk, welches zur Knauthainer Orgelweihe erklang, könnte man mit Schering antworten: »Kirchenmusik zur Einweihung der neuen Orgel zu Knauthain im Jahre 1674. – Nicht erhalten.«<sup>53</sup> Dass diese Zusammenfassung der Quellenlage etwas kurzsichtig ist und es zumindest Anhaltspunkte zur Werkaufführung von 1674 gibt, soll im Folgenden gezeigt werden. Pfarrer Falckenhagen predigte an diesem 3. Sonntag nach Trinitatis über Psalm 150. Es ist belegt, dass Knüpfer sowohl eine Komposition für diesen liturgischen Tag schuf – »Des Menschen Sohn ist kommen« – als auch den Text von Psalm 150 – »Lobet den Herrn in seinem Heilithumb« – vertonte. Fehlen auch weitere Belege, dass diese beiden (heute verschollenen) Kompositionen Knüpfers am 5. Juli 1674 in der Knauthainer Kirche erklangen, so muss doch festgehalten werden, dass beide Werke zumindest die kontextuellen Bedingungen dafür erfüllt hätten.

Knüpfer brachte seine Musik zusammen mit jenen Musikern, die »der Kern der Leipzischen Music dazumals warn«, zur Aufführung. Was dies bedeutet, erfahren wir von Schering. »Den Kern des [Leipziger] Kirchenorchesters bildeten die vier Stadtpfeifer mit ihrem Gesellen (Blech- und Holzblasinstrumente) und die drei Kunstgeiger (Violine, Viola).«<sup>54</sup> Zudem hatte der Thomaskantor stets die Möglichkeit, auf das Potenzial musikalisch begabter Studenten zuzugreifen, sodass die Einweihung des »lang gewünschten« Instruments in einem musikalisch würdigen Rahmen stattfinden konnte. Der Kunstwert und Anspruch dieser Orgelweihe ist damit, soweit ich sehe, von außergewöhnlichem, wenn nicht gar beispiellosem Ausmaß für eine Kirchenmusik auf den Dörfern dieser Zeit und macht erneut deutlich, dass der Einfluss der Dorfpfarrer auf die Kirchenmusik – vor allem gegenüber den Kantoren – wohl nicht unterschätzt werden darf.<sup>55</sup>

50 Schwartz, Landchronik (Anm. 12), S. 232.

51 Schering, Musikleben (Anm. 3), S. 256.

52 Vgl. Knüpfers Orgelweihe in der Hallenser Marktkirche am 15. Februar 1664. Walter Serauky, Musikgeschichte der Stadt Halle 2, 1: Von Samuel Scheidt bis in die Zeit Georg Friedrich Händels und Johann Sebastian Bachs (Beiträge zur Musikforschung 6), Halle, Berlin 1939, S. 297–299.

53 Arnold Schering, Sebastian Knüpfers, Johann Schelles und Johann Kuhnauß ausgewählte Kirchenkantaten (Denkmäler deutscher Tonkunst 58/59), Leipzig 1918, S. XXI.

54 Schering, Musikleben (Anm. 3), S. 100.

55 Die Orgel diente der Gemeinde noch weit bis ins 19. Jahrhundert hinein (zuletzt eher schlecht als recht) und wurde erst mit dem Kirchenneubau von 1845/46 durch eine neue, von Christian Carl Beyer (Großzschocher) erbaute Orgel ersetzt.

Mit dem Bau dieser Orgel hatte Hornick zugleich das Organistenamt zu übernehmen, eine Aufgabe, die seine Fähigkeiten überstieg: »In diesem Jahr [1675] hat Paulus Hornicæus Schulmeister allhier selbst resigniret weil er dem Orgelwerck allhier nicht hat vorstehen können, hatte er aber sich fleißig auf dem Clavier geübet, u. wehre sonsten der Jugend wohl vorgestanden er würde wohl Schulmeister blieben seyn.«<sup>56</sup> Die Tatsache, dass Hornicks Amtsnachfolger – Jacobus Bretschneider – Pate seines am 17. Mai 1675 in Knauthain getauften Sohnes wurde, verweist auf ein entspanntes Verhältnis der beiden, was die Aussage, dass Hornick sein Amt freiwillig aufgab, glaubhaft erscheinen lässt.

Mit Bretschneider, »welcher zuvor zu Dölzig [Großdölzig] das Orgelwerk in die 10 Jahr geschlagen des Herrn Pfarrers daselbst u. anderer Kinder in Lesen Schreiben u. Music informiret«<sup>57</sup>, erhielt die Gemeinde nun einen erfahrenen Organisten und Schulmeister, der jedoch schon drei Jahre nach seinem Dienstantritt in Knauthain, am 8. November 1678, starb. Vermutlich ist es diesem frühen Tod geschuldet, dass Falckenhagen im Totenregister nicht nur das Ableben des Schulmeisters verzeichnet, sondern zugleich – als Ehrerbietung an den Verstorbenen für die Nachwelt – dessen Befähigungen mitteilt und damit den Verlust deutlich macht:

»Jacobus Bretschneider hiesiges Orts treulicher Schulmeister u. Organist ein stattlicher Musicus Vocalis und Instrumentalis der nicht nur die Music wohl versiet sondern auch informator in capitulis pietatis lesen schreiben rechnen als auch in Vocal u. Instrumental Music solchen Fleiß angewendet, dergleichen die ganze Kirchfahrt nicht beßer gewünschet. Gott gebe daß d. Successor in diese Stücke nachfolge.«<sup>58</sup>

So wird klar, dass Bretschneider nicht nur ein guter Organist, Instrumentalist und Sänger war und die für einen Dorfschullehrer notwendigen Qualifikationen besaß, sondern darüber hinaus auch die Ausbildung seiner Schüler im Instrumentalspiel und Gesang übernahm.

Eine Schwester Bretschneiders heiratete am 25. November 1679 dessen Nachfolger im Schulamt Johann Köhler.<sup>59</sup> Der Knauthainer Traueintrag gibt Hinweise auf dessen Herkunft: »Johann Köhler Schulmeister u. Organist in Knauthain. H. Johann Köhlers Cantoris u. Organist in Thalwiz<sup>60</sup> ehlischer Sohn, und Jungfer Rosina H. Georg Bretschneiders Haushalters in Reinhartsgrimm ehl. hinterl. Tochter copuliret

56 Falckenhagen, *Acta et Facta* (Anm. 31), 1675. Die Vornamensverwechslung Hornicks klärt sich dabei durch die Falckenhagensche Chronik des Jahres 1670: »d. 13 Junii Montags halbers 9 Uhr starb Paul Leonhard Schulmeister allhier, [...]. Zu diesem verledigten Schuldienst wurde vociret Hieronymus Hornigk Schulmeister zu Radefelt H. M. Pauli Hornicki Pastoris in Zwenkau ehl. Sohn. [...].« Es liegt somit lediglich eine Verwechslung mit dem Vornamen von Hornicks Vater, den Falckenhagen vermutlich kannte, vor.

57 Falckenhagen, *Acta et Facta* (Anm. 31), 1675.

58 Pfarrarchiv Knauthain, *Totenregister 1656–1699*, 8. November 1678.

59 Pfarrarchiv Knauthain, *Trauregister 1656–1699*, 25. November 1679.

60 Gemeint ist das Dorf Thallwitz bei Eilenburg.

25. Novembr.« So stammte Köhler aus musikalischem Haus, wo sicher das Fundament zu seiner Knauthainer Tätigkeit gelegt wurde. Doch darf auch hier das Prädikat »Cantor« wohl nicht überbewertet werden. Johann Köhler d. Ä. wird gleich seinem Sohn in erster Linie Lehrer gewesen sein, für dessen Stelle eine musikalische Befähigung vorausgesetzt wurde. Bei der Taufe seines ersten in Knauthain geborenen Sohnes Johannes am 6. September 1680 sind der Knauthainer Schlossgärtner und ein Gerichtsschöpfe die Paten. Ein Wandel des sozialen Umfelds hin zu einem stärker durch kollegiale Strukturen geprägten Freundeskreis lässt sich durch die Paten eines am 8. September 1685 geborenen Sohnes feststellen – es handelt sich um Gabriel Ebelt, den Schulmeister von Großschocher, und die Frau des Zöbigker Schulmeisters Heinrich Rude. Am 30. Januar 1687 verzeichnen die Kirchenbücher den Tod Köhlers. Er starb »allhier in Knauthayn [...] an ein hiezige Fieber, nachdem er 8. Tage gelegen«.<sup>61</sup>

Johann Weyrauch schließlich ist nicht nur wegen seiner 54 Dienstjahre der für die Musikpflege in Knauthain nachweislich bedeutendste Schulmeister, Kantor und Organist. Über ihn und seine Familie weiß Schwartz folgendes zu berichten:

»Herr Johann Weyrauch, [...] den 30. Jan. 1663. allhier gebohren [...] durch Vorschub und Sorge des seiner Mildthaetigkeit halber nie genug gepriesenen damaligen Gerichtsherrn, Hr. Heinrich von Dießkau, dahin gebracht worden, daß er A. 1687. zum hiesigen Schuldienste vociret werden koennen, worauf er sich mit Jfr. Sybillen, Elias Schallers, gewesenen Nachbars in Knauthayn hinterlassenen eheleibl. Tochter A. 1688. den 22. Jan. verehelichenet, mit der er in siebenjaehriger Ehe 4. Kinder gezeuget, davon 2. Soehne, nehmlich Hr. Johann Weyrauch, Cantor in Dallwitz und Hr. Johann Christian Weyrauch, Notar. Publ. Caes. ihn ueberlebet. Hierauf verehelichte er sich zum andern mahle mit Jgfr. Barbara, [...] A. 1696. den 23. Febr. von welcher ihm 2. Soehne gebohren worden, die ihn auch ueberlebet, nehmlich Johann Daniel, [...] und Johann Adam, der ihm A. 1740. substituirt worden, [...] endlich wurde er jaehling von grosser Schwachheit ueberfallen, in welcher er etwa 14. Tage zubrachte und hernach die Schuld der Natur bezahlte A. 1741. nachdem er die Jahre seiner Wallfahrt gebracht auf 77. Jahr, und im Schul-Amte gelebet 54. Jahr.«<sup>62</sup>

Johann Weyrauch ist demnach der erste der hier betrachteten Schulmeister, der auch in Knauthain geboren wurde. Zunächst verbrachte er seine Schulzeit vermutlich unter Paul Leonhard, sicher aber unter Hieronymus Hornick und ab 1675 schließlich unter dem erfahrenen Organisten, Instrumental- und Gesangslehrer Jacobus Bretschneider, der vermutlich den meisten Einfluss auf Weyrauchs musikalische Ausbildung hatte. Anschließend wird sich sicher Johann Köhler seiner angenommen haben, vor-

61 Pfarrarchiv Knauthain, Totenregister 1656–1699, 30. Januar 1687.

62 Schwartz, Landchronik (Anm. 12), S. 237.

ausgesetzt freilich, dass Weyrauchs musikalische Erziehung in Knauthain stattfand. Skeptisch darf man dieser These allein schon deshalb gegenüber stehen, da er sich – abgesehen von seinem eigenen Taufeintrag – bis zu seiner Hochzeit 1688 nicht in den Kirchenbüchern, das heißt als Taufpate, nachweisen lässt. Allerdings muss festgehalten werden, dass er auch über dieses Datum hinaus dort nicht allzu häufig zu finden ist. Es sind lediglich am 8. Oktober 1705 eine Patenschaft bei der Tochter des Rehbaucher Schulmeisters Joachim Ölgarten, sowie eine Patenschaftsvertretung am 29. August 1728 nachweisbar. So wird die Familie Weyrauch mit ihren vielfältigen, wenn auch nicht vorwiegend musikalischen Beziehungen mehr über die Patenschaften von Weyrauchs Frauen greifbar. Sybilla Weyrauch ist am 23. April 1691 Patin eines Sohnes von »Tobie Frenzeln Nachbern und Musico Instrumentali in Knauthayn«. Die Liste der Patenschaften seiner zweiten Frau Barbara umfasst sieben Einträge und auch hier finden wir am 30. September 1698 wieder »Tobias Frenzeln, Musico Instrumentali«.

**Exkurs 2:** Tobias Frenzel d. Ä. (1663–1736) begegnet uns 1687 in den Kirchenbüchern erstmals als »Musicus Instr[umentalis]«.<sup>63</sup> Unter den Paten seines 1687 geborenen ältesten Sohnes, Tobias Frenzel d. J. (1687–1750), der später die Arbeit seines Vaters übernehmen wird, findet sich der Kleinzschochersche Schulmeister Heinrich Bretschneider<sup>64</sup>, unter den Paten von Frenzels weiteren Kindern ist neben Sybilla und Barbara Weyrauch, auch Johann Christian Falckenhagen<sup>65</sup>, der Vater Adam Falckenhagens, zu finden. Mit einer Ausnahme nennen ihn alle Taufeinträge seiner in den Jahren 1689 bis 1707 geborenen Kinder einen Musicus instrumentalis.<sup>66</sup> Danach hatte er das Knauthainer Richteramt inne. Er starb am 4. März 1736 in Knauthain.<sup>67</sup> Neben seinen Söhnen Tobias – ab 1711 als Musicus instrumentalis nachweisbar<sup>68</sup> – und Johann Adam<sup>69</sup> lässt sich ab 1707 ein ebenfalls als Musicus instrumentalis bezeichneter Neffe, Adam Frenzel, belegen, der in diesem Jahr die Schwester des Knautkleeberger Instrumentalmusikers Andreas Schultze heiratete.<sup>70</sup>

Dass sich die Cousins Tobias und Adam nahe standen, belegt eine Patenschaft Tobias' bei Adams erstem Kind am 20. August 1708. Tobias Frenzel d. J. wird bis 1722<sup>71</sup>

<sup>63</sup> Pfarrarchiv Knauthain, Trauregister 1656–1699, Jg. 1687.

<sup>64</sup> Pfarrarchiv Knauthain, Taufregister 1656–1699, 3. September 1687.

<sup>65</sup> Pfarrarchiv Knauthain, Taufregister 1656–1699, 7. September 1695.

<sup>66</sup> Pfarrarchiv Knauthain, Taufregister 1656–1699, 22. Mai 1689, 23. April 1691, 7. Mai 1693, 7. September 1695 und 28. September 1698 sowie ebd., Taufregister 1700–1753, 15. Januar 1701, 1. Mai 1703 und 26. August 1707. Eine Ausnahme bildet der Taufeintrag seines Sohnes Andreas vom 4. August 1705. Hier wird Frenzel als Richter bezeichnet.

<sup>67</sup> »Tobias Frentzel Sen. Richter in Knauthain«. Pfarrarchiv Knauthain, Totenregister 1700–1753, 4. März 1736.

<sup>68</sup> Pfarrarchiv Knauthain, Trauregister 1700–1753, 12. Mai 1711.

<sup>69</sup> Nur 1722 als »Musicus« feststellbar. Pfarrarchiv Knauthain, Trauregister 1700–1753, 5. November 1722.

<sup>70</sup> Pfarrarchiv Knauthain, Trauregister 1700–1753, 31. Mai 1707.

<sup>71</sup> Pfarrarchiv Knauthain, Taufregister 1700–1753, 4. Oktober 1722.

als Musikus bezeichnet, danach ist er »Nachbar<sup>72</sup> und später »Schenckwirth in Knauthain«.<sup>73</sup> Das Wirken von »Adam Frenzel, Juv. Musicus Instrumental. Michael Frenzels in Knauthain Eheleibl. Sohn<sup>74</sup> lässt sich von 1702 bis 1714<sup>75</sup> belegen. Später war er Knauthainer Kirchvater.<sup>76</sup>

Das Beispiel der weit verzweigten Knauthainer Musikerfamilie Frenzel macht deutlich, was sich noch für weitere Knauthainer Familien<sup>77</sup> zu dieser Zeit belegen lässt, nämlich, dass die Musikpflege auf dem Land oft in einer Art Familienunternehmen betrieben wurde und die Söhne ihre Ausbildung bei ihren Vätern erhielten, um schließlich deren Arbeit fortzuführen. Dass die Kontakte dieser Musiker bis nach Leipzig reichten, machen gleich mehrere Patenschaftsbeziehungen deutlich. So findet sich am 27. Oktober 1692 unter den Paten des Sohnes von Elias Wiegner, einem »Musico in Knautklebergd«, der Leipziger »Musicus Instrumentalis«. Andreas Böhme und der weithin bekannte »Martin Hoffmann Geigenmacher in Leipzig«.

Eine Vorstellung von dem Instrumentarium dieser Musiker vermitteln die Knauthainer Kirchenrechnungen, in denen sich regelmäßig Ausgaben für Violinensaiten – einmalig, 1721, gar für »eine gesponne Seyte auf die Tenor Geige« – finden. Vom kirchenmusikalischen Repertoire der Musiker wird Abschnitt IV dieses Textes einen Eindruck vermitteln.

Nun aber soll der Blick auf die Söhne von Kantor Weyrauch gerichtet werden, die im Erwachsenenalter alle als Musiker tätig waren – drei von ihnen folgten sogar in das Amt des Schulmeisters. Dass sie die Ausbildung bei ihrem Vater erhielten, ist selbstverständlich, sodass allein die Knauthainer Kantorenfamilie aus mindestens fünf zum Instrumentalspiel befähigten Musikern bestanden haben muss – eine Quantität, die jener der Stadtpfeifer und Kunstgeiger nur unwesentlich nachstand und zudem durch die Musici instrumentales noch Verstärkung erfuhr.

Der älteste Sohn Johannes (\*1689) wurde »Cantor<sup>78</sup> in Thallwitz bei Eilenburg. Bereits 1708 ist er aber im Taufregister als »Johann Weyrauch, der Music beflissener, H. Johann Weyrauchs des Schulmeisters alhier eheleibl. Sohn<sup>79</sup> zu finden und später<sup>80</sup> schließlich als »H. Johann Weyrauch, Musices Cultor, H. Johann Weyrauchs

72 Pfarrarchiv Knauthain, Taufregister 1700–1753, 25. September 1725.

73 Pfarrarchiv Knauthain, Taufregister 1700–1753, 4. August 1731.

74 Pfarrarchiv Knauthain, Taufregister 1700–1753, 22. September 1702.

75 Pfarrarchiv Knauthain, Taufregister 1700–1753, 2. Februar 1714.

76 Pfarrarchiv Knauthain, Taufregister 1700–1753, 29. Mai 1730.

77 Dass es sich bei der Familie Frenzel nicht um einen Einzelfall handelt, zeigen die Knauthainer Musikerfamilien um die Stammväter Michael Boße und Martin Riedel, die ein ähnlich engmaschiges soziales Gefüge bildeten. Vgl. hierzu meine unter Anm. 1 genannte ausführliche Studie (dort S. 100–110).

78 Pfarrarchiv Knauthain, Trauregister 1700–1753, 12. Juni 1714.

79 Pfarrarchiv Knauthain, Taufregister 1700–1753, 30. Juli 1708.

80 Pfarrarchiv Knauthain, Taufregister 1700–1753, 28. August 1712.

Schulmeisters allhier Eheleibl. Sohn«. Der Amtsantritt in Thallwitz, wo er in »ruhigen Zeiten [...] verbunden, alle 14 Tage Kirchenmusik zu halten«, erfolgte 1712.<sup>81</sup>

Johann Christian Weyrauch (1694–1771) wird in den Kirchenbüchern lediglich einmal, am 5. Mai 1709, über eine Patenschaft greifbar, bevor er zum Sommersemester 1717 die Universität Leipzig bezieht.<sup>82</sup> Er bewarb sich jeweils erfolglos um das Organistenamt der Leipziger Neukirche (1729)<sup>83</sup> und den Kantoratsdienst an der Chemnitzer Jacobikirche (1730). Dass er vermutlich ein vorzüglicher Lautenspieler war, zeigen nicht nur die von ihm erstellten Tabulaturen der Lautenkompositionen Johann Sebastian Bachs (BWV 997 und BWV 1000)<sup>84</sup>, sondern macht auch die Tatsache deutlich, dass er selbst die Probekantate in der Neukirche »mit einer Laute und anderen Instrumenten gar devot« aufführte.<sup>85</sup> Aus seinem Chemnitzer Bewerbungsschreiben, dem ein handschriftliches Zeugnis Bachs beiliegt, wird zudem seine umfassende musikalische Begabung deutlich – er spiele mehrere Instrumente und sei zudem ein guter Sänger.<sup>86</sup> Er wirkte später als Notar in Leipzig und starb am 1. April 1771.<sup>87</sup>

Sein Bruder Johann Daniel (\*1698) zeigte zunächst eine stärkere Präsenz in Knauthain. Er lässt sich in den Jahren zwischen 1713 und 1743 oft nachweisen. 1736 bewarb er sich um die Schulstelle der Filialkirche in Rehbach. Doch wie Schwartz zu berichten weiß, handelte es sich bei diesem Dienst um keine vollwertige Anstellung:

»Zwar ist kein eigner Schulmeister, doch ein Gloeckner allhier, welcher allezeit im Leipzigen Consistorio confirmiret werden und Schule halten muß, [...] Johann Daniel Weyrauch [hat] diesen Dienst A. 1739 wegen schlechten Gehalts wiederum aufgegeben [...].«<sup>88</sup>

Sein Bewerbungsschreiben vom 21. April 1736 richtet Weyrauch an den Kirchenpatron Carl Hildebrand von Dieskau mit der Bitte »Sie wollen Dero große Gnade, welche zeithero meinen alten Eltern und Brüdern zu theil worden, mir auch ietzo, durch dero gnädigen Willen, zu Erlangung obbesagten Schuldienstes, widerfahren lassen«.<sup>89</sup> Am 25. Mai 1736 wurde Weyrauch dieser Gnade habhaft und zum Rehbacher Schulmeister ernannt.<sup>90</sup> Doch schon nach einem Vierteljahr im Amt, am

81 Carl Gottlob Dietmann, *Die gesamte der ungeänderten Ausp. Confession zugethane Priesterschaft in dem Churfürstenthum Sachsen*, Band 5, Dresden, Leipzig 1763, S. 748.

82 Erler, Matrikel (Anm. 28), Band 3, S. 456.

83 Andreas Glöckner, *Die Musikpflege an der Leipziger Neukirche zur Zeit Johann Sebastian Bachs* (Beiträge zur Bach-Forschung 8), Leipzig 1990, S. 88.

84 Schulze, Lautenkompositionen (Anm. 7), *passim*.

85 Glöckner, Neukirche (Anm. 83), S. 88.

86 Werner Neumann, Hans-Joachim Schulze (Hrsg.), *Bach-Dokumente*, Band 1: *Schriftstücke von der Hand Johann Sebastian Bachs*, Kassel, Leipzig 1963, S. 136.

87 Schulze, Lautenkompositionen (Anm. 7), S. 38.

88 Schwartz, Landchronik (Anm. 12), S. 252.

89 SächsStAL, 20009, Amt Leipzig, Nr. 4411 (Anm. 39), Bl. 15.

90 SächsStAL, 20009, Amt Leipzig, Nr. 4411 (Anm. 39), Bl. 21.

2. September 1736,<sup>91</sup> bittet er um seine Entlassung, »weile eines theils die dasigen Nachbarn mich, mit dem onere der Reuter Einquartierung, in Ansehung da alhier keine ordentliche Schulwohnung befindlich, ich daher das Incommodum haben, und die Schularbeit in meinem Juthe verrichten muß [...].<sup>92</sup> Nach der Aufgabe dieses Schulamtes ist er über die Register zunächst in Großschocher, später – ab 1742 – in Knautkleeberg nachweisbar.<sup>93</sup>

Johann Adam Weyrauch d. Ä. wurde als jüngster Sohn Johann Weyrauchs dessen Amtsnachfolger. Er immatrikulierte sich zum Wintersemester 1719 an der Universität Leipzig<sup>94</sup> und heiratete 1728 in Zschepplin bei Eilenburg.<sup>95</sup> Dort hat er im gleichen Jahr das Kantoren- und Schulmeisteramt übernommen<sup>96</sup>, das er bis zur Substitution seines Vaters am 22. Februar 1740 versah.<sup>97</sup> In Knauthain war er schließlich bis zu seinem Tod am 7. August 1760 als Schulmeister tätig, danach übernahm sein gleichnamiger Sohn das Amt.

Die Persönlichkeit Johann Adam Weyrauchs d. J. wird im Wesentlichen durch eine Aktenüberlieferung im Sächsischen Staatsarchiv Leipzig greifbar, die einen erbitterten Kompetenzstreit um die Schulstelle und die damit einhergehende Besoldung in der Filialkirche Rehbach vor dem Knauthainer Patrimonialgericht dokumentiert.<sup>98</sup> Daraüber hinaus gibt uns Johann Gottfried Seume in seiner autobiographischen Skizze »Mein Leben« wertvolle Informationen, wie es im Jahre 1760 zur Vokation Weyrauchs kam.

»Herr Adam Weyhrauch war ein ehrlicher, wohlmeinender, braver Mann, der eine gewaltige Zeit in Halle und Leipzig hatte studieren helfen, weil ihn sein Herr Vater Weyhrauch, ludimagister ejusdem loci quo postes filius, mit aller Gewalt wenigstens zum Kirchenrath machen wollte. Der Tod überraschte ihn aber in dem sechsten Universitätsjahre des Herrn Sohnes, und er hatte noch eben Kredit beim Patron genug, da er der höheren Klerisei nicht recht trauen wollte, sich denselben zum Nachfolger auszumitteln. Der Musensohn versorgte sich stracks in Leipzig mit einem hübschen Bürgersmädchen zu Tisch und Bette, und fing nun an mit allem Fleiß am Weinberge Zi-  
ons zu arbeiten. Schade, daß er keine Kinder hatte, um das Geschlecht der Weyhrauchs in der Schulmeisterei zu Knauthain rühmlichst fort zu pflanzen.«<sup>99</sup>

<sup>91</sup> Nicht erst 1739, wie Schwartz berichtet.

<sup>92</sup> SächsStAL, 20009, Amt Leipzig, Nr. 4411 (Anm. 39), Bl. 23.

<sup>93</sup> Schwartz, Landchronik (Anm. 12), S. 237; Pfarrarchiv Knauthain, Taufregister 1700–1753, 25. September 1742.

<sup>94</sup> Erler, Matrikel (Anm. 28), Bd. 3, S. 456.

<sup>95</sup> Pfarrarchiv Knauthain, Trauregister 1700–1753, 23. November 1728.

<sup>96</sup> Das Knauthainer Taufregister nennt ihn als Paten noch 1728 »Johann Adam Weyrauch Music. Cul-  
tor« (7. Februar) und »Johann Adam Weyrauch, der Music Ergebner« (28. Mai).

<sup>97</sup> SächsStAL, 20009, Amt Leipzig, Nr. 4411 (Anm. 39), Bl. 96–102.

<sup>98</sup> SächsStAL, 20009, Amt Leipzig, Nr. 4411 (Anm. 39), *passim*.

<sup>99</sup> Johann Gottfried Seume, *Mein Leben*, in: J. P. Zimmermann (Hrsg.), Johann Gottfried Seume's gesammelte Schriften, Band 5, Wiesbaden 1826, S. 161–269, hier S. 177.

Und so endete – als Johann Adam Weyrauch d. J. am 21. Oktober 1797 in Knauthain starb – eine über einhundertjährige Ära mit Schulmeistern dieser Familie in Knauthain. Dass diese Weitergabe von Ämtern innerhalb einer Familie eine übliche Vorgehensweise war, kann an zahlreichen weiteren Beispielen deutlich gemacht werden. Sie beginnen bei der Knauthainer Musikerfamilie Frenzel, setzen sich fort über die Markranstädter Kantorenfamilie Petzsch<sup>100</sup> und finden sich selbst noch an den Spitzen von Hofkapellen – so beispielsweise in Weimar, wo Johann Wilhelm Dresel 1717 seinen Vater Johann Samuel im Kapellmeisteramt beerbte.

Das Selbstverständnis vieler Dorfschulmeister als Kantoren wirft die Frage auf, inwiefern sie diesem Titel gerecht wurden, was unweigerlich in einen Vergleich zweier ungleicher Ämter – dem städtischen Musikdirektorat und der ländlichen Schulmeisterstelle – münden muss, sodass dieses Vorhaben sehr vorsichtig, mit dem Hinweis auf die grundlegenden Unterschiede, angegangen werden sollte. So verrichtete der Dorfschulmeister Dienste, für die in den Städten oft bis zu fünf Personen angestellt waren: Er war einziger Lehrer, und in dieser Funktion zugleich Kantor, Organist, Küster und Glöckner (Türmer). Allein diese Tatsache relativiert die Frage, ob die Bezeichnung Kantor im Vergleich zu seinen städtischen Kollegen angemessen ist. Wollte ein Schulmeister dieses Aufgabenpensum mit einem gewissen Anspruch bewältigen, hatte er wohl Unglaubliches zu leisten. So verwundert es nicht, dass, wie Werner mitteilt, Pfarrer Volkmar Leißring in Nohra bei Weimar sich freute »endlich des arbeitsreichen Kantorats in Schkölen enthoben [worden] zu sein« und in das Predigtamt wechseln zu können.<sup>101</sup> Ein weiterer Umstand, auf den Werner damit hinweist, ist der übliche »schnelle Wechsel in der Kantoratsbesetzung«, der sich dadurch erklärt, dass »an manchen Orten [...] mehr als die Hälfte der Kantoren später in den geistlichen Dienst« ging<sup>102</sup> – eine Beobachtung, die für unser Beispiel nicht einmal ansatzweise zutreffend ist. Keiner der genannten Knauthainer Schulmeister hatte ein Theologiestudium absolviert und verließ das Amt zugunsten einer anderen Stelle. Alle Schulmeister, außer Hornick, übten ihr Amt bis zu ihrem Tod bzw. der alters- und gesundheitsbedingten Substitution aus, was zum einen auf das Bemühen der von Dieskau um stabile Verhältnisse in die Kirchenmusikpflege und zum anderen auf eine gewisse Qualität des Amtes hinweist.

---

100 Schwartze, Landchronik (Anm. 12), S. 266.

101 Werner, Kirchenmusik (Anm. 30), S. 122.

102 Ebd.

#### IV. Kirchenmusikalisches Repertoire

In der Musikaliensammlung der Sächsischen Landes- und Universitätsbibliothek Dresden befindet sich auf der Rückseite einer Canto-Stimme der Kantate »Mein Alter kömmt, ich kann nicht sterben« von Georg Philipp Telemann ein Briefmanuskript des Knauthainer Kantors Johann Weyrauch an seinen Kollegen, den in Calbitz bei Wurzen tätigen Kantor Johann Caspar Dietel.<sup>103</sup> Dietel ist der Musikwissenschaft schon länger durch seinen umfangreichen Handel mit handschriftlichen Musikalien im mitteldeutschen Raum bekannt. Weyrauch bittet in diesem Brief um die Zusendung ihm noch fehlender Werke Georg Philipp Telemanns und die von ihm genannten Kompositionen lassen erkennen, welches kirchenmusikalische Repertoire in den 1710er Jahren in der Knauthainer Kirche gepflegt wurde.<sup>104</sup> Zu hören waren damals Vertonungen der »Geistlichen Cantaten« Erdmann Neumeisters. Diese erstmals 1702 in Weißenfels veröffentlichte Sammlung von Kirchenmusiktexten wurde in den folgenden Jahren von mehreren Komponisten komplett oder in Auszügen vertont; so von dem Weißenfelser Hofkapellmeister Johann Philipp Krieger, von Georg Philipp Telemann und möglicherweise auch von dem Leipziger Neukirchenmusikdirektor Melchior Hoffmann und dem späteren Dresdner Hofkapellmeister Johann David Heinichen. Weyrauch war dabei insbesondere an den Telemannschen Vertonungen interessiert. Bei diesen Werken handelt es sich um Solokantaten – instrumental begleitete Sologesänge (Arien und Rezitative), die musikalisch dem barocken Opernstil nahe stehen. Und so muss es auch nicht verwundern, dass für die sängerische Ausführung dieser Werke – neben der instrumentalen Begleitung, die wohl durch die Knauthainer Musici instrumentales erfolgte – zumindest zeitweise eine damals weitberühmte Leipziger Opernsängerin – ja überhaupt eine der berühmtesten Sängerinnen des damaligen galanten Deutschlands – gewonnen werden konnte. Die Rede ist von Johanna Magdalena Zehmin (1678 – nach 1734), die nicht nur in Leipzig, sondern auch an den Höfen in Weißenfels und Dresden nachweisbar ist.<sup>105</sup> Über ihre Beziehungen nach Knauthain erfahren wir aus dem Lexikon »Teutschlands galante Poetinnen« aus dem Jahr 1715. Dort lesen wir, dass sie sich, »wegen einer auff sie ge-

103 Näheres hierzu bei Reipsch, Neues zu Dietel (Anm. 9), *passim*.

104 Die Datierung des Briefes beruht auf der Feststellung, dass Weyrauch die Komponisten »Hoffm.« und »Hinigen« – gemeint sind wohl Melchior Hoffmann und Johann David Heinichen – als Pfuscher bezeichnet. Spätestens ab dem Jahr 1716, der Ernennung Heinichens zum Dresdner Hofkapellmeister, wäre dies aber eine an Dreistigkeit kaum zu überbietende Äußerung des Dorforschulmeisters gewesen, die damit auf eine Zeit zu datieren ist, in der Heinichen einen ungleich geringeren Bekanntheitsgrad besaß. 1705 hatten sich Hoffmann und Heinichen um das vakante Organistenamt der Leipziger Neukirche beworben – die Stelle erhielt Hoffmann. Beide waren in den folgenden Jahren eng mit dem Leipziger Opernhaus verbunden. Das Schaffen der Operisten war zu jener Zeit aus kirchlicher und kirchenmusikalischer Sicht nicht unumstritten und auch Weyrauchs Äußerung könnte in diesem Kontext zu verstehen sein. Vgl. Maul, Barockoper (Anm. 2), S. 452–472.

105 Maul, Barockoper (Anm. 2), S. 1130.

worffenen unsterblichen Affection der Frau von Dieskau [...] beständig bey derselben in Knauthayn auffhalten« müsse.<sup>106</sup> Sie sei »eines Advocaten Tochter« und stehe »bey Ih. Hoch=Gräfl. Excell. der Frau Pröbstin Königsmarck in besonderer Gnade«. Als Beweis ihrer poetischen Befähigung druckt Lehms zwei »Proben ihrer edlen Arbeit« ab, die in einer deutschsprachigen Liebesarie sowie einer sich aus drei Arien und zwei Rezitativen zusammensetzenden »Cantata per Musica« bestehen. Als Sängerin bestünde ihr Vorzug in ihrer »angenehmen Stimme«, sodass »sie eine recht galante Virtuosin sey«.<sup>107</sup> Ihre Aufenthalte in Knauthain lassen sich wiederum über die Kirchenbücher konkretisieren, wo sie von 1706 bis 1711 dreimal als Patin von Kindern Dieskauischer Bediensteter zu finden ist.<sup>108</sup> Dass sie der Frau von Dieskau, gemeint ist Christiana Sybylla von Dieskau (1686–1742), auch weit über das Jahr 1711 hinaus verbunden blieb, wird schließlich aus dem Testament der von Dieskau aus dem Jahr 1734 deutlich. Dort wird »Mw: Johanen Magdalenen Zehmin [mit] fünff=hundert reichs Thaler« bedacht<sup>109</sup>, so dass davon ausgegangen werden muss, dass sich die Zehmin noch bis in die 1730er Jahre – wenn auch unregelmäßiger – in Knauthain aufhielt und ihr künstlerisches Potential in die hiesige Musikkultur einbrachte, und so liegt es nahe, in ihr auch die Sängerin der Telemannschen Solokantaten in der Knauthainer Kirche zu sehen. Diese Kompositionen entsprachen dabei in ihrer Opernhaftigkeit gewiss dem an der höfischen Kultur orientierten Geschmack der Rittergutsherren, denen zudem sicher das repräsentative Potential einer solch berühmten Sängerin für die Musikaufführungen in der Patronatskirche bewusst war.

## V. Private Musikpflege im Hause der Familie von Dieskau

Dass die Zehmin außerdem im Rahmen privater Musikaufführungen im Dieskauischen Schloss in Knauthain zu hören war, ist sehr wahrscheinlich, jedoch können wir über das damit verbundene Repertoire kaum begründete Vermutungen anstellen. Die Instrumentalmusik betreffend können dafür umso konkretere Aussagen getroffen werden. Immerhin ist belegt, dass Carl Heinrich von Dieskau nicht nur ein »Liebhaber der Musik«, sondern vor allem ein »Kenner der Laute« war.<sup>110</sup> Rudolf Straube<sup>111</sup>

<sup>106</sup> Georg Christian Lehms, *Teutschlands Galante Poetinnen*, Leipzig 1715 (Nachdruck: Leipzig 1973), S. 283.

<sup>107</sup> Ebd., S. 282–285.

<sup>108</sup> Pfarrarchiv Knauthain, Taufregister 1700–1753, 5. Mai 1706, 12. Dezember 1708 und 12. Juli 1711.

<sup>109</sup> SächsStAL, 20439, Rittergut Knauthain, Nr. 61, unpaginiert (17. Juli bis 12. November 1734).

<sup>110</sup> Rudolfo Straube, *Due Sonate a Liuto Solo*, Leipzig 1746 (Faksimile: Genève 1985).

<sup>111</sup> Straube wurde am 5. Dezember 1717 in Elstertrebnitz geboren und trat 1733 in die Leipziger Thomasschule ein, wo er von Bach u. a. Orgelunterricht erhielt. 1740 immatrikulierte er sich an der Leipziger Universität. In seine Studienzeit fällt schließlich auch die Veröffentlichung seiner ersten beiden Lautensonaten im Jahr 1746, auf deren Titel er sich noch »Academico in Lipsia« nennt. Als Schüler

widmete ihm zwei Sonaten für dieses Instrument, die 1746 in Leipzig im Druck erschienen und bei denen es sich um durchaus anspruchsvolles Repertoire handelt, das den modernen empfindsamen Stil in der Schreibart Adam Falckenhagens repräsentiert. Die Stücke – eine dreisätzige Sonate in a-Moll und eine viersätzige Sonate in G-Dur – »enthalten genauste und fein abgestufte dynamische Angaben und Noten im Kleinstich zur genauen Ausführung von Verzierungen«<sup>112</sup>, derart, dass auch Nebennoten in den Tabulaturen exakt fixiert werden. Dass Carl Heinrich von Dieskau als Widmungsempfänger sehr wahrscheinlich in der Lage war, die Sonaten zu spielen, darf schon deshalb angenommen werden, da Straubes Widmung sonst als Affront hätte verstanden werden können. Dieser Umstand aber lässt erkennen, auf welchem Niveau von Dieskaus musikalische Befähigung, die sich möglicherweise nicht nur auf die Laute beschränkte, angesiedelt war. Seine Ausbildung hat er vermutlich von Adam Falckenhagen (oder wenigstens gemeinsam mit ihm) erhalten, als dieser sich in seinen Jugendjahren in Knauthain aufhielt.

Adam Falckenhagen wurde am 26. April 1697 in Großdalzig geboren. Dabei handelt es sich nicht um einen Ort »bei Delitzsch«<sup>113</sup>, sondern um ein wenige Kilometer südlich von Knauthain bzw. »zwischen Leipzig und Pegau liegende[s] Dorffe«<sup>114</sup>, dessen Filialkirche in Tellschütz schon bei Domning für Verwirrung sorgte, als dieser behauptete, Falckenhagens Mutter Eva Sachs sei »die Tochter des Küsters aus Delitzsch, das zur Gemeinde Großdalzig gehört«.<sup>115</sup> Falckenhagen ist »nach dem 10ten Jahre zu einem Priester in Knauthayn nahe an Leipzig gethan worden, woselbst er 8 Jahr in literis und musicis, insbesonderheit aber auf dem Clavier, und in den letztern Jahren, auf der Laute sich geübet«.<sup>116</sup> Dass es sich bei dem Priester um den angeheirateten Onkel Johann Gottlob Erlmann handelt, wurde schon von Schulze festgestellt.<sup>117</sup> Dabei ist jedoch die Aussage »woselbst ...« wahrscheinlich mehr auf den Ort Knauthain, als auf die Person Erlmanns zu beziehen, immerhin kann als sicher gelten, dass die

---

und Kopist Bachs ist die Mitwirkung Straubes in einem der Collegia Musica und bei der Leipziger Kirchenmusik ebenso denkbar, wie eine Beteiligung an der Aufführung der Bauernkantate im August 1742. Es wäre möglich, dass von Dieskau bei dieser Gelegenheit auf den jungen Lautenisten aufmerksam geworden ist und ihm seine Gunst schenkte.

112 Clemens Harasim, Straube, Rudolf, in: Ludwig Finscher (Hrsg.), *Die Musik in Geschichte und Gegenwart. Allgemeine Enzyklopädie der Musik*. Begründet von Friedrich Blume, Personenteil, Supplement, Kassel, Basel, London, New York, Prag 2008, Sp. 884.

113 Erich Tremmel, Falckenhagen, Adam, in: Ludwig Finscher (Hrsg.), *Die Musik in Geschichte und Gegenwart. Allgemeine Enzyklopädie der Musik*. Begründet von Friedrich Blume, Personenteil, Band 6, Kassel, Basel, London, New York, Prag 2001, Sp. 668 f, hier Sp. 668.

114 Johann Gottfried Walther, *Musikalisches Lexikon oder musikalische Bibliothek (Documenta Musicologica 1/III)*, Leipzig 1732 (Faksimile: Kassel, Basel 1953), S. 238 f.

115 Joachim Domning, *Der Lautenist Adam Falckenhagen*, in: *Gitarre & Laute* 5 (1983), S. 323–328, hier S. 323.

116 Walther, *Lexikon* (Anm. 114), S. 239.

117 Schulze, *Lautenkompositionen* (Anm. 7), S. 37.

Ausbildung in »literis und musicis, insonderheit aber auf dem Clavier« durch den hiesigen Schulmeister Weyrauch erfolgte, weswegen der musikalische Bezug zu Erlmann fraglich bleibt, auch wenn die Überlegung Schulzes, »daß er [d. i. Erlmann] während seiner Leipziger Studienzeit zum Schülerkreis des Husumer Lautenisten Christoph Schuchardt« gehört haben könnte, durchaus im Bereich der Möglichkeiten liegt.<sup>118</sup>

Bezeichnend ist aber vielmehr, dass Falckenhagen von seinen Eltern für acht Jahre nach Knauthain geschickt wurde, um sowohl musikalisch als auch im Lesen und Schreiben unterrichtet zu werden. War doch sein Vater selbst ein Lehrer, so muss dieser Umstand unbedingt als Hinweis auf das hohe Ansehen des Knauthainer Schulmeisters wie auch der Musikpflege des Ortes gelten. So kam Falckenhagen wohl um das Jahr 1707 nach Knauthain und besuchte hier – laut Walther bis etwa 1715 – die Schule. Anschließend trat er in die Dienste des damals etwa neunjährigen Carl Heinrich von Dieskau – vermutlich als dessen Lautenlehrer. Diese Datierung ergibt sich aus einem Patenschaftseintrag in den Großdalziger Kirchenbüchern, wo Falckenhagen »1715 als »Musici und Kammerdiener des jungen Herrn von Dieskau«<sup>119</sup> verzeichnet ist. Im gleichen Jahr findet sich mit fast identischem Wortlaut »Adam Falckenhagen, ein Musicus u. Cammerdiener bey dem jungen Herrn von Dießkau«<sup>120</sup> auch in Knauthain erwähnt. Und noch am 16. März 1717 ist er in den Knauthainer Kirchenbüchern nachweisbar. Dass sein ab 1719 belegbares Wirken in Merseburg ebenfalls im Zusammenhang mit den von Dieskaus steht, indem »seine ersten Dienstherren ihn an diesen Ort gebracht haben könnten«<sup>121</sup>, ist durchaus nahe liegend, doch lassen sich nach 1717 keine direkten Beziehungen mehr zu den von Dieskaus oder nach Knauthain nachweisen.

## VI. Schluss

Als Carl Heinrich von Dieskau 1747 zum Directeur des Plaisirs des Dresdner Hofes ernannt wurde, hat er in dieses – wohl eher mit repräsentativen Funktionen ausgestattete – Amt eine Fülle von kunst- und musikpraktischen Erfahrungen einbringen können. Es macht dies besonders deutlich, dass die Grenzen zwischen höfischer und ländlicher Musikkultur als fließend angesehen werden können. Das Scharnier zwischen beiden bildete der durch die höfische Kultur beeinflusste – und beeindruckte – Landadel.

118 Ebd.

119 Domning, Falckenhagen (Anm. 115), S. 323.

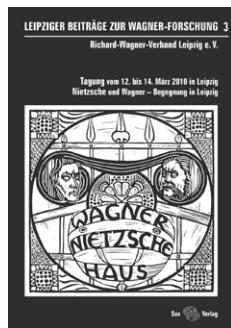
120 Pfarrarchiv Knauthain, Taufregister 1700–1753, 4. Dezember 1715.

121 Domning, Falckenhagen (Anm. 115), S. 323.



Abb. 3: Ansicht von Knauthain mit Kirche und Schloss aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts  
(Stadtgeschichtliches Museum Leipzig, Inventarnr. Kn 1)

Deutlich wurde auch, dass die Musikpflege auf den Dörfern einen Kernbereich barocker Musikkultur dahingehend darstellte, dass eine städtische und schließlich höfische Musikpflege nur auf dem uns bekannten Niveau möglich war, da es sich hierbei um Eliten handelte, die in Abgrenzung von einer breiten Basis zu sehen sind, die zum einen im städtischen, in der Masse aber im ländlichen Milieu zu suchen ist. Die Karriere Adam Falckenhagens, der später als Kammermusiker an den Höfen in Weißenfels, Weimar und Bayreuth wirkte, ist nur eines von vielen Beispielen, das zeigt, wie man es seinerzeit verstand, Potenziale auch in den unteren Bevölkerungsschichten zu fördern und bis in die höchsten musikalischen Ämter des Landes zu führen.



### Leipziger Beiträge zur Wagner-Forschung – Bd. 3

Tagung vom 12.–14. März 2010 in Leipzig  
Nietzsche und Wagner – Begegnung in Leipzig

Herausgegeben vom Richard-Wagner-Verband  
Leipzig e.V.

ISBN 978-3-86729-079-1  
Broschur, 14,8 x 21 cm,  
152 Seiten, 31 Abbildungen  
14,80 Euro, 1. Auflage 2011

#### Autoren:

Thomas Krakow, Beatrix Vogel, Dirk Brüggemann / Matthias Otto, Jörg H. Gleiter, Ralf Eichberg, Werner Wolf, Peter André Bloch, Ram A. Mall, Hans Otto Seitschek

Die »Sternen-Freundschaft« der beiden herausragenden Geistesgrößen des 19. Jahrhunderts, Richard Wagner und Friedrich Nietzsche, begann am 8. November 1868 in Leipzig während ihrer ersten Begegnung im Hause von Hermann Brockhaus und dessen Frau, Wagners Schwester Ottilie. Nietzsche war, wie vor ihm Wagner, Student der Leipziger Universität, und beide fanden in Schopenhauer sofort einen gemeinsamen geistigen Bezugspunkt. Später publizierten verschiedene Leipziger Verleger Nietzsches Schriften, sodass es auch von dessen Seite nach seinen Leipziger Studienjahren 1865–67 noch mannigfaltige Verbindungen zu Wagners Geburtsstadt Leipzig gibt.

Neben biografischen und philosophischen Betrachtungen liegt ein Schwerpunkt dieses Buches auf der Architektur; nicht nur wegen Nietzsches Hinwendung zu dieser als »Leikunst« der frühen Moderne nach seiner Entfremdung und Trennung von Wagner, sondern auch aus ganz aktuellem Anlass. Überraschend entdeckten ein Leipziger Bauingenieur und ein Leipziger Bildhauer im Jahre 2008 bei den Vorarbeiten zur Restaurierung einer Leipziger Jugendstilvilla deren vielfältige künstlerische Bezüge zu Nietzsches »Also sprach Zarathustra« und Wagners »Ring des Nibelungen« – Grund genug, um die hier dokumentierte 13. Tagung des Otterfinger Gesprächskreises des Nietzsche-Forums München in Zusammenarbeit mit dem Richard-Wagner-Verband Leipzig e.V. und der K.O.P. Klinge Otto Planung GmbH Leipzig vom 12. bis 14. März 2010 in diesem wiederentdeckten Wagner-Nietzsche-Haus stattfinden zu lassen.

#### Aus dem Inhalt:

Das Wagner-Nietzsche-Haus in der Karl-Heine-Straße 24 b

Nietzsche als »philosophischer Flaneur«

Friedrich Nietzsche – seine Verlage und Druckereien in Leipzig

Wagner und Nietzsche – eine »Sternenfreundschaft«

Nietzsche als Student in Leipzig, Wissenschaft und Wahrheit im Zeichen Schopenhauers

Die dreieine Lehre Nietzsches: Übermensch – Wille zur Macht – Ewige Wiederkunft

Nietzsche und der »Fall« Wagner: Décadence und Erlösung in der Musik

Wahrheiten, nach denen sich tanzen lässt

## Gesprächsprotokolle

### Die Tagebuchaufzeichnungen des Schweizer Theologen Gabriel Hürner während seines Aufenthaltes in Leipzig im Mai 1738\*

Rüdiger Otto

#### I. Die Person und ihr Tagebuch – Eine Annäherung an Gabriel Hürner

»Du must auch auf Reisen mehr observiren, sehen, hören, und aufschreiben, als lesen und meditiren.« Der Satz stammt aus Julius Bernhard von Rohrs »Von der Klugheit zu reisen«, einer der zahlreichen frühneuzeitlichen Reiseanweisungen, mit denen sich der angehende Reisende auf seine Unternehmung vorbereiten konnte.<sup>1</sup> Gabriel Hürner, Absolvent der Hohen Schule Bern, scheint diesen Satz verinnerlicht zu haben. Auf einer mehr als zweijährigen Reise durch Holland, Deutschland und die Schweiz hat er die Kunst des Beobachtens und des Aufschreibens mit gleicher Leidenschaft betrieben. Er beschrieb Orte, Bibliotheken, Kirchen, Landschaften. Vor allem kam er mit ungezählten Personen in Kontakt und notierte, was er von ihnen hörte, wie er über sie dachte, was er empfand. Auch in Leipzig absolvierte er zahlreiche Besuche, hörte, was man über Gott, die Welt und die eigene Stadt dachte, und fixierte, was ihm begegnete. So entsteht ein lebendiges, faszinierendes und ganz individuelles Bild von Leipzig im Mai 1738. Das im Staatsarchiv des Aargau in Aarau liegende Tagebuch ist bislang gänzlich unveröffentlicht. Fast ebenso unbekannt ist sein Autor. Es soll deshalb in gebotener Kürze der Versuch einer Vorstellung unternommen werden. Über Gabriel Hürner liegen nur wenige biographische Informationen vor. Es gibt keine Leichenpredigt und keinen gedruckten Nachruf. Da seine literarische Produktion sehr bescheiden ausfällt, ist ihm in den Gelehrtenlexika wenig Platz eingeräumt worden.<sup>2</sup>

\* Der Beitrag gliedert sich in eine Einleitung und den Tagebuchtext mit jeweils eigenen Fußnoten. Auf die Fußnoten der Einleitung wird unter dem Kürzel »Anm.« verwiesen, auf die zum Tagebuchtext unter »Erl.« (Erläuterung). Häufig verwendete Literatur und Quellen werden abgekürzt zitiert und finden sich ausführlich im Abkürzungsverzeichnis, auf das mit »Abk.« verwiesen wird (mit Ausnahme des Hürnerschen Tagebuchs).

- 1 Julius Bernhard von Rohr, Einleitung zu der Klugheit zu leben; hier zitiert nach Zedler 31 (1742) (Abk.), Sp. 369, § 13. Vgl. Justin Stagl unter Mitarbeit von Klaus Orda und Christel Kämpfer, Apodemiken. Eine räsonnierte Bibliographie der reisetheoretischen Literatur des 16., 17. und 18. Jahrhunderts, Paderborn, München, Wien, Zürich 1983, zu Rohr ebd., S. 89.
- 2 Hans Jacob Leu, Allgemeines Helvetisches, Eydgenößisches Oder Schweizerisches Lexicon, Band 9–10, Zürich 1754, S. 361. Hans Jakob Holzhalb, Supplemente zu dem allgemeinen helvetisch=eydgenößischen oder schweizerischen Lexicon, so von Herrn Hans Jakob Leu ... behandlet worden, Band 3, Zürich 1788, S. 216 f. Thomas Franz Schneider, Hürner, Gabriel, in: Historisches Lexikon der Schweiz, Band 6, Basel 2007, S. 557. Das von Hürner während seiner Reise geführte Stammbuch ist beschrieben in: J. A. Stargardt, Autographen. Auktion am 30. und 31. März 1999.

Seine Wirkungszeit als Diakon an der Berner Nydeggkirche und am Münster war vergleichsweise kurz. Infolgedessen hat Hürner auch hier keine nachhaltigen Spuren hinterlassen. Lediglich seine Rolle in der Berner Deutschen Gesellschaft sicherte ihm eine bescheidene Erinnerung. Der einzige Ort, an dem Hürners Persönlichkeit tatsächlich Gestalt gewinnt, ist das Tagebuch, das ein einprägsames Bild einer spannungsreichen und intellektuell anspruchsvollen Persönlichkeit vermittelt.

Hürner wurde am 21. Januar 1709<sup>3</sup> in Lenk als Sohn des Pfarrers Johann Jakob Hürner und der Johanna Ursula, geb. Imhof geboren, am 27. Januar wurde er getauft.<sup>4</sup> Der Taufrodel von Lenk verzeichnet drei weitere Kinder des Pfarrerehepaars, zwei Mädchen und einen Jungen.<sup>5</sup> Hürner hatte darüber hinaus mindestens einen älteren Bruder, Jacob Anton, der 1708 geboren wurde, als der Vater noch in Saanen Pfarrer war, und der 1784 als Pfarrer in Wynau starb. Man kann vermuten, dass Gabriel Hürner und seine Geschwister den ersten Unterricht durch den Vater erhielten. Normalerweise wurde vor dem Eintritt in die Berner Hohe Schule eine der elementaren Lateinschulen absolviert. Das könnte auch für Hürner gelten, dokumentiert ist es bislang nicht. 1721, d. h. mit 12 Jahren und damit vergleichsweise früh, wurde er »promotus ad lectiones publicas«.<sup>6</sup> Dieser Eintritt in die Hohe Schule erfolgte, zumindest in der zweiten Jahrhunderthälfte, in der Regel mit 15 Jahren, es schloss sich ein acht- bis zehnjähriger Studiengang inklusive Examina an, mit dessen Bewältigung die Absolventen ins Pfarramt gelangen konnten. Die Ausbildung des reformierten Pfarrernachwuchses war seit ihrer Gründung 1528 die zentrale Aufgabe der Hohen Schule. Juristische und medizinische Befähigungen wurden kaum vermittelt.<sup>7</sup> Der Ausbildungsgang ist vielleicht mit dem der kursächsischen Fürstenschulen oder

Katalog Nr. 671, S. 146, Nr. 372; vgl. auch Jahrbuch der Auktionspreise für Bücher, Handschriften und Autographen 50 (1999), S. 725. Das Stammbuch wurde von der Fondation Martin Bodmer in Cologny bei Genf erworben. Hürners (drei) Veröffentlichungen sind aufgeführt bei Franz Xaver Bronner, Der Kanton Aargau, historisch, geographisch, statistisch geschildert, Band 2, St. Gallen, Bern 1844, S. 47 f. Hier wird er als »Gabriel Hürner aus Aarau«, dem Herkunftsort der Familie, geführt. Ihm wird allerdings auch eine katechetische Veröffentlichung zugeschrieben, die vom gleichnamigen Pfarrer von Hindelbank (1741–1795) stammt (vgl. Johann Georg Meusel, Lexikon der vom Jahre 1750 bis 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller, Band 6, Leipzig 1806 [Nachdruck: Hildesheim 1967], S. 167); schließlich nennt Bronner noch einen weiteren Gabriel Hürner, »Notar und Stadtschreiber zu Aarau«, Bronner, Der Kanton Aargau, S. 43.

3 Das Datum ergibt sich aus dem Tagebuch, in dem die Daten der Einträge jeweils am Rand vermerkt sind. Die Notiz »Heut habe ich das 28. Jahr erreicht« im oberen Drittel von S. 83 gehört noch zum Datum 21. Januar 1737, das am Beginn von S. 82 des Tagebuchs steht.

4 Kirchgemeinde Lenk, Kirchenbücher Band 5, Taufrodel 1670–1730, S. 218.

5 Johanna Catharina, getauft am 17. Juli 1710, Anna Katrina, getauft am 20. April 1712 und Samuel, getauft am 4. September 1715. Kirchgemeinde Lenk, Kirchenbücher Band 5, Taufrodel 1670–1730, S. 225, 229, 241.

6 Staatsarchiv des Kantons Bern, B III 1010, S. 163.

7 Vgl. Ulrich Im Hof, Hohe Schule – Akademie – Universität. 1528–1805–1834–1984, in: Pietro Scandola (Red.), Hochschulgeschichte Berns 1528–1984, Bern 1984, S. 23–127, hier S. 39.

der akademischen Gymnasien in Deutschland vergleichbar, nur dass die Universität nicht separat aufgesucht werden musste, sondern berufsbezogen integriert war. Dass Hürner, der die Hohe Schule 15 Jahre lang besuchte, eine solide Ausbildung genossen hat, steht außer Frage. Sein Tagebuch vermittelt den Eindruck, dass er dem Kenntnisstand und den intellektuellen Ansprüchen der von ihm besuchten Professoren gewachsen war. Seine Neigungen scheinen der Philologie, speziell der hebräischen, und darüber hinaus der Philosophie und der Geschichte gegolten zu haben. Er selbst antwortete in Leipzig auf die Frage nach seinem »haupt=Studium«: »ehemahls habe ich die antiquitäten inne gehabt; vor 6. 8. jahren habe ich die philosophie studirt, da ich sahe, dass diese nichts gewiſſes habe, da fiel ich auf die kirchen antiquitäten.<sup>8</sup> Als Symptom seiner Vorliebe für die Geschichte und sicher auch als Ausdruck der ihm im Berner akademischen Milieu entgegengebrachten Wertschätzung kann man die Tatsache interpretieren, dass er nach dem frühen Tod des Geschichtsschreibers der Schweiz und Professors für Geschichte und Beredsamkeit am Berner Gymnasium, Jakob Lauffer, mit dem Nachruf beauftragt wurde.<sup>9</sup> Mit Lauffers Nachfolger Johann Georg Altmann verband ihn eine enge Beziehung. In der Zeitschrift »Tempe Helvetica«, die Altmann gemeinsam mit Johann Jakob Breitinger herausgab,<sup>10</sup> veröffentlichte Hürner schon 1735 zwei Texte philologischer bzw. religionsgeschichtlich-theologischer Natur. Hürner hatte auf seiner *peregrinatio academica* mindestens einen Empfehlungsbrief Altmanns im Gepäck.<sup>11</sup> Da Altmann wegen der »Tempe Helvetica« etlichen Akademikern in Holland und in Deutschland ein Begriff war, konnte er von der Bekanntschaft profitieren.<sup>12</sup> Während seiner Reise blieb er mit Altmann in Briefkontakt.<sup>13</sup> Beider Namen sind vor allem durch die 1739 gegründete Berner Deutsche Gesellschaft miteinander verbunden. Hürner war ferner in den frühen dreißiger Jahren Vorstandsmitglied der 1730 gegründeten *Societas Studiosorum*, einer Studentengesellschaft, die dem Protektorat des Professors der Eloquenz unterstellt war. Unter seiner Leitung unternahm die Gesellschaft 1735 »einen neuen Anlauf«, eine Studentenbibliothek aufzubauen.<sup>14</sup> 1735 gehörte er überdies der infor-

8 Hürner, Tagebuch, S. 213.

9 Gabriel Hürner, *Oratio funebris in obitum ... Jacobi Laufferi*, Bern 1734 (vorhanden im Staatsarchiv des Kantons Bern); über Lauffer vgl. Feller, Bonjour (Abk.), S. 460 f.

10 Vgl. Marti, Erne (Abk.), S. 20.

11 Die Übergabe an den Leidener Historiker Peter Burmann (1668–1741) fiel eher kurios aus, denn Burmann nahm den Brief nur oberflächlich zur Kenntnis und kannte Altmann offenbar nicht, immerhin war ihm die »Tempe Helvetica« ein Begriff: Der Besuch bei Burmann fand am 15. September 1736 statt. Nach Überreichung des Briefs fragte Burmann, »ob ich ein Zürcher wäre, so wenig informierte er sich, wo h. altmann stunde; er fragte von ihm und seinen Zustand ... Er habe ein Buch gesehen Tempe die h. altmann ediere«. Hürner, Tagebuch, S. 54.

12 Vgl. Hürner, Tagebuch, S. 67, 134, 155, 255 f., 308, 315–318, 322.

13 Hürner, Tagebuch, S. 133.

14 François de Capitani, Die Berner *Societas Studiosorum* im 18. Jahrhundert, in: Nicolai Bernard, Quirinus Reichen (Hrsg.), *Gesellschaft und Gesellschaften. Festschrift zum 65. Geburtstag von Pro-*

mellen und weitgehend unbekannten Gesellschaft Die Schöne Welt an.<sup>15</sup> Die aktiven Mitgliedschaften zeigen, dass er die Organisationsform einer geselligen Gelehrsamkeit schätzte und sich die moralphilosophischen Prinzipien seiner Lehrer Lauffer und Altmann zu eigen mache, die »das Bildungsideal des *politicus*« vermittelten, das »vom stoischen Pedanten und Misanthrop sowie vom halbggebildeten Prahler abgegrenzt wird«.<sup>16</sup> Das Ideal hat Hürner verinnerlicht. Es bildet die Voraussetzung für die teilweise heftigen Urteile, mit denen Hürner den Standesdünkel der Professorenschaft und das fröhliche Nichtwissen bei Akademikern im Tagebuch bedenkt. Im Februar 1736 erfolgte nach bestandenem Examen Hürners »Promotio ad S. Ministerium«<sup>17</sup>, d. h. er kam fortan für eine Pfarrstelle im Kanton Bern in Frage. Am 2. März 1736 unterzeichnete er neben anderen Predigtamtskandidaten die »Formula consensus«,<sup>18</sup> das Glaubensbekenntnis der reformierten Orthodoxie, das in den einzelnen Kantonen umstritten war und das auch in Hürners Gesprächen auf Reisen, u. a. in Leipzig, zu kontroversen Meinungsäußerungen Anlass gab. Ob Hürner bereits vor Antritt seiner Bildungsreise, also zwischen März und Juli 1736, eine Stelle inne- bzw. angeboten bekommen hatte, müsste noch geklärt werden. In einem Anfall von Verzagtheit und Heimweh stand ihm kurz nach Reisebeginn das »viacariat zu Erlinsbach« als liebste Lebensstation vor Augen, offenbar eine Reminiszenz an die nähere Vergangenheit.<sup>19</sup> Ende Juli 1736 ist Hürner zu seiner großen Studienreise aufgebrochen. Das genaue Datum geht aus den Aufzeichnungen nicht hervor. Das Reisetagebuch beginnt unvermittelt mit der ersten Eintragung vom 1. August 1736 in Walenburg. Wir erfahren nichts über den Abschied aus Bern, und es gibt keine Präliminarien über das Ziel und den Zweck seiner Reise oder über Absichten und Regeln für die Tagebuchführung.

fessor Dr. Ulrich Im Hof, Bern 1982, S. 226–243, hier S. 228 f., zum Protektorat S. 232; vgl. auch Erne, Sozietäten (Abk.), S. 206.

15 Die Existenz der Gesellschaft ist bezeugt durch die autobiographischen Aufzeichnungen des Berner Mediziners Johann Jakob Ritter (1714–1784), in: Friedrich Börner, Nachrichten von den vornehmsten Lebensumständen und Schriften jetztlebender berühmter Aerzte und Naturforscher in und um Deutschland, Band 2, Wolfenbüttel 1752, S. 82–171, hier S. 104; nach diesem Text in: Friedrich Carl Gottlob Hirsching, Historisch-litterarisches Handbuch berühmter und denkwürdiger Personen, Band 9/2, Leipzig 1807, S. 335–365, hier S. 341.

16 Barbara Mahlmann-Bauer, Literarisches Leben in Berns »goldener Zeit«, in: André Holenstein (Hrsg.), Berns goldene Zeit. Das 18. Jahrhundert neu entdeckt (Berner Zeiten 4), Bern 2008, S. 383–386, hier S. 385.

17 Stadtarchiv Bern, B III 876, S. 202.

18 Stadtarchiv Bern, B III 25.

19 Dies ereignete sich während des Aufenthalts in Heidelberg im August 1736. Hürner klagte über Übelkeit und Durchfall und erwähnt »die schlaftrigkeit, die bewustheit, daß ich nur wie entlehnt und villeicht unangenehm wäre, die meinung ich müste nun allein reÿsen, und eine wunderliche gesellschaft, die mir allzufreÿ und lustig ware, mieche mir das heimwehe ungemein, und ie mehr ich an die schweiz gedachte, ie unerträglicher der mangel sie zu genießen ware, ich überlegte alle gute tage, die ich gehabt, und präferierte das vicariat zu Erlinsbach allem vergnügen so ich ie gehabt«. Hürner, Tagebuch, S. 18.

Mit großen, sorgfältig geschriebenen Buchstaben beginnen die Aufzeichnungen: »Walenburg liget zwischen zwey felsen, auff dem einten Berg ligt in der Höhe ein schloß«.<sup>20</sup> Am Rande steht das Datum. Über der Seite ist eingetragen, welchen Ort bzw. welches Gebiet der Schreiber bereist und beschreibt: »Walenburg. Baselgebiet« lautet der Eintrag auf der ersten beschriebenen Seite. Diese Ortsangaben werden bis zur Seite 87 fortgeführt. Danach entfallen sie, was die schnelle Orientierung erschwert, aber anhand des Textes ist natürlich feststellbar, wo sich Hürner jeweils befindet. Die Datumsangaben außerhalb des Textspiegels hingegen werden bis zum Ende fortgesetzt und ermöglichen eine genaue zeitliche Zuordnung der Ereignisse. Über Rastatt, Karlsruhe, Heidelberg, Worms, Köln, Düsseldorf und viele andere Städte führte die Reise Richtung Leiden. Längere Aufenthalte gab es nirgendwo, aber in Basel ließ man sich durchs Münster führen und besuchte die Bibliothek, in Straßburg hörte man mehrere Predigten, in Heidelberg wurden Besuche absolviert, und eine Stadtbesichtigung war auch auf dem Programm. Die letzte Strecke von Utrecht nach Leiden wurde in der Nacht mit einem Schiff zurückgelegt. Am 23. August 1736 traf Hürner in Leiden ein. Sein erster Besuch galt Herman Boerhaave (1668–1738), der als medizinische Autorität europäischen Ruhm genoss. Hürner konnte »einen gruß von Dr. haller«<sup>21</sup> vorbringen, und damit war ein Anknüpfungspunkt gegeben, denn der Dichter und Wissenschaftler Albrecht von Haller hatte bei Boerhaave studiert, und dieser verfolgte Hallers Laufbahn aufmerksam und hatte ihm erst kurz zuvor zum Ruf in eine medizinische Professur in Göttingen gratuliert.<sup>22</sup> Gegenüber Hürner allerdings erklärte Boerhaave, »er verwundere sich, daß h. Haller die Vocation angenommen, da er zu Bern etwas hätte haben können«. Hürner war über Boerhaaves außergewöhnliche Bedeutung im Bilde, und seine Notate bestätigen sie ihrerseits: »von allen nationen kommen die Leüte zu ihm«. Gleichwohl ließ er sich von der Aura des großen Mannes nicht gefangen nehmen. Vielmehr hielt er mit fast brutaler Nüchternheit fest, was er sah, registrierte oder vom Hörensagen wusste: »Er giebt audienz in einem finstern gemächlin da nur eben hinein ein wenige liecht fält, ist schlecht gekleidet, und allezeit mit bloßem haupt ... er soll sehr geizig seÿn«. Darüber hinaus notierte er penibel, wie Boerhaave es mit den Honoraren hält. Am 25. August suchte er den Rektor Francisca Fabricius (1663–1738) auf und ließ sich »immatriculieren, ich gabe ihm mein testimonium, der darauff antwortete, est testimonium honoratissimum«.<sup>23</sup> Auch hier baute Hürner mit einer Empfehlung, diesmal in Gestalt seines Berner Zeugnisses,

20 Hürner, Tagebuch, S. 2.

21 Zu diesem und den folgenden Zitaten vgl. Hürner, Tagebuch, S. 43.

22 Urs Boschung (Hrsg.), *Repertorium zu Albrecht von Hallers Korrespondenz 1724–1777*, Band 1, Basel 2002, Nr. 110. Haller hatte die Professur im Januar 1736 angetragen bekommen und traf am 30. September 1736 in Göttingen ein; vgl. Ludwig Hirzel, Einleitung. Hallers Leben und Dichtungen, in: Albrecht von Haller, Gedichte, hrsg. von Ludwig Hirzel, Frauenfeld 1882, S. I–DXXXVI, hier S. CLVIII–CLXI.

23 Hürner, Tagebuch, S. 44.

eine Brücke und wurde nach eigenen Aussagen aufs Zuvorkommendste behandelt, auch wenn der Rektor den Namen des bravourösen Studenten offenbar nicht genau vernommen hatte, denn in der gedruckten Matrikel steht zum 24. August 1736: »Daniel Hunner Berna-Helvetus«.<sup>24</sup> Es würde zu weit führen, die Namen sämtlicher Professoren aufzuführen, die Hürner während seines Aufenthalts in Leiden aufsuchte. Er blieb bis Juni 1737 an der Universität, unternahm aber von Leiden aus Reisen, u. a. nach Amsterdam, Rotterdam und Utrecht und hatte auch dort zahlreiche ausführlich dokumentierte Unterredungen. Im Tagebuch sind auch Begegnungen mit Handelsleuten und Studenten, vor allem aus der Schweiz, ausführlich registriert, zu ihnen zählte beispielsweise Johann Friedrich von Herrenschwand, der 1737 in Leiden zum Doktor der Medizin promoviert wurde und als Arzt Karriere machte.<sup>25</sup>

Zu den besonderen Erfahrungen des Leidener Aufenthalts gehörte die Begegnung mit Emanuel von Graffenried (1692–1737) aus traditionsreicher Berner Familie. Graffenried hatte sich mit seiner Frau<sup>26</sup> nach Leiden begeben, um eine schmerzhafte Blasenerkrankung von Boerhaave behandeln zu lassen.<sup>27</sup> Dass Boerhaave schon im März 1736 über seine Therapie an Haller berichtete,<sup>28</sup> ist wohl als Indiz dafür zu werten, dass man in Bern Graffenrieds Schicksal aufmerksam verfolgte; offenbar waren die einheimischen ärztlichen Bemühungen erfolglos geblieben. Auf der Suche nach einem Quartier wandte sich Hürner unmittelbar nach seiner Ankunft an die Graffenrieds. Er wurde freundlich empfangen, aber die Wohnung kam für eine Einquartierung nicht in Betracht. Graffenrieds Erkrankung nötigte das Ehepaar zum Verzicht auf gesellschaftliche Verbindungen, und dies war wohl auch der Grund für die Absage an Hürner.<sup>29</sup> Gleichwohl wurde der Kontakt nicht abgebrochen, Hürner machte Krankenbesuche, schließlich war er »alle tag eine stund« und »in seinen größten schmerzen etliche stunden bey ihm«.<sup>30</sup> Er erlebte, wie der Kranke kaum laufen, nicht schlafen und vor Schwäche nicht sprechen konnte und selbst in schmerzfreien Stunden von namenloser Angst erfüllt war. Hürner versucht zu trösten: »ich konte nichts anders als mit trostsprüchen aus der bibel seine angst milteren«.<sup>31</sup> Er registrierte, wie Graffenried anfing »zu bedauren, daß er hieher kommen ist« – dies notierte Hürner am 16. Juni 1737, da war Graffenried schon etwa anderthalb Jahre in Behand-

24 Album studiosorum Academiae Lugduno Batavae 1575–1875, Hagae Comitum 1875, Sp. 962.

25 Vgl. Repertorium Haller (Anm. 22), Nr. 462 und Jenzer, Dr. med. Johann Friedrich (Anm. 40); über ihn: Hürner, Tagebuch, S. 43, 48, 54, 63, 66, 72, 97, 130, 134, 273.

26 Anna Magarethe, geb. von Werth von Toffen; vgl. Schweizerisches Geschlechterbuch, Band 5, hrsg. von J. P. Zwicky von Gauen, Zürich 1933, S. 282.

27 Hürner, Tagebuch, S. 43; auch die Briefe Hürners und Boerhaaves an Haller enthalten Beschreibungen der Krankheit Graffenrieds; vgl. Repertorium Haller (Anm. 22), Nr. 110 und 492.

28 Vgl. Repertorium Haller (Anm. 22), Nr. 110.

29 Hürner, Tagebuch, S. 43 f.

30 Hürner, Tagebuch, S. 129 und 128 f. Vgl. auch S. 70, 89 und 127.

31 Hürner, Tagebuch, S. 129.

lung. Während Graffenried allmählich Zweifel an Boerhaaves Kunst hegte, meinte Hürner seinerseits kategorisch: »In der that, ich halte nicht viel auf h. Boerhave ... h. Boerhave muß vollends blind seyn«. Er hielt die Diagnose Boerhaaves für falsch und wunderte sich, dass dieser trotz besseren Wissens ein Steinleiden ausschloss.<sup>32</sup> Hürner verließ Leiden kaum zwei Wochen später, der Abschied muss bewegend gewesen sein. Graffenried »zeigte mir seine große attention gegen mich, er habe wohl manchmahl trost bey mir funden; dankte mir sehr für meine liebe«.<sup>33</sup> Graffenried konnte noch mitteilen, dass Boerhaave Besserung in Aussicht gestellt habe.<sup>34</sup> Hürner ließ die Aussage unkommentiert. Im Dezember 1737 erhielt er in Helmstedt die Nachricht von Graffenrieds Tod. Er besprach den Fall mit dem Mediziner Lorenz Heister. Der Helmstedter Professor und »vielleicht bedeutendste Chirurg des 18. Jh.«<sup>35</sup> sah ein Versagen auf Seiten Boerhaaves und fügte hinzu: »H. Boerhave seye der beste medicus in Europas belangend die Theorie, aber in der praxi u. insonderheit in Chirurgica habe er seine meister.«<sup>36</sup>

Zu den größten Überraschungen des Leidener Aufenthaltes gehörte ein völlig unvermittelt an Hürner herangetragenes Stellenangebot: »Man offerierte mir den 23 maÿ die feldprediger stell in regiment Constant,<sup>37</sup> der mir einen brief schreiben ließe«. Der im holländischen Dienst stehende Schweizer Oberst Constant hatte sogar schon nach Bern geschrieben und sein Interesse an Hürner zur Geltung gebracht, es war alles bereitet, Hürner musste nur noch zustimmen. Genau das wollte er nicht. Er notierte acht Gründe, die gegen die Annahme sprechen.<sup>38</sup> Aber einige Tage später ist dem Tagebuch zu entnehmen, dass die Angelegenheit durchaus noch nicht abgeschlossen war. Er bezeichnete es als die »verdrießlichste nouvelle, so ie geschehen, ich seye zum feldprediger in Constant erwehlt. Niemahl war ich mehr consterniert«.<sup>39</sup> Der Verdruss resultierte offenbar daraus, dass er verschiedene Bekannte konsultiert, ver-

32 Vgl. Hürner, Tagebuch, S. 129, zum Krankheitsbild vgl. Zedler 39 (1744) (Abk.), Sp. 1510.

33 Hürner, Tagebuch, S. 134.

34 Boerhaave hatte gesagt: »J'espere presque avec une entiere <rectitude>, que vous serés bientôt guéri, et vous serés dans peu de tems en état de faire le voyage a aix ou a Spaa.« (Heilbäder, deren Besuch sich Graffenried gewünscht hatte) Hürner, Tagebuch, S. 134.

35 Sabine Ahrens, Die Lehrkräfte der Universität Helmstedt (1576–1810) (Veröffentlichungen der Kreismuseen Helmstedt 7), Helmstedt 2004, S. 108.

36 Hürner, Tagebuch, S. 183.

37 Samuel Constant-Rebecque (1676–1757), 1699 Eintritt in den holländischen Dienst, colonel 1727, général-major 1742, lieutenant-général 1748; vgl. Emmanuel May, Histoire militaire de la Suisse, et celle des Suisses dans les différens services de l'Europe, Band 8, Lausanne 1788, S. 184 f. und Schweizerisches Geschlechterbuch 5 (Anm. 26), S. 142 f.

38 »1. die ehr und nutzen eine längere academische reyse zu machen, 2. das schlechte gage so nur 50 gl. 3. die liederliche garnison ypres die da wird wohl 6 jahr seyn. 4. dörfste ich es meinem Vatter nicht proponieren, 5. die wenigen officiers die mich gefreut hätten, 6 die unlust die ich habe zu dependiren und den hof zu machen. 6. die gefahr ein Praeceptor der Söhnen h. Constants zu seyn; 7. Wären alle meine desseins in den staub gefallen« Hürner, Tagebuch, S. 126.

39 Hürner, Tagebuch, S. 133.

schiedene Empfehlungen erhalten und sich zum Zeitpunkt der Niederschrift gerade gegen seine Neigung entschieden hatte: »auff den morgen resolvierte ich mich die sach anzunehmen, ich schriebe meine briefen mit thränen; sagte H. Herrenschwand« – inzwischen Regimentarzt bei Constant<sup>40</sup> – »er solle h. Constant sagen, ich refusiere die sach nicht, wolle ihme aber selbst die antwort bringen.« Anschließend besuchte er Graffenried, der schon vorher abgeraten hatte und jetzt Hürners »unmuht in dem gesicht« ansah. Graffenried beschwore ihn, nicht anzunehmen, und bewirkte dadurch den Umschwung, »daß er sagte, die dimission seye gar leicht zu haben, und es seye beßer von anfang außzuschlagen, als geschwind wider zugehen«.<sup>41</sup> Hürner begab sich daraufhin zu Oberst Constant in den Haag, um ihm persönlich seinen Verzicht auf die Stelle mitzuteilen. Unterwegs traf er auf einen Untergebenen Constants, dem Herrenschwand von Hürners Brief und Zusage berichtet hatte. Hürners Klarstellung zeigt eine bemerkenswerte sophistische Begabung: »ich sagte ich habe es nicht wollen refusieren, biß ich selbst h. Obrist rede; also möchte h. Herrenschwand meinen sinn nicht recht verstanden haben.« Constant seinerseits erklärte, dass er Hürner nur einen Gefallen habe tun wollen, und ließ ihn umstandslos ziehen. Hürner teilte seinem Tagebuch mit: »ich gienge voller freüden weg; und ware frý von einem so verdrießlichen bedingk.<sup>42</sup> Der Verlauf wirft ein bezeichnendes Licht auf Hürners psychische Disposition. So schroff und entschieden er gelegentlich urteilt – oder in diesem Fall Beschlüsse fasst –, so wenig ist er in der Ausführung konsequent. Selbst wenn, wie hier, seine Neigung eindeutig ist, lässt er sich offenbar leicht umstimmen, um dann wieder dem nächsten gegenteiligen Rat zu folgen. Hürner hat diese Eigentümlichkeit genau registriert und als Defizit beschrieben. Er selbst bevorzugte prinzipienfeste und urteilssichere Menschen, die keinen Schwankungen unterworfen sind und auf der Basis ihrer Grundsätze wissen, was in jedem Fall zu tun ist. »Ein solcher der diese reglen observiret, obschon nicht alle principia gut sind, ist bey mir schon geschätzet; Ich kan den preis dieser fertigkeit nicht genug außdruken; ach hätte ich nur alle die darzu gehoren; aber wie offt seüfze ich über meine unbeständigkeit; ich kan offt ungewiß bleiben, biß auf die stund, da eine sach geschechen muß.«<sup>43</sup>

Die Entscheidungsunsicherheit über den Stellenantritt legt aber noch die weiterreichende Frage nahe, was Hürner mit seiner Bildungsreise überhaupt bezweckt hat, wenn er bei der ersten sich bietenden Gelegenheit ihren Abbruch und den Antritt einer Stelle zumindest erwägt. Es wurde schon erwähnt, dass nach dem Examen für ihn durchaus die Möglichkeit bestanden hätte, eine Pfarrstelle anzutreten und sich eine stabile Existenz zu verschaffen. Die Reise dürfte in finanzieller Hinsicht eine

40 Vgl. Hans Jenzer, Dr. med. Johann Friedrich von Herrenschwand. Ein Berner Arzt im 18. Jahrhundert, Bern 1967, S. 15 f.

41 Hürner, Tagebuch, S. 133.

42 Hürner, Tagebuch, S. 134.

43 Hürner, Tagebuch, S. 129.

Belastung für die Familie gewesen sein,<sup>44</sup> war aber sicher mit großen Erwartungen verbunden – das »testimonium honoratissimum« der Berner Hohen Schule ist ja Indiz genug dafür, dass derartige Erwartungen nicht grundlos waren. An mehreren Stellen des Tagebuchs wird deutlich, dass offenbar an eine akademische Karriere Hürners gedacht war. So heißt es in einem der Empfehlungsbriefe, die Hürner mit nach Leipzig brachte, er habe die Reise angetreten, um danach in seiner Heimat eine Professur zu erhalten.<sup>45</sup> In Halle zog er einen Kommilitonen ins Vertrauen, und sie redeten »beständig von meinem glück und einer aufzurichtenden profession«.<sup>46</sup> Aus den Gespräch mit diesem Kommilitonen wird aber auch deutlich, welches Hindernis Hürner entgegenstand: »Ich sagte ihm den zustand, darin ich mich zu sezen gesucht, und das verderbte bürger principium das man zu Bern hat«.<sup>47</sup> Hürner fürchtete offenbar die Phalanx einer sich aus sich selbst rekrutierenden Professorenschaft<sup>48</sup> und eines Rats, gegen die der begabte Außenseiter machtlos war.<sup>49</sup> Neben dieser Furcht vor der realen Chancenlosigkeit bedrohten Hürner gelegentlich psychische Zustände, die ihm sein eigenes Versagen, seinen Verfall und die Vergeblichkeit aller Dinge suggerierten. So bilanzierte er an seinem 28. Geburtstag: »Meine tage mehren sich, ich sehe die vorbotte von meinem ende mit gewaltigen schritten heranruken, meine gesundheit kan nicht mehr so stark seyn, meine lebhafftigkeit verschwindet, mein gedächtnuß hat nicht mehr die vorige krafft, ich habe der Kirchen und meinem beruffer noch nichts gedienet; O quantum est in rebus inane.«<sup>50</sup>

Das Angebot der Feldpredigerstelle, um darauf zurückzukommen, hatte Hürner vermutlich in eine ausweglose Situation mit ähnlichem Gefühlsstau manövriert, in der das leistungsethisch motivierte Bedürfnis nach einer sinnvollen Tätigkeit, der Wunsch nach einer gesicherten Existenz sowie die Resignation gegenüber der heimatlichen Stellenbesetzungspraxis einerseits und der Erwartungsdruck der Familie, die Freude an der ungebundenen akademischen Existenz sowie die Überzeugung von der eigenen Bestimmung andererseits eine Gemengelage erzeugt haben, die seine Entscheidungsfähigkeit lähmte. Nachdem er sich dank des Zuspruchs seines Ratgebers aus

44 Es ist noch zu klären, ob Hürner ein staatliches Stipendium erhielt, das für Auslandsstudien zur Verfügung gestellt werden konnte; vgl. Hirzel, Einleitung (Anm. 22), S. CIII.

45 Vgl. den Text der Empfehlungsbriefe im Tagebuch, Erl. 48. Kurz vor Reiseende hört er von seinem Gegenüber »man wiße wohl, daß ich die erste profession bekomme«. Hürner, Tagebuch, S. 314.

46 Hürner, Tagebuch, S. 266.

47 Hürner, Tagebuch, S. 260.

48 Vgl. Im Hof, Hohe Schule (Anm. 7), S. 41; Ulrich Im Hof, Die reformierten Hohen Schulen und ihre schweizerischen Stadtstaaten, in: Erich Maschke, Jürgen Sydow (Hrsg.), Stadt und Universität im Mittelalter und in der frühen Neuzeit (Stadt in der Geschichte 3 = Arbeitstagung/ Südwestdeutscher Arbeitskreis für Stadtgeschichtsforschung 13), Sigmaringen 1977, S. 53–70, 62–64.

49 Auch gegen Ende der Reise bleibt trotz gewachsenen Selbstbewusstseins die Einsicht in die Übermacht der Verhältnisse: »Die leute sehen auf mich und ich kan etwas ausrichten, wenn ich mich klug aufföhre; aber mein wiz ist nichts. ich mus ex nexus rerum leben.« Hürner, Tagebuch, S. 305.

50 Hürner, Tagebuch, S. 83. Lateinisches Zitat aus Persius, Satirae 1, 1.

der Situation befreit hatte, war Hürner wieder guten Mutes und konnte weiter munter über die Unzulänglichkeiten seiner Zeitgenossen urteilen.

Ursprünglich hatte Hürner für seine Studienreise anderthalb Jahre eingeplant.<sup>51</sup> Aber ebenso, wie er bald feststellen musste, dass seine Ausgaben höher waren als erwartet,<sup>52</sup> hat sich auch die Reise- und Studienzeit verlängert. Eine sorgfältige Lektüre des Tagebuchs könnte sicher Einzelheiten über Gründe und Zusammenhänge zutage fördern. Nach seinem Studium in Leiden wurde er am 20. August 1737 in Helmstedt immatrikuliert.<sup>53</sup> Es gelang ihm, in das Haus Johann Lorenz Mosheims aufgenommen zu werden, der zu den prominentesten Theologen seiner Zeit gehörte. Die Anbindung an die Mosheimsche Familie, die Verehrung für Mosheim, das Gefühl, von Mosheim inspiriert und gleichzeitig dessen intellektuellen Ansprüchen gewachsen zu sein,<sup>54</sup> bewirkten, dass er bis zum 26. April 1738 in Helmstedt blieb. Erst im Anschluss daran – und das heißt nach fast zwei Jahren Studien, Gesprächen, Städtebesichtigungen und Reisen – gelangte Hürner nach Leipzig. Man könnte vermuten, dass seine Aufnahme- und Wahrnehmungsfähigkeit zu diesem Zeitpunkt gesättigt war. Die Lektüre des Tagebuchs wird den Leser vom Gegenteil überzeugen. Selbst eine quantitative Betrachtung spricht für die Intensität der Leipziger Aufzeichnungen. Während er in den reichlich 21 Monaten bis zum Eintreffen in Leipzig 195 Seiten seines Tagebuchs ausfüllt, benötigt er für den einmonatigen Leipziger Aufenthalt mehr als 40 Seiten. Auch nach Verlassen der Stadt kommen noch gewichtige Stationen, Halle (S. 238–260), Jena (267–282), Marburg (289–295), Gießen (295–297) und Tübingen (300–305), um nur von den Universitätsorten zu reden. Das Tagebuch endet am 11. September 1738 in Zürich. Über die Rückkehr nach Bern und über Hürners weitere Schicksale gibt es wieder nur punktuelle Informationen.

Wenn Hürners Name in der späteren wissenschaftlichen Literatur überhaupt genannt wird, dann in Verbindung mit der Deutschen Gesellschaft in Bern, deren »secretarius perpetuus« er war.<sup>55</sup> Die Berner Deutsche Gesellschaft war an ästhetischen

51 Er notiert, dass er »mit dem gelt, das ich mir vorgesetzt zu verthun länger nicht als anderthalb iahr bleiben könnte«. Hürner, Tagebuch, S. 44.

52 Schon am 1. September 1736 schrieb er dem Vater, dass »ich  $\frac{1}{4}$  mehr brauche als ich gemeint«. Hürner, Tagebuch, S. 47.

53 Herbert Mundhenke (Bearb.), Die Matrikel der Universität Helmstedt 1685–1810, Hildesheim 1979, Nr. 7331.

54 »h. Mosheim ist über meinen Geist geschlagen, wäre ich vor 10 Jahren zu ihm gekommen so wäre ich etwas, es ist nichts das er hat, das ich nicht in minderem grad quasi guttam ex oceano besize« Hürner, Tagebuch, S. 156.

55 Vgl. Wolff, Gottscheds Stellung (Abk.), S. 84–97, hier S. 90 (Wolff sieht in Hürner auch den »spiritus rector« der »Vergnügten Deutschen Gesellschaft«, einer jugendlichen »Parallelgesellschaft« zur Deutschen Gesellschaft; vgl. S. 96 f., anders Erne, Sozietäten [Abk.], S. 214–216) und Erne, Sozietäten (Abk.), S. 165–169, Zitat S. 165, dort Bibliographie der einschlägigen Literatur. Hürner selbst bezeichnete sich in einem Brief an Jakob Christoph Beck vom 29. Januar 1740 als »der Gesellschaft Actarius«. Ernst Staehelin (Bearb.), Die Korrespondenz des Basler Professors Jakob Christoph

Positionen Johann Christoph Gottscheds orientiert und wurde seinerzeit in dem mit allen Mitteln ausgetragenen Literaturstreit zwischen Gottsched und der Zürcher Fraktion um Johann Jakob Bodmer und Johann Jakob Breitinger auch als Parteigänger Gottscheds angesehen.<sup>56</sup> Schon äußerlich gab es dafür Gründe: Die als Organ der Gesellschaft wahrgenommene moralische Wochenschrift »Der Brachmann« war mit einer Widmung an Gottsched und seine Frau versehen, Gottsched revanchierte sich mit dem 7. Band der »Beyträge Zur Critischen Historie Der Deutschen Sprache«, den er der Berner Deutschen Gesellschaft widmete. In der Vorrede zur dritten Auflage seiner »Critischen Dichtkunst« von 1742 konnte er aus Briefen aus Bern starke und teilweise diffamierende Worte gegen den Dominanzanspruch der Zürcher zitieren.<sup>57</sup> Hürner entwarf die Statuten nach dem Vorbild der Leipziger Gesellschaft.<sup>58</sup> Als lebendiges Vorbild für eine Schweizer Gründung hat sich ihm die Leipziger Gesellschaft während seines Besuchs in Leipzig sicher nicht eingeprägt, denn was die Protagonisten über den Stand der Dinge mitzuteilen hatten, klang eher resigniert.<sup>59</sup> Der Plan einer Berner Gesellschaftsgründung kommt in den Leipziger Tagebuchaufzeichnungen nicht zur Sprache, sieht man von einem Vorstoß der Dichterin Christiana Mariana von Ziegler ab, die Hürner sogar bessere Erfolgsaussichten als den Leipzigern einräumte.<sup>60</sup> Dahingegen regte Hürner Gottsched an, Bodmer zur Gründung einer Deutschen Gesellschaft in Zürich zu bewegen: »Ich animirte ihn h. Bodmer zu engagiren eine société Alemande zu formiren; Er gustirte die sache, ... er will H. Bodmer davon schreiben.<sup>61</sup> Erst einige Wochen später trug Hürner den Plan einer eigenen Gründung vor. Zu diesem Zeitpunkt war er in Jena und schlug das Thema gegenüber dem Senior der Jenaer Deutschen Gesellschaft und nachmaligen Gründer

Beck 1711 bis 1785, Basel 1968, S. 165. Vgl. auch Jakob Baechthold, Geschichte der Deutschen Literatur in der Schweiz, Frauenfeld 1892 (Nachdruck: Frauenfeld 1919), S. 567–575; Ischer (Abk.), S. 48–71; Detlef Döring, Der Literaturstreit zwischen Leipzig und Zürich in der Mitte des 18. Jahrhunderts, in: Anett Lütteken, Barbara Mahlmann-Bauer (Hrsg.), Bodmer und Breitinger im Netzwerk der europäischen Aufklärung, Göttingen 2009, S. 60–104, hier S. 81–84.

56 Gegenüber Bodmer brachte Hürner allerdings auch Vorbehalte gegen Leipzig zum Ausdruck; Wolff, Gottscheds Stellung (Abk.), S. 86.

57 Der Brachmann Im Jahr 1740 heraus gegeben, Zürich. Die Widmung stammt vom 3. Dezember 1740; Beyträge Zur Critischen Historie Der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit, Band 7, Leipzig 1741 (Nachdruck: Hildesheim, New York 1970); die »Zuschrift« stammt vom 7. Februar 1742; Johann Christoph Gottsched, Ausgewählte Werke, Band 6/1, Berlin, New York 1973, S. 25 f.

58 Wolff, Gottscheds Stellung (Abk.), S. 86.

59 Über Gottscheds Reaktion auf seine Bemerkungen notierte Hürner: »Er ware zufrieden, daß ich ihm von der Deutschen Gesellschaft was sagte, und bezeugte, daß sie bei fremden mehr aestimirt wird als bei den Einheimschen; diese sagt er, lachen sie nur auß.« Johann Friedrich May, Sekretär der Gesellschaft, erklärte: »Die deutsche gesellschaft ist nicht in dem stande in welchem sie seyn sollte, wenn sie recht sollte floriren. Wenn sie nicht die Bibliothec hätten, so würden sie gewiß aus einander gehen aber so will niemand dem anderen die bücher lassen.« Hürner, Tagebuch, S. 196 und 203.

60 Vgl. Hürner, Tagebuch, S. 211.

61 Hürner, Tagebuch, S. 208 f.

der Deutschen Gesellschaft in Erlangen Caspar Jacob Huth (1711–1760) an, der die Gelegenheit nutzen wollte, die Einflusssphäre der Jenaer Gesellschaft auf Kosten der Leipziger zu erweitern: »Ich eröffnete ihm meinen vorsaz eine deutsche gesellschaft zu bern aufzurichten; aber das heist so. 1. wir sollen uns seinem gustui accomodiren, und nicht den bernischen geschmak annehmen. 2. ihre orthographie sollen wir imitiren. 3. sollen wir einander unsere werke communiciren. Die Leipziger gesellschaft werde solches sehr scheel ansehen.« Hürner wurde zwar Mitglied der Jenaer Deutschen Gesellschaft.<sup>62</sup> Dass daraus eine Beziehung zwischen Jena und Bern erwachsen wäre, ist aber nicht bekannt. Eine Mitgliedschaft in Leipzig hatte sich nicht ergeben. 1738 scheint er sie nicht erstrebt zu haben. Erst 1744 kommt von Johann Georg Altmann eine diesbezügliche Anfrage, der eine merkwürdige Begründung vorausgeht: Die Zürcher, so Altmann, »machen ein großes darauß, dass der Bodmer ein mitglied der deutschen Gesellschaft in Leipzig seye,<sup>63</sup> von uns aber in Bern niemand; were es dann nicht möglich dass ex. gr. Herr Hürner oder ich in diese Gesellschaft könnten aufgenommen werden. So dieses geschehe, würde uns nicht nur eine große ehre wiederaufzufahren, sondern auch diesen leuten alle gelegenheit abgeschnitten werden über uns zu spotten.«<sup>64</sup> Nach diesen Worten zu urteilen scheint die Mitgliedschaft in Leipzig in der innerschweizerischen Auseinandersetzung eine legitimatorische Bedeutung gehabt zu haben, trotz oder vielleicht auch wegen der Differenz zum Gottschedschen Programm. Dies geschah zu einer Zeit, in der die Aktivitäten der Leipziger Gesellschaft nahezu auf dem Nullpunkt angelangt waren. Ob Gottsched, der der Gesellschaft ohnehin nicht mehr angehörte, auf die Anfrage reagiert hat, ist nicht bekannt.

Nachdem die Berner Gesellschaft 1739 gegründet war, wollte man die Zürcher als Mitarbeiter einbinden. Bodmer hat mit der fadenscheinigen Begründung abgelehnt, man wolle den Anschein vermeiden, »als wenn die Schweiz sich Deutschland in dieser Gesellschaft gegenüberstellen wolle«.<sup>65</sup> Tatsächlich war die Ablehnung ein Akt der Distanzierung.<sup>66</sup> Mit Veröffentlichungen konnte die Gesellschaft nicht aufwarten.<sup>67</sup> Die Mitglieder waren in bürgerliche Verpflichtungen eingebunden und »durch viele

<sup>62</sup> Carl Gotthelf Müller, Nachricht von der Deutschen Gesellschaft zu Jena und der ietzigen Verfassung derselben, Jena 1753, S. 113, Nr. 67.

<sup>63</sup> Bodmer wurde 1737 in die Leipziger Deutsche Gesellschaft aufgenommen.

<sup>64</sup> Altmann an Gottsched, 24. Februar 1744, in: Theodor Wilhelm Danzel, Gottsched und seine Zeit. Auszüge aus seinem Briefwechsel, Leipzig, 2. Auflage, 1855 (Nachdrucke: Hildesheim, New York 1970; Eschborn 1998), S. 240.

<sup>65</sup> Johann Caspar Mörikofer, Die schweizerische Literatur des achtzehnten Jahrhunderts, Leipzig 1861 (Nachdruck: Leipzig 1977), S. 11.

<sup>66</sup> Vgl. Erne, Sozietäten (Abk.), S. 166 und Döring, Literaturstreit (Anm. 55), S.

<sup>67</sup> Über Publikationsabsichten vgl. Wolff, Gottscheds Stellung (Abk.), S. 90 f. und einen Brief Samuel Henzis an Bodmer von 1744, in dem er sich über die anstehenden Publikationen der Gesellschaft lustigte: »sie wollen die gelehrte Welt mit einem Waldwasser von auserlesenen Schriften überschwemmen«. Gotthold Ephraim Lessing, Samuel Henzi ... nebst Briefen von Samuel Henzi an Johann Jacob Bodmer, hrsg. von Ulrich Weber, Rudolf Probst, Bern, Zürich 2000, S. 72.

Geschäfte zerstreuet«.<sup>68</sup> Für literarische Meisterstücke blieb keine Zeit. Man hat das der Gesellschaft vorgeworfen und damit zur Demotivation beigetragen. Andererseits hat gerade das Ansehen der vielbeschäftigen Mitglieder auf das der Gesellschaft zurückgewirkt.<sup>69</sup> Wenn auch die äußere Ausstrahlung gering war, so ist doch eine interne Wirkung auf die Mitglieder bezeugt.<sup>70</sup> Im Laufe der vierziger Jahre erlosch das Gesellschaftsleben allmählich. Im letzten überlieferten Brief Hürners an Gottsched vom November 1747 wird die Gesellschaft nicht mehr erwähnt. Möglicherweise liegt es daran, dass auch Hürner selbst mittlerweile familiär und beruflich stärker herausgefordert war. Er war seit 1740 Diakon an der Nydeggkirche, im selben Jahr hatte er Johanna Maria Gruner<sup>71</sup> geheiratet, die ihm mittlerweile zwei Kinder geboren hatte. 1745 wurde er Diakon am Münster. Die Stelle behagte ihm offenbar: »Ich lebe seit zweyzen Jahren durch Gottes Güte, vermittelst einer Befürderung in die Hauptkirchen in erwünschten Umständen. Wir geniessen in unserer Stadt diese Annehmlichkeit, dass die Welt eine treue Arbeit, nicht so sehr nach ihrem Werth, als nach den Guten Absichten mißt, und die Schwachheiten derer zu vertragen weiß, die nach ihren Kräfftten arbeiten.«<sup>72</sup> Er hat weiter nach Kräften gearbeitet, mit Erfolg, denn im April 1749 wurde er in die Stelle des dritten Predigers am Münster befördert.<sup>73</sup> Auch beauftragte man ihn und andere mit der Sammlung von Liedern für ein neues Gesangbuch, das allerdings nicht erschien.<sup>74</sup> Als Prediger orientierte sich Hürner an der Methode seines Lehrers Mosheim, der mit seiner erbaulichen – statt dogmatischen – und auf vernünftige Beweisführung und Klarheit angelegten Predigtweise zu den erfolgreichen Modernisierern der Predigt in Deutschland zählte. Im Übrigen predigte er hochdeutsch.<sup>75</sup> Hürner hat sich damit nicht nur Freunde gemacht. Nach anderthalbjähriger Predigtätigkeit schrieb er über seine Erfahrung an Gottsched: »Ich darf E. HE. nichts zu sagen, ob es mir wohl gehe oder nicht. Sie wissen gar zu wohl, was für Lob und Tadel ein Theologus zu erwarten hat, der sagen darf, die Predigtmethode müsse vernünftig seyn.«<sup>76</sup> Lange konnte er sich nicht an seiner neuen Position erfreuen, noch

68 Hürner an Gottsched, Bern den 21. Julius 1742, Universitätsbibliothek Leipzig (künftig zitiert: UB Leipzig), Ms 0342, Band VII, Bl. 242–243, hier Bl. 242v.

69 »Die Urtheile anderer haben einige fast müde gemacht: Doch ist die Gesellschaft endlich durch das Ansehen der meisten ihrer Glieder über die Critik hinaufgesetzt worden«. Hürner an Gottsched, Bern 17. April 1742, UB Leipzig, Ms 0342, Band VII, Bl. 128–129, 128v.

70 Erne, Sozietäten (Abk.), S. 167 f.

71 Nach der Namensgleichheit zu urteilen, könnte es sich um eine Tochter des Bankiers David Gruner (1684–1764) und seiner Frau Johanna Maria, geb. Malacrida handeln, die 1710 geheiratet und zahlreiche Kinder hatten; vgl. Schweizerisches Geschlechterbuch 3 (1910) (Anm. 26), S. 186.

72 Hürner an Gottsched, Bern 2. November 1747, UB Leipzig, Ms 0342, Band XII, Bl. 311–312, 311v. Ischer (Abk.), S. 69 versteht diesen Satz als letzte Nachricht über die Deutsche Gesellschaft.

73 Staatsarchiv des Kantons Bern, B III 26, S. 46, 67, 127.

74 Kurt Guggisberg, Bernische Kirchengeschichte, Bern 1958, S. 516.

75 Ischer (Abk.), S. 66.

76 Hürner an Gottsched, 3. November 1741, in: Wolff, Gottscheds Stellung (Abk.), S. 87.

1749 musste er Urlaub für eine Genesungsreise beantragen, der ihm mit Blick auf seinen »elenden Gesundheitszustand« am 5. Januar 1750 bewilligt wurde.<sup>77</sup> Woran er litt, ist nicht bekannt. Die Diagnose eines Zeitgenossen, der allerdings kein Arzt, sondern Pfarrer und möglicherweise ein Verwandter seiner Frau war, lautete: »Sein vieles Studiren untergrub seine Gesundheit so, dass er schon noch in jungen Jahren an Geist erschwachte und zu Baden in einer Kur verstarb.«<sup>78</sup> Sein Todestag war der 17. Juni 1750. In diesem Jahr kam ein weiterer Sohn zur Welt und erhielt seinen Vornamen.

Mangels Nachrichten aus seinen späteren Jahren kann man nur darüber spekulieren, ob Hürner nach seiner Reise sein Tagebuch zur Hand genommen hat, um die Erlebnisse und während der Reise gewonnenen Einsichten wieder zu vergegenwärtigen. Die Tatsache, dass außer einigen Sofortkorrekturen keinerlei Zeichen von Ergänzungen oder Überarbeitungen, von Anstreichungen<sup>79</sup> oder Kommentaren vorhanden sind, spricht eher dagegen. So scheinen die mitunter sehr ausführlichen Einträge, die nach den jeweiligen Ereignissen oder am Tagesende oder auch nach größeren Zeiteinheiten vorgenommen worden sind, an sich selbst die Funktion der Vergegenwärtigung und der Stabilisierung im Gedächtnis gehabt zu haben, die einer späteren Erneuerung vielleicht nicht bedurften. Andererseits hat Hürner das Tagebuch wie auch das während seiner Reise geführte Stammbuch sorgfältig gehütet, und auch seine Nachkommen haben ihm Bedeutung zugemessen. Sonst wäre es genauso wenig auf uns gekommen wie andere Lebenszeugnisse Hürners, z. B. die Briefe, deren Empfang er im Tagebuch registrierte.

Hürner scheint bei seinen Eintragungen auf eine möglichst vollständige Fixierung des Erlebten und der Gespräche bedacht gewesen zu sein. So notiert er nach einer Abendgesellschaft bei Gottscheds mit einigen Gästen: »Ich werde wol kaum alles anbringen können, was ich da gehöret habe.«<sup>80</sup> Ähnlich nach einem Gespräch mit Mosheim: »Er sagte mir viele Dinge, an d. ich mich aber nicht mehr erinnern kann.«<sup>81</sup> Die Formulierungen verraten, dass genau dies sein Anspruch war, und bei der Lektüre stellt sich der Eindruck her, dass zumindest in Kurzform alles festgehalten werden soll, was im Verlauf einer Begegnung an Gesprächsthemen aufgekommen ist – dadurch die Sprunghaftigkeit, die den Aufzeichnungen gelegentlich eigen ist. Dem liegt offenbar ein grenzenloses Informationsbedürfnis zugrunde oder, wie er es

77 Staatsarchiv des Kantons Bern, A II 790, S. 241.

78 Johann Rudolf Gruner, Berner Chronik von 1701–1761, in: Blätter für bernische Geschichte, Kunst- und Altertumskunde 9 (1913), S. 101–121, 179–193, 229–275, hier S. 247.

79 Die über das gesamte Tagebuch verstreuten mitunter sehr langen Bleistiftstriche am Rand stammen offenbar von fremder Hand. So sind z. B. sämtliche Aufzeichnungen über Besuche und Unterredungen mit Gottsched mit einem Strich am linken bzw. rechten Rand versehen; vgl. Hürner, Tagebuch, S. 196 f., 208 f., 212, 214, 222–226, 228 f. und 238.

80 Hürner, Tagebuch, S. 228.

81 Hürner, Tagebuch, S. 172.

selbst nennt, »Meine sträffliche begierd alles zu wißen«.<sup>82</sup> Es gelang Hürner ganz augenscheinlich, seine Aufgeschlossenheit und den Willen zum Wissen dem jeweiligen Gegenüber so zu verdeutlichen, dass die Gespräche, jedenfalls die aufgezeichneten, nie ein bloßer Austausch von Höflichkeitsformeln sind. Man gewinnt vielmehr den Eindruck, dass die Themen zur Sprache kamen, die dem jeweiligen Gesprächspartner gerade von Bedeutung waren. Das gilt für Berühmtheiten wie Gottsched oder den Historiker Johann Jacob Mascov genauso wie für den Pfarrer der Leipziger Hugenottengemeinde Pierre Coste, der gegenüber Hürner seine kritische Sicht auf christliche Belange freimütig zum Ausdruck brachte, oder für den gänzlich unbekannten Dozenten für orientalistische Sprachen Johann Gottfried Hartenstein, von dessen Behausung Hürner angewidert und von dessen Kenntnissen er fasziniert war. Die erstaunliche Menge an Besuchen, die allein während des hier wiedergegebenen reichlich vierwöchigen Leipzigaufenthalts absolviert wurden, führte zu einer Fülle von Aufzeichnungen über die unterschiedlichsten Gegenstände, die jeweils die Interessen schwerpunkte der besuchten Personen dokumentieren. Sie reichen von Spezialfragen der hebräischen Philologie über Säulenheilige bis zu Problemen weiblichen Schreibens bei der Dichterin Christiana Mariana von Ziegler, die in Hürners Schilderung als kluge und einfühlsame Frau in Erscheinung tritt. Man wünscht, er hätte sie länger oder öfter besucht und ausführlicher berichtet. Die Gesprächsgegenstände sind bei weitem nicht auf Gelehrsamkeit und Kunst begrenzt. Auch politische Themen kommen zur Sprache, und es ist schon interessant zu vernehmen, dass sich ausge rechnet der gelegentlich als rückwärtsgewandter Ignorant beschriebene<sup>83</sup> Leipziger Superintendent Salomon Deyling als kundiger politischer Beobachter und Liebhaber der Schweizer Freiheit zu erkennen gibt.<sup>84</sup> Selbstverständlich sind Frauen unter sehr verschiedenen Gesichtspunkten Gegenstand der Notate Hürners, sei es, dass er nach einem Besuch der Leipziger Vergnügungsdörfer in einer Mischung aus Abscheu und Bewunderung über eine dominante Wirtin schreibt, sie sei »das effrontirteste weib, das ich je gesehen habe«,<sup>85</sup> sei es, dass er schmeichelhafte Worte über seine Chancen bei Frauen festhält<sup>86</sup> oder Ansichten zur Ehe wiedergibt. So kann er nach einer Männerrunde in Leipzig Johann Friedrich Mays und Johann Georg Wachters Plädoyer für die Ehe notieren: »h. maÿ soutenirte nicht zu heürathen, das ist schon eine thörheit h. Wachter sagte, er rathe allen jungen leüthen ein weib zu nehmen.«<sup>87</sup> Man muss

82 Hürner, Tagebuch, S. 60.

83 Vgl. Döring, Philosophie (Abk.), S. 89 und Gottsched, Briefwechsel 5 (Abk.), Nr. 196 und 204.

84 Vgl. Hürner, Tagebuch, S. 200.

85 Beobachtungen über Bordelle, sexuelle Gepflogenheiten und pikante Geschichten notierte Hürner regelmäßig; z. B. Hürner, Tagebuch, S. 61, 80, 82, 88 f. 90, 117.

86 Im August 1738 besuchte Hürner in St. Gallen »den h. Spittahlschreiber Zolicofe und seine Frau, die sagte mir ich seye so angenehm, daß sie nicht finden könne, wie eine Jungfrau mich abschlagen könne.« Hürner, Tagebuch, S. 306.

87 Hürner, Tagebuch, S. 229.

wissen: Beide waren Junggesellen. Eine in nicht zu überbietender Kürze ausgetragene Kontroverse über das Verhältnis von Ehe und Gelehrsamkeit hat er anderer Stelle fixiert: »H. Wolff hat auf seinem eingang zu der zahlreichen und kostbahren Bibliothec geschrieben: *Fructus Coelibatus*. Hingegen H. Haas, der einen reichen Heyrath getroffen: *Fructus matrimonij*.«<sup>88</sup>

Die Themen, die in Leipzig und anderswo am häufigsten zur Sprache kommen, sind das Verhältnis von Reformierten und Lutheranern und die Wolffsche Philosophie, gelegentlich werden auch Korrelationen zwischen den beiden Konfessionen und dem Wolffianismus hergestellt. Hürner war reformierter Theologe, und von daher lag es für die Leipziger Lutheraner nahe, zu den konfessionellen Fragestellungen Position zu beziehen. Immerhin standen sich die beiden Konfessionen seit der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts feindselig gegenüber. Im späten 17. Jahrhundert verstärkten sich die Bemühungen um eine Wiederannäherung, und da der reformierte preußische König Friedrich Wilhelm I. um der Einebnung der Unterschiede willen seit 1736 drastische Eingriffe in die Gottesdienstformen seiner mehrheitlich lutherischen Untertanen vorgenommen hatte, war das Thema erneut aktuell. Hürner stellte fest, dass von den Leipziger Kanzeln die Reformierten diffamiert werden. Auch seine Gesprächspartner standen einer Annäherung der beiden Konfessionen skeptisch gegenüber. Dies aber scheint keine atmosphärischen Auswirkungen auf das Gesprächsklima gehabt zu haben. Man verkehrte offen bis freundschaftlich miteinander. Die konfessionellen Differenzen waren offenbar den Gesetzen der auf Kommunikation ausgerichteten *Respublica litteraria*, als deren Bürger Hürner wahrgenommen wurde, nachgeordnet. Auch Hürners Sym- und Antipathien bewegten sich nicht entlang der Konfessionsgrenzen.

Was die Philosophie Christian Wolffs angeht, so war zur Zeit von Hürners Aufenthalt in Leipzig die entscheidungszeitliche Dramatik der Auseinandersetzung von Wolffianern und Antiwolffianern am Ausklingen, wenn auch noch, wie Hürner im Tagebuch registrierte, regelmäßig Schriften von beiden Seiten veröffentlicht wurden. Wolff war 1723 vom preußischen König wegen seiner Philosophie aus Halle verjagt worden, seine Schriften wurden verboten. Auch in Sachsen war man als Wolffianer vor obrigkeitlichen Restriktionen nicht sicher, wie beispielsweise Gottsched leidvoll erfahren musste.<sup>89</sup> 1738 hatten sich die religiopolitischen Konstellationen geändert. Aber die individuellen Überzeugungen waren geblieben, und Hürner besuchte mit gleicher Unbefangenheit Gegner und Anhänger Wolffs. So kam der Leipziger Theologieprofessor Heinrich Klausing offenbar sofort auf den Wolffianismus zu spre-

<sup>88</sup> Hürner, Tagebuch, S. 100. Es handelt sich um den bekennend ehelosen (vgl. Zedler 58 [1748] [Abk.], Sp. 754) Hamburger Hauptpastor Johann Christoph Wolf (1683–1739) auf der einen Seite und andererseits vermutlich um den Bremer Professor Theodor Hase (1682–1731), der eine Kaufmannstochter geheiratet hatte; vgl. Zedler 12 (1735) (Abk.), Sp. 690 f.

<sup>89</sup> Döring, Philosophie (Abk.), S. 74–82 und 141–152.

chen und bezeichnete ihn als eine »sündflut, die uns zur strafe von dem Herren verhegenet« ist.<sup>90</sup> Andere würdigten die Vorzüge dieser Philosophie und spotteten über ihre Gegner. Die Sichtweisen erschöpften sich aber nicht in einem bloßen Pro und Kontra, sie waren differenziert und perspektivenreich wie die Lektüre der Leipziger Aufzeichnungen zur Genüge veranschaulicht. Vielleicht noch aufschlussreicher als die Leipziger sind Hürners Gespräche in Halle, dem ehemaligen (und künftigen) Wirkungsort Wolffs. Hürner traf die universitären Hauptakteure bei dem Sturz Wolffs in Halle, Daniel Strähler und Joachim Lange. Strähler, der ehedem Schüler Wolffs war und nach der Demission seines früheren Lehrers gleich 1723 mit einer Professur ausgestattet und deswegen moralischen Verdächtigungen ausgesetzt wurde, erläuterte weitläufig seine philosophischen Gründe für die Kritik an Wolff.<sup>91</sup> Lange, der unerbittlichste und letztendlich glücklose Gegner Wolffs, empfing Hürner in seinem Garten. Auch er sah im Wolffianismus »eine sündfluth, es hat nie keine größere straff das Christenthum getroffen als diese.«<sup>92</sup> Hürner besuchte den berühmten Mediziner Friedrich Hoffmann (1660–1742), der von sich erklärte: »Ich bin noch der einige von Halle, der mit H. Wolff correspondirt«.<sup>93</sup> Schließlich traf Hürner auch den jungen Alexander Gottlieb Baumgarten (1714–1762), der als »der bedeutendste Schüler Wolffs« bezeichnet worden ist.<sup>94</sup> Hürner röhmt Baumgartens Klarheit im Vortrag und nennt ihn »einen docenten der ersten classe«. Er hat große Erfolge bei den Studenten, und Hürner schlussfolgert: »das reich der wolfianer spielt nun auch in halle den meister. h. Lange und sein handlanger h. Strähler thun noch das lezte kampfgeschreÿ. Ihre feinde sind zu mächtig; ihre art zu lehren ist [...] altfränkisch: und ihnen bleibt nichts übrigs, als daß sie aus der welt scheiden, ehe sie ganz wolfianisch geworden, und sie mit schanden bedekt.«<sup>95</sup> Als Hürner aber Baumgarten besuchte, trat ihm kein bekennender Wolffianer entgegen. Im Gegenteil. Baumgarten trug ihm seine Vorbehalte gegen Wolff vor und gestand, dass ihm das Verbot, über Wolffs Metaphysik zu lesen, gar nicht ungelegen war, weil er sonst in einer problematischen Lage gewesen wäre, denn er hätte gegen Wolff argumentieren müssen: »Die bursche aber wollen nicht, daß man ihnen den Wolff refutiere, sie haben einen blinden eyfer für diesen mann; ich darf hier per edicta Regis Wolfs metaphysic nicht tractiren; ich thue es auch gern; denn ich müste ihn refutiren, und das steht ihnen nicht an.«<sup>96</sup>

Schließlich hörte und besuchte Hürner Wolff selbst in Marburg. Ein Schweizer Bekannter hatte ihm schon in Leiden »von der schlechten methode des Wolffs zu

90 Hürner, Tagebuch, S. 198.

91 Hürner, Tagebuch, S. 243 f.

92 Hürner, Tagebuch, S. 245.

93 Hürner, Tagebuch, S. 261.

94 Friedrich Ueberwegs Grundriß der Philosophie, 3. Teil: Die Philosophie der Neuzeit bis zum Ende des XVIII. Jahrhunderts, Berlin, 12. Auflage, 1924, S. 458.

95 Hürner, Tagebuch, S. 246.

96 Hürner, Tagebuch, S. 264 f., Zitat S. 265.

dociren« berichtet.<sup>97</sup> Hürners erster Gang galt Wolffs Kolleg zur Experimentalphysik. Seine Notate bestätigen das Urteil seines Bekannten: »sein Vortrag ist so gar, nicht fertig. Er redt wenig zu den demonstrationen, kan die worte nicht recht hervorbringen ... er ist sehr langsam in seinen reden, und insufficient im demonstrieren«. Allerdings fügt er hinzu, und es klingt, als würde er einem Bedürfnis nachgeben, Überzeugung und Anschauung in Einklang zu bringen: »man sieht an seinem gesicht, daß er ein man von großer penetration ist; daß er einen großen kopf hat.«<sup>98</sup> Persönlich war Wolff zunächst zurückhaltend. Er erkundigte sich nach Mosheim. Allmählich kam jedoch ein Gespräch zustande, in dem Wolff sich u. a. über eigene und fremde Publikationen äußerte.

Es ist auffällig, dass Hürner die konträren Aussagen und Urteile über Wolffs Philosophie ungerührt aufzeichnete, ohne dass zu erkennen ist, wie er selbst dazu stand. Er scheint sich jedenfalls nicht so exponiert zu haben, dass es zu einem Streitgespräch gekommen wäre. Dass er sich in der Materie auskannte, geht aus den Aufzeichnungen und aus Urteilen hervor, mit denen er anderen gelegentlich die Kompetenz absprach. In Jena erklärte er auf Anfrage, er »habe den Wolff schon vor 8 Jahren gelesen, und vor 4 Jahren Collegia darüber gehalten«.<sup>99</sup> Bei einer Aufzählung der Schweizer Wolfianer nannte er auch sich selbst.<sup>100</sup> Aus anderen Äußerungen sind wiederum Vorbehalte gegen selbstsichere philosophische Positionsbestimmungen zu vernehmen, da sie Dünkelhaftigkeit erzeugen und den von Hürner geschätzten geselligen Austausch torpedieren.<sup>101</sup> Man könnte ihn als moderaten Wolfianer ansehen, der sich einem exklusiven Systemanspruch entzieht.

Das heißt nicht, dass Hürner nicht zu klaren Aussagen in der Lage wäre, die ein ausgeprägtes Überlegenheitsgefühl verraten. Damit ist neben den protokollartigen Gesprächsaufzeichnungen eine affektive Komponente des Tagebuchs angesprochen, die durch einen gänzlich anderen Schreibgestus bestimmt ist. Tritt in den Gesprächsnoten der Protokollant ganz hinter den Inhalt zurück, so zeichnen sich diese Passagen durch die Präsenz des wahrnehmenden Ich aus. Hürner brachte hier die affektive Wirkung von Personen und Situationen auf ihn zur Sprache, wie es exemplarisch an den Aufzeichnungen über Gottscheds Frau Luise Adelgunde Victorie zu beobachten ist. Hürner war von ihrer Erscheinung eher irritiert. Während andere

<sup>97</sup> Hürner, Tagebuch, S. 85.

<sup>98</sup> Hürner, Tagebuch, S. 290.

<sup>99</sup> Hürner, Tagebuch, S. 275.

<sup>100</sup> Hürner, Tagebuch, S. 275

<sup>101</sup> »leüte die nur wißenschafft haben sind gar viel ungeschikter zur gesellschaft, als die nur erudition haben. Die erstern meinen alles zu demonstrieren, sagen alles widersprechen allem ... Sie sind unbehutsam, verachten die Welt, sind unklug. Die gelehrten hingegen, kennen die Welt, wißen, wo man soll nachgeben, was recht geredt ist oder nicht.« Hürner, Tagebuch, S. 237; vgl. auch den Hinweis, dass er das Studium der Philosophie zugunsten der Kirchenhistorie aufgegeben habe, S. 213.

ihr außergewöhnliche Qualitäten attestierten,<sup>102</sup> war sie nach seinen Aufzeichnungen weder durch Klugheit noch durch weibliche Reize gewinnend. Es ist freilich ein bezeichnendes Merkmal seiner Offenheit und seines Bemühens um Genauigkeit, dass Hürner sich nicht mit dem ersten Eindruck begnügte. Er unternahm mehrere Versuche, ihre Wirkung zu beschreiben, und von ihrem Lautenspiel war er fasziniert. Während in den Aufzeichnungen über Frau Gottsched noch Behutsamkeit waltet, sind die emotionalen Ausbrüche, die Hürner seinem Tagebuch anvertraut, gelegentlich von unerwarteter Maßlosigkeit. Eine kleine Sammlung von Beispielen soll genügen. Einen Leipziger Magister nennt er »schweinigel«. Dies wird überboten, wenn er einen Helmstedter Zimmernachbar als »ein schwein der Schweinen, der mir manchen schlaff bricht« bezeichnet. Ein Prediger wird ein »blut=schlechter kerl« genannt, ein anderer »gutes schafk«. In Jena reizen ihn die Studenten zu der Bemerkung »Ein deütscher student ist eine creatür die ich am wenigsten in der welt werden möchte«. Die Niedersachsen »machen sich mit ihrem vielen bier und tabak so dumm daß sie kaum den sensum communem behalten«. Schweizer und Holländer kommen auch nicht besser weg. In Jena sind die Professoren »saüisch logirt«. Bei seinem Einzug in Marburg schreibt er, es sei »der drekigste ort, den man sich einbilden kan ... wenn ich wäre dahin kommen zu studiren, so wäre ich gleich melancolisch geworden«. In Tübingen: »Tübingen ist ein schlechter ort. schlechteren kan man keinen sehen.« Seine Neigung zur drastischen Zuspitzung kommt auch zum Ausdruck, wenn er festhalten will, dass man in Helmstedt der »Hausjungfrau« zum Heiligen Abend ein Geschenk machen muss, dass es aber völlig gleichgültig ist, was geschenkt wird: »da ist alles ohne consequenz, u. wen man ihre einen Priapum schikte«.<sup>103</sup> Professoren, Stadtbürger, Bauern, Studenten – Hürner ist in seinem Schelten unerschöpflich, der Kommentar über das öffentliche Auftreten des sächsisch-polnischen Kurfürst-Königs zu Beginn der Leipziger Aufzeichnungen ist auch nicht von Wohlwollen bestimmt. Es scheint, dass diese verbale Kraftmeierei Ausdruck starker affektiver Reizbarkeit ist und der emotionalen Entlastung dient. Mit Hürners gesellschaftlichem Auftreten hat sie wenig zu tun. Die Aufzeichnungen bekennen, dass er sich auch in unbehaglichen Situationen lieber angepasst verhält, und als es sich einmal herumgesprochen hatte, dass er den Leidener Professor Schultens als Ignoranten in der Mathematik und einen Respondenten als dumm bezeichnet hat, suchte er die angegriffenen Personen auf, um zu dementieren und die Wogen zu glätten.<sup>104</sup>

102 So gab der namhafte Gelehrte Johann Carl Oelrichs (1722–1799) zu Protokoll: »Die Frau Professorin ist eine sehr artige, gelehrte, muntere und schöne Dame welche fleißig von gelehrten Sachen mitspricht, darüber man erstaunen muß«. Oelrichs Tagebuch einer gelehrten Reise 1750, durch einen Theil von Ober= und Nieder=Sachsen, Erste Abtheilung, Berlin 1782, S. 46 f. Noch begeisterter fällt das Urteil des Weltmanns Ernst Christoph von Manteuffel nach der ersten Begegnung aus; vgl. Gottsched, Briefwechsel 5 (Abk.), Nr. 113, Erl. 1.

103 Hürner, Tagebuch, S. 210, 176, 244, 299, 267, 171, 267, 289, 300, 184.

104 Hürner, Tagebuch, S. 133.

Neben diesen beiden Typen des protokollartigen und des emotional-expressiven Schreibens lassen sich noch mindestens vier weitere besondere Formen der Aufzeichnung unterscheiden, die im Tagebuch durchgängig anzutreffen sind. Das sind zum einen reine Abschriften, beispielsweise von Bibliothekskatalogen, Kircheninschriften oder Lektionskatalogen.<sup>105</sup> Daneben findet man die Wiedergabe von Neuigkeiten, Gerüchten oder auffälligen Geschehnissen, die notiert wurden, ohne dass man die Quelle des Berichts erfahren und ohne dass ein situativer Bezug hergestellt sein muß. Als Beispiel in den Leipzig-Aufzeichnungen können die Notate über die Vergnügungen des sächsischen Herrschers dienen.<sup>106</sup> Natürlich sind die für Gelehrtenreisen charakteristischen Aufzeichnungen auch bei Hürner anzutreffen: Beschreibungen von Bibliotheken, Naturalienkabinetten, Gottesdienst- oder (in Leipzig leider nur im Rahmen der Familie Gottsched) Konzertbesuchen und von anderen lokalen Besonderheiten, in Leipzig sind dies die bürgerlichen Gärten und Naturalienkabinette. Eine Spezialität Hürners sind die resümeeartigen Bemerkungen, mit denen er Beobachtungen zu einer abstrakteren Erkenntnis für den eigenen Gebrauch zusammenfasst: In Leipzig sind es neben anderen zwei als »remarque« bezeichnete Feststellungen. Zum einen hält er nach dem öffentlichen Auftritt der Königsfamilie fest, dass Könige auch nur Menschen sind. Zum anderen führt ihn die Beobachtung unterschiedlicher Verhaltens- und Argumentationsweisen der Akademiker, mit denen er in Leipzig Kontakte unterhält, auf die Unterscheidung von Bildung (erudition) im Sinne von Wissensfülle und Wissenschaft im Sinne von Erkenntnisgewissheit, die jeweils spezifische lebenspraktische Auswirkungen haben: Bildung bewirkt nach seiner Einsicht ein gesellig-tolerantes, Wissenschaft ein distinktiv-arrogantes Verhalten.<sup>107</sup>

Abschließend soll wenigstens darauf hingewiesen werden, dass das Tagebuch für den Leser zahlreiche Einblicke in kulturelle Praktiken der Zeit ermöglicht. So erfahren wir an Hürners Beispiel etwas über die Gründe für die Wahl von Universitäten. Der Besuch Leipzigs war ursprünglich nicht vorgesehen. Aber nach einem Gespräch mit seinem Landsmann Daniel Wyttensbach in Leiden hält er fest: »Er beschriebe mir Leipzig und Jena auff einen fuß, daß ich beynahe resolviret bin dorthin zu gehen«.<sup>108</sup> Andererseits notierte er über vier dänische Studenten, die aus Oxford zurückgekehrt waren: »sie sagten mir einen solchen bericht, daß ich keinen lust habe dorthin zu gehen«. Seine Gründe: Die Professoren halten kaum Vorlesungen und wohnen in London. Was den kontaktfreudigen Hürner wahrscheinlich am meisten störte: Man musste englisch können, um mit den Gelehrten sprechen zu können – in Holland verständigte man sich auf Latein. Als abschreckendes Beispiel für die Umgangsform

105 Vgl. Hürner, Tagebuch, S. 310 f., 131 f. und 55.

106 Vgl. Hürner, Tagebuch, S. 227.

107 Vgl. Hürner, Tagebuch, S. 195 und 237, zu letzterem auch schon S. 236.

108 Hürner, Tagebuch, S. 90. Ein Professor aus Utrecht »fragte, warum ich auf Leipzig wolle, ich sagte einen cursum philosophicum zu machen«. Hürner, Tagebuch, S. 136.

der Professoren dürfte der Bericht über einen Besuch des berühmten Richard Bentley gewirkt haben: »sie sahen den Bentlei durch ein besonderes glük, alle 4 ließen sich vor ihme presentieren; nachdem sie ihme ihr compliment gemacht, sagt er die herren werden ohne zweiffel kommen seyn die Universität zu beschauen, sie sagten ja, dieses ware die ganze conversation, und er redte kein wort mehr.«<sup>109</sup> Hürners Aufzeichnungen vergegenwärtigen den Umgang mit Stammbüchern. Der Utrechter Theologieprofessor David Mill (1692–1756) zog sich mit Hürners Stammbuch zurück, und war nach der Rückgabe viel aufgeschlossener. Vermutlich hatte er sich anhand der vorhandenen Einträger ein Bild über Hürner gemacht.<sup>110</sup> Breitinger fühlte sich durch die Namen zum Plaudern angeregt.<sup>111</sup> Frau Gottsched nahm an der falschen Plazierung einer Person Anstoß,<sup>112</sup> und dies verweist darauf, dass die Einträge nicht chronologisch und in der Reihenfolge der besuchten Personen, sondern hierarchisch erfolgen, wobei offenbar jeder oder jede selbst zu entscheiden hatte, welchen Ort im Stammbuch er oder sie für angemessen hielt. Schließlich zeigen gerade die Leipziger Aufzeichnungen die wundersame Wirkung von Empfehlungsbriefen. Hürner hatte mindestens fünf davon im Gepäck. Sie stammten von dem in Amsterdam lebenden ehemaligen Leipziger Hugenottenpfarrer Gabriel Dumont und von Mosheim, und es ist ausdrücklich bezeugt, dass sie ihre Wirkung nicht verfehlten.<sup>113</sup> Aus den Beschreibungen der Professorenbesuche wird aber auch deutlich, dass deren Wohnungen wie Taubenschläge belebt gewesen sein müssen. Offenbar konnte jeder Student bei Bedarf anklopfen und eine Audienz beanspruchen. Es nimmt jedenfalls nicht wunder, dass es Akademiker wie den Theologieprofessor Johann Gottlob Pfeiffer gab, die sich die Besucher vom Leibe halten wollten. Hürners Beschreibung dieser Bemühungen ist von umwerfender Komik: »der knecht sagte nur er studire, hernach da er uns anmeldete sagte er, er schreibe einen brief. Zu lezt wünschte er im namen seines herrn eine gute reise. Wir sagten, wir wollen wiederkommen, das war auch nicht recht, denn er sagte wir sollen die künftige wochen kommen, da er just nicht zu hause seyn

109 Hürner, Tagebuch, S. 92.

110 Hürner, Tagebuch, S. 137; sein Eintrag: »Sequere deum«; Hürner, Stammbuch (Abk.), S. 61.

111 »Er hate ein veritables plaisir alle meine gelehrte im stambuch zu durchsehen und davon zu reden.« Hürner, Tagebuch, S. 321. Breitinger trug einen hebräischen Text ein und gab kein Datum an. Hürner besuchte ihn am 8. September 1738; Hürner, Stammbuch (Abk.), S. 9.

112 Hürner, Tagebuch, S. 239. Sie trägt bei dieser Gelegenheit am 30. Mai kurz vor Hürners Abreise Vers 248 f. aus Terenz' »Eunuch« ein: »Est genus hominum qui esse primos se omnium rerum volunt; nec sunt. Lipsiae. Die XXX Maii. / 1738. scripsit / LAV Gottschedia. / Kulmiades.« Hürner, Stammbuch (Abk.), S. 50. Gottsched selbst wählt Worte aus Augustins »de Civitate Dei«: »Non alia est homini philosophandi ratio,/ nisi ut beatus sit./ Lipsiae D XXX Maii/ MDCCXXXVIII/ ita memoriam sui/ Clarissimo Possessori/ commendat/ Christoph Gottsched P. P. / h. t. fac. Phil. Decanus.« Hürner, Stammbuch (Abk.), S. 43. Das Original des Eintrags ist jedoch durch eine Abschrift ersetzt und vermutlich als separates Blatt einer Sammlung einverleibt worden.

113 Hürner, Tagebuch, S. 197 und 201.

wird.«<sup>114</sup> Genützt haben die Abwehrmanöver nichts. Hürner hat ihn schließlich doch besucht. Er traf auf einen alten Mann, der ihm vor Schwäche nicht ins Stammbuch schreiben konnte. »Zulezt begleitete er mich, und empfohle mich in den schuz der lieben heil. engel.«<sup>115</sup>

## II. Zur Edition

Das Tagebuch Gabriel Hürner befindet sich im Staatsarchiv des Aargau in Aarau und trägt die Signatur NL.A.-0086/0001. Es wurde 1991 aus der Aargauer Kantonsbibliothek übernommen (Altsignatur: Ms BNQ 51), weitere Angaben zur Provenienz liegen nicht vor. Der mit einem flexiblen roten Ledereinband versehene Band in der Größe 29 x 21 cm umfasst 322 paginierte Seiten, der Text beginnt auf S. 2, zwischen S. 85 und 86 sind zwei Seiten nicht paginiert. Jede Seite ist mit senkrechten Strichen an den Seiten und waagerechten Strichen am oberen und unteren Seitenrand präpariert worden, sodass sich an allen Seiten Ränder von 2–3 cm Breite bzw. Höhe ergeben. Die Ränder sind bei der Niederschrift von Hürner strikt beachtet worden, nur die Abtrennungsstriche und Teile von Buchstaben überschreiten gelegentlich den Schriftspiegel. Auf dem freien Rand sind auf zahlreichen Seiten Datumsangaben notiert. Der Duktus der Schrift verändert sich im Verlauf der Tagebuchaufzeichnungen. Zu Beginn schreibt Hürner mit sorgfältigen hohen Buchstaben. Die Schriftzüge werden allmählich flüchtiger und kleiner, die Zeilenabstände verringern sich. Allerdings ist diese Tendenz nicht einheitlich. Nachdem die Seiten 133 bis 155 in extrem kleiner, wenn auch akkurate Schrift notiert sind, werden im Anschluss Buchstaben und Zeilenabstände wieder größer. Der während des Aufenthalts in Leipzig notierte Text (S. 195–239) ist vergleichsweise großzügig und gleichmäßig notiert, erst im Verlauf der folgenden Aufzeichnungen werden die Buchstaben wieder kleiner und flüchtiger.

In der Textwiedergabe sind die Seitenzahlen jeweils am Seitenanfang und -ende angegeben und durch einen senkrechten Strich von der vorhergehenden bzw. folgenden Seite getrennt. Die am Rand notierten Datumsangaben sind in der jeweiligen Form in eckigen Klammern in den Text integriert, der Monatsname ist, sofern er nicht am Rand steht, in runden Klammern ergänzt. Der Text einschließlich der Interpunktions wird diplomatisch übertragen, Verdoppelungsstriche über m und n werden als Doppelbuchstaben, die zweimal auftretende Abbreviatur für das Wort nicht (Null mit waagerechtem Strich über der Zahl) wird als Wort wiedergegeben. Klein- und Großschreibung werden unverändert auch bei Namen und Satzanfängen beibehalten. Die Unterscheidung ist nicht in allen Fällen eindeutig und beispielsweise bei dem

114 Hürner, Tagebuch, S. 210.

115 Hürner, Tagebuch, S. 236.

Buchstaben D/d kaum möglich. Es ist nicht zu entscheiden, ob die Kleinschreibung von Substantiven auf die Flüchtigkeit der Niederschrift zurückzuführen ist oder ob eine bewusste Übernahme der orthographischen Regeln Johann Georg Altmanns<sup>116</sup> vorliegt. Es fällt freilich ins Auge, dass die Praxis nicht einheitlich ist, sodass die Schreibweise zumindest nicht konsequent absichtsvoll ist.

Wenn auch das Schriftbild der Leipziger Aufzeichnungen einem flüchtigen Blick durchaus als harmonisch erscheint, gibt es bei näherem Hinsehen Tücken, und man stößt auf Wörter, die nicht oder nicht mit Sicherheit entziffert werden können. In Hürners Schreibweise können unterschiedliche Buchstaben die gleiche Gestalt annehmen, beispielsweise a, e, o und r. Häufig erschließt sich das richtige Wort aus dem Sinnzusammenhang. Dies gelingt nicht immer und birgt jedenfalls die Gefahr einer Fehllesung, der die Übertragung hoffentlich nicht zu oft erlegen ist. Zweifelhafte Übertragungen werden in spitze Klammern gesetzt. Wo Text vorhanden ist, aber nicht entziffert und auch kein Sinn erschlossen werden konnte, wird die Buchstabenfolge mit einem Strich in spitzen Klammern wiedergegeben (<->). Hürner hat den Text jeweils flüssig und ohne größere Korrekturen niedergeschrieben, bisweilen nimmt die Niederschrift stichpunktartige Züge an, gelegentlich verliert er den Faden oder denkt schneller als er schreibt. Nach der Niederschrift scheint eine Durchsicht oder Korrektur des Textes nicht erfolgt zu sein. Da an eine Veröffentlichung nicht gedacht war, bestand dafür keine Notwendigkeit. So gibt es Textpassagen, die unverständlich sind oder in denen entscheidende Worte fehlen. Sofern durch kleinere Änderungen eine sinnvolle Aussage hergestellt werden konnte, wurden Texteingriffe vorgenommen. Sie sind durch eckige Klammer gekennzeichnet. Auch Wörter, die der Herausgeber als eindeutig verschrieben zu erkennen meint, wurden korrigiert und auf diese Weise gekennzeichnet, wobei das ursprüngliche Wort im Apparat mitgeteilt wird. Alle Eingriffe sind auf diese Weise revidierbar. Wörter oder Textstellen, die sich nicht ohne weiteres plausibilisieren lassen, bleiben ohne zusätzliche Kennzeichnung stehen, gelegentlich wird im Apparat ein Vorschlag zum Verständnis unterbreitet.

Für fremdsprachige, zumeist französische, Textabschnitte bzw. Wörter wird jeweils zu Beginn der Passage im Apparat eine Übersetzung mitgeteilt. Fremdsprachige Texte innerhalb der Erläuterungen dienen als Zusatzinformation und werden nicht übersetzt. Der Kommentar soll den Text erschließen helfen und fällt wohl bisweilen etwas ausführlich aus. Da Hürner bisweilen Sachverhalte, die ihm geläufig sind, stark verknappt aufzeichnet, schien es angebracht, über bloße Titel- oder Namensangaben hinaus eine Kontextuierung vorzunehmen. Wo Hürners Ausführungen einen historischen Sachverhalt nicht adäquat wiedergeben, wird nach Möglichkeit kurz auf die Zusammenhänge hingewiesen, z. B. bei der Darstellung der Ereignisse um Christian Thomasius in Leipzig. Es ist in diesem und anderen Fällen nicht eindeutig zu ent-

<sup>116</sup> Ischer (Abk.), S. 15.

scheiden, ob ein Missverständnis von Seiten Hürners vorliegt oder ob er falsch informiert wurde. Die von Hürner angeführten Literaturtitel wurden nach Möglichkeit persönlich in Augenschein genommen. In einigen Fällen musste darauf wegen der Schwierigkeit der Literaturbeschaffung verzichtet werden. Im Personenverzeichnis sind sämtliche im Text genannte Namen aufgenommen, auch wenn es sich um Autoren handelt und ihre Nennung nicht die Person, sondern das von ihr geschrieben Buch bezeichnet. Auf diese Weise kann das Fehlen eines Schriftenverzeichnisses bis zu einem gewissen Grade kompensiert werden.

### III. Danksagung

Zuerst und vor allem danke ich den besitzenden Einrichtungen und Personen in der Schweiz, deren großzügige Hilfsbereitschaft die Arbeit am Tagebuch erleichtert und um die Komponente schöner Begegnungen bereichert hat. Dr. Jeanette Rauschert (Staatsarchiv des Aargau in Aarau) hat eine Filmkopie des Tagebuchs zur Verfügung gestellt. Sie machte mich mit den Arbeitsmöglichkeiten in Aarau vertraut und stand für Rückfragen jederzeit zur Verfügung, ihr verdanke ich den Kontakt mit weiteren Kennern der Materie. Die Einsicht in Hürners Stammbuch ermöglichte Madame Sylviane Messerli (Cologny, Genf), die meinen Blick zugleich auf die Schätze in den Ausstellungsräumen der Fondation Martin Bodmer lenkte. Aufschlüsse über Berner Bürgerfamilien, durch die einige Anspielungen auf Personen aus Hürners heimischem Milieu verständlich werden, verdanke ich Thomas Schmid M. A. (Burgerbibliothek Bern). Die im Staatsarchiv des Kantons Bern überlieferten Quellen zur Biographie Hürners hat Vinzenz Bartlome ermittelt. Dr. Martin Pestalozzi gewährte bei einem spontanen Besuch des Stadtarchivs Aarau Einblicke in die Aufzeichnungen zur Genealogie der Familie Hürner. Dank der Recherchen von Albert Sommer konnten aus den Taufbüchern von Lenk gesicherte Daten über Gabriel Hürner und seine Familie gewonnen werden. Dr. Thomas Franz Schneider (Bern) hat die Lesung etlicher Wörter, insbesondere solcher mit schweizerdeutscher Idiomatik überprüft und Korrekturhinweise gegeben. Ihnen allen gilt mein herzlicher Dank. Dr. Johannes Bronisch (Berlin) bin ich für die Durchsicht und Korrektur der Übersetzungen aus dem Französischen verbunden. Bei Steffen Hoffmann (Universitätsbibliothek Leipzig) konnte ich mich über Stammbücher und Leipziger Bibliothekskataloge erkundigen. Ich danke meinen KollegInnen Prof. Detlef Döring, Franziska Menzel M. A. und Dr. Michael Schlott für Hinweise und Beratung. Herr Döring hat den Text gelesen, seinen Kürzungsvorschlägen zu den Erläuterungen bin ich weitgehend gefolgt, wenn auch nicht immer leichten Herzens. Frau Menzel hat sich der angesichts fehlender Geviertstriche mühevollen Korrekturlektüre unterzogen, insbesondere verdanke ich beiden je eine Anregung für das Verständnis von Textpassagen, und ohne die nachdrück-

liche Ermutigung von Detlef Döring wäre die Bemühung um die Edition vermutlich nicht gediehen. Für Unterstützung, Auskünfte und Hilfsbereitschaft danke ich ferner Dr. Brigitte Bulitta (Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig), Frau Carla Calov (Stadtarchiv Leipzig), Dr. Nora Gädeke (Leibnizarchiv Hannover), Frau Bärbel Hüfler (Reformierte Gemeinde Leipzig), Dr. Ernst Koch (Leipzig), Philipp Messner (Staatsarchiv Aarau), Dr. Heinz Mürmel (Leipzig) und Dr. Peter Neumeister (Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig).

#### IV. Text des Tagebuchs

195 [Am Rand: Aprilis 28.] Wir verreiseten von Magdeburg um 1. uhr durch bernburg Lobegyn.<sup>1</sup> Halle. und kamen diese 21. meilen lang in 1 ½ tagen, an in leipzig: den 29. umb 8 uhr des abends. Wir kriegten bald ein zimlich artig Logement in <Wörckgenhause> auf dem alten Neumarkte.<sup>2</sup>

30 [April] Die Leipziger meße ist in einem schlechten anfang: es thut nichts als regnen. H. Gaillard<sup>3</sup> ist ein artiger man: er hat mir viel offres gethan. Ich kan immer meine zuflucht dahin nemen. Der König<sup>4</sup> speist öffentlich.<sup>5</sup> Es ist ein herr, der sehr wollüstig scheint zuseyn. Von natur ist er totus quantus sanguineus. Es scheint nicht, daß er gern allein speise. Er weiß nicht wie sich vor allen diesen leüten contenciren; Er lachet alle augenblick gegen jemand an dem tische. Die Königin<sup>6</sup> will sich und die leüte divertiren mit dem hofnarren<sup>7</sup> zu sprechen, und eins zu lachen. aber sie ist so garstig und schlecht gebildet, daß es ihr übel lässt. Die 2 prin-

1 Löbejün.

2 Ein entsprechender oder ähnlich klingender Name bzw. Begriff konnte in den Häuserchroniken, Adressbüchern und weiteren Verzeichnissen für den Alten Neumarkt nicht ermitteln werden.

3 Möglicherweise der für die Jahre 1723–1745 als Spender, Kirchenvorsteher und Gemeindehaupt der reformierten Gemeinde bezeugte Kaufmann David Gaillard (Galliard), der in der Katharinenstraße wohnte; vgl. Kirchhoff (Abk.), S. 330, 340, 344 und 349; Das jetzt lebende und jetzt florirende Leipzig 1736, S. 97; im nächsten gedruckten Adreßbuch ist er unter den ausländischen Kaufleuten nicht mehr erwähnt; vgl. Conspectus oder ... Anzeige des jetzt lebenden und florirenden Leipzig 1747, S. 122 f.

4 Friedrich August II./III. (1696–1763), 1733 Kurfürst von Sachsen, 1734 König in Polen. Der König verbrachte die Zeit der Ostermesse in Leipzig. Er traf am 26. April mit großem Gefolge in Leipzig ein, nahm an verschiedenen repräsentativen Veranstaltungen teil und verließ die Stadt am 4. Mai 6 Uhr morgens in Richtung Dresden; vgl. Sächsischer Staatskalender 1739 (Abk.), Bl. Fr-v; und Auszüge aus Johann Salomon Riemers Leipzigischem Jahrbuche 1714–1771, in: Gustav Wustmann (Hrsg.), Quellen zur Geschichte Leipzigs, Band 1 (Veröffentlichungen aus dem Archiv und der Bibliothek der Stadt Leipzig), Leipzig 1889, S. 195–456, hier S. 261 f. Die Kosten für den Aufenthalt hatte die Stadt zu tragen; vgl. Ernst Hasse, Geschichte der Leipziger Messen, Leipzig 1885 (Nachdruck 1963), S. 147.

5 Auch Johann Christian Müller registrierte die öffentliche Mahlzeit des Königs unter Beteiligung des päpstlichen Nuntius<sup>8</sup> und der Hofnarren; vgl. Müller, Leben (Abk.), S. 239.

6 Maria Josepha (1699–1757), Tochter Kaiser Josephs I., 1719 Ehe mit Friedrich August, 1734 Krönung zur Königin in Polen.

7 Der bekannteste, wenn auch nicht der einzige Hofnarr in Kursachsen in diesem Zeitraum war Joseph Fröhlich (1694–1757); vgl. Karl Friedrich Flögel, Geschichte der Hofnarren, Liegnitz, Leipzig 1789 (Nachdruck Hildesheim, New York 1977), S. 294–296; vgl. auch Rainer Rückert, Der Hofnarr Joseph Fröhlich 1694–1757. Taschenspieler und Spaßmacher am Hofe Augusts des Starken, Offenbach 1998, über Fröhlichs Teilnahme an den Reisen und seinen Platz in der Tafelordnung vgl. S. 149–151.

cessin<sup>8</sup> sind zimlich artig. Die Ältere als die jezige braut ist von 12 Jahren,<sup>9</sup> und kan niemand beßer verglichen werden als des h. sekelm. tilliers tochter.<sup>10</sup> Ich mache eine remarque: Diese großen leüte wißen sich gar nicht in die ceremonie zu schiken: Woher das kommt, weis man nicht. Es muß seyn, daß sie en famille sehr familiair leben. Wir bilden uns die großen dieser erden gar viel kostbahrer und höher ein, als wie sie in der that sind. sie haben gewiß weniges, das sie von uns unterscheidet. Der päbstl. Nuntius<sup>11</sup> ist ein rechter petit maître; Ein Mann von 50 Jahren voll von feür und leben, freundlich, auf den französischen fuß gesittet; von schlauen augen und einem verzweifleten italjenischen gesicht. Jezo nimt es mich nichts wunder wenn schon 70 solcher köpfe ganz Europa über den fuß werfen können. Ein polnischer fürst<sup>12</sup> ist auch von treflichem angesicht, aber er hat nur eine braune kute, einen schnauz und den stern.<sup>13</sup> Die teütschen herren haben nichts einnehmendes in ihrem ganzen wesen als die kleidung. Der König Logirt in eines kaufmanshause.<sup>14</sup> Das ist schön und hat 4 etages prächtigst meublirt; die illuminationen sind an dem rathhouse geschehen; es ist Von der höhe eines hauses, darin die sinnbilder gemahlet und mit liechtern beglänzet worden sind. Neben deme hat noch die Zunfft der kaufleüte eine illumination auf dem kaufhaus geben lassen die annoch stehet.<sup>15</sup> Das müssen reiche leüte seyn. 195 | 196

[Am Rand: April: 30.] Man kan nicht leugnen, daß Leipzig ein überaus annehmlicher ort ist und eine confluenz von solchen gelehrten die man in keinem theil der welt noch Statt findet.

- 8 Vermutlich sind die ältesten Töchter Maria Amalia (1724–1760) und Maria Anna (1728–1797) gemeint; über weitere Kinder des kurfürstlich-königlichen Ehepaars vgl. Detlev Schwennicke, Europäische Stammtafeln. Neue Folge I. 1., Frankfurt am Main, 2. Auflage, 2005, Tafel 168.
- 9 Maria Amalia war am 24. November 1724 geboren; sie heiratete am 9. Mai 1738 in Dresden in Abwesenheit des Bräutigams und am 19. Juni 1738 in Gaeta persönlich König Karl von Sizilien (1716–1788), 1759 als Karl III. König von Spanien; vgl. Schwennicke, Stammtafeln (Erl. 8), Tafel 168. Über den Verlauf der Zeremonien in Dresden am 9. Mai 1739 vgl. Sächsischer Staatskalender 1739 (Abk.), Bl. [F 4r]–[F 4v].
- 10 Vermutlich Salome (\* 1714), Tochter Johann Anton Tilliers (1675–1731, Deutsch-Seckelmeister 1723–1728); sie wurde als »geistreiche, weltkluge und in der Berner Politik sehr erfahrene Dame« bezeichnet; vgl. Bernhard von Rodt, Genealogien burgerlicher Geschlechter der Stadt Bern, Band 5, 1950, S. 279 f. = Burgerbibliothek Bern, MSS.h.h.LII.9.5.
- 11 Camillo Paolucci-Merlini (1692–1763), 1727 bis 26. Mai 1738 apostolischer Nuntius in Sachsen; vgl. Friedrich Hausmann (Hrsg.), Repertorium der diplomatischen Vertreter aller Länder seit dem Westfälischen Frieden (1648). Band 2: 1716–1763, Zürich 1950, S. 264.
- 12 Der König war in Begleitung »vieler Polnischer Magnaten« in Leipzig. Sächsischer Staatskalender 1739 (Abk.), Bl. Fr.
- 13 Möglicherweise ist das Zeichen des 1705 in Polen gegründeten Weißen Adlerordens gemeint, dem zahlreiche polnische Magnaten angehörten. Das Ordenszeichen ist zwar ein Kreuz, aber durch die aus den vier Winkeln hervorschließenden Flammen könnte das Zeichen auch als Stern wahrgenommen werden. Die 1738 dem Weißen Adlerorden angehörenden Ritter werden im Sächsischen Staatskalender 1738, Bl. Ar–v aufgeführt, Abbildungen von Ordensträgern in: Detlef Döring, Rudolf Hiller von Gaertringen, Cecilia Hollberg, Volker Rodekamp (Hrsg.), Erleuchtung der Welt. Sachsen und der Beginn der modernen Wissenschaften, Katalog, Dresden 2009, S. 424, 427.
- 14 Der Kurfürst und König wohnte während seiner Leipzig-Besuche in dem auch als Königshaus bezeichneten Gebäude am Markt Nr. 17 gegenüber dem Rathaus. Das Haus wurde 1705 von dem Kaufmann Andreas Dietrich Apel (1662–1718) erworben und vollständig umgebaut; vgl. Müller, Häuserbuch (Abk.), Nr. 151. Das Leipziger Adressbuch von 1720 enthält eine Abbildung des Hauses beim Besuch des Herrschers; vgl. auch die Abbildung in Wolfgang Schneider, Leipzig. Streifzüge durch die Kulturgeschichte, Leipzig, 2. Auflage, 1995, S. 189.
- 15 Gemeint ist die Leipziger Börse. Die in der zeitgenössischen Presse gewürdigte Dekoration wurde auch in einer separaten Veröffentlichung publik gemacht: Abbildung der Illumination So wegen Hoher Vermählung Sr. Königl. Majestät Caroli ... mit Der Königl. Pohlischen und Chur=Fürstl. Sächsischen Printzeßin Mariae Amaliae Königl. Hoheit Den 27. Aprilis, 1738. auf der obersten Gallerie der Beurse in Leipzig aufgeführt worden von Der daselbst befindlichen Kauffmannschaft (Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden, H. Sax. H 381).

es sind über 100 Doctores und Magistri Legentes. Es sind mehr als 300 buchläden an dieser Leipziger meß. alle arten der Marchandise, alle nationes, zungen und sprachen. Wir sind nicht im stande das zu prästiren, was diese leute thun.

H. Gaillard ist ein überaus freündlicher und bescheidener Mann der mit einer rechten schweizer=redlichkeit von den sachen redt, und unsere mängel gar zu wohl einsicht. er meint wenn man alle mühe anwendete in der Schweiz eine handlung anzurichten, so würde doch zulezt die obrigkeit die hände zu darauf schlagen; von unseren gelehrten hält er nicht viel.

[Am Rand: Maÿ 1.] Ich sahe heüte H. Magister und Prediger Wolle<sup>16</sup> an den mich der Herr Abt<sup>17</sup> recommendiret. Er offerirte mir alle seine dienste, und sagte, daß er mich in die Bibliothec führen und die Kunstkammern zeigen wolle. Er ist von ungemeiner ehrfurcht für den H. Moßheim eingenommen. Es hat ihn H. Gottsched<sup>18</sup> einmahl in einer öffentlichen Disputation überführt, daß er einen ganzen periodum aus H. Mosheim mit verändertem Subjecto abgeschrieben habe. Ich darf weder Gottsched noch Wolle sagen, daß ich an den einten oder anderen recommendirt bin.<sup>19</sup>

Ich kam zu H. Gottsched. Der wohnt beym güldnen Bären.<sup>20</sup> Deßen Frau<sup>21</sup> führte mich in die stube. Die auch berühmt, aber gelehrter als schön ist. H. Gottsched ist ein fauler Vogel, der die Welt wol kennt. und bey nahe sich über alles mocquirt. Er ware zufrieden, daß ich ihm von der Deütschen Gesellschaft<sup>22</sup> was sagte, und bezeugte, daß sie bey fremden mehr aestimirt wird als bey den Einheimschen; diese sagt er, lachen sie nur auf. Er sagt die Schweizer fangen an gut zu werden; Sie lesen sagt er die schönen französischen schrifften, und müssen einen gust

16 Christoph Wolle (1700–1761), Diakon und Prediger an verschiedenen Leipziger Kirchen, 1748 außerordentlicher Professor der Theologie; vgl. Petzoldt (Abk.), S. 157 f.; Hein, Junghans (Abk.), S. 287.

17 Johann Lorenz Mosheim (1693–1755), 1723 Professor der Theologie in Helmstedt, 1726 Abt des lutherischen Klosters Marienthal, 1727 des Klosters Michaelstein, 1747 Professor der Theologie und Kanzler der Universität Göttingen. Hürner hatte in Helmstedt im Hause Mosheims vom 28. September 1736 bis April 1737 gewohnt, nach Auskunft seines Tagebuchs unterhielt er ein gutes Verhältnis zu Mosheims Kindern und wurde auch von der Frau des Hauses sehr geschätzt. Hürners Tagebuch enthält ausführliche Aufzeichnungen über Gespräche mit Mosheim, sein Urteil: »Es ist gewiß an dem daß er der größte Mann ist, den Deutschland iezo hat. und seine besondere conversation ist mir so angenehm als etwas in der Welt seyn kan.« Hürner, Tagebuch, S. 190. Am 26. April, dem Tag seiner Abreise notiert er: »Ich reise weg ach des harten schlags: Ich verlaße einen Mann der mir sehr angelegen war. Helmstedt freüt mich. aber der admirable abt hat so viel mein herz gewonnen: daß mir alles gegen ihn nichts deücht. Er war auch ein wenig bewegt über meine abreis. Ich reise fort nachdem alle liebhaber der gelehrtsamkeit nicht ein geringen verdrüß von meinem so kurzen aufenthalt bezeuget haben.« Hürner, Tagebuch, S. 191.

18 Johann Christoph Gottsched (1700–1766), 1729 außerordentlicher Professor der Poesie, 1734 Professor der Logik und Metaphysik in Leipzig.

19 Der Empfehlungsbrief an Gottsched (Gottsched, Briefwechsel 5 [Abk.], Nr. 45) wurde von Hürner selbst überreicht. Mosheim hatte sich ehedem gegenüber Gottsched abfällig über Wolle geäußert und wollte vermutlich aus diesem Grunde vermeiden, dass Gottsched von seiner Verbindung mit Wolle erfuhr; vgl. Gottsched, Briefwechsel 4 (Abk.), S. 181, Z. 2–7.

20 In dem 1736 fertiggestellten Haus des Verlegers Bernhard Christoph Breitkopf (1695–1777) hat das Ehepaar Gottsched von 1736 an gewohnt; vgl. Oscar von Hase, Breitkopf & Härtel. Gedenkschrift und Arbeitsbericht, Band 1: 1542–1827, Wiesbaden, 5. Auflage, 1968, S. 61 f. Dort sind auch die verschiedenen Jahresdaten für die Vollendung des Hausbaus angegeben.

21 Luise Adelgunde Victorie Gottsched (1713–1762).

22 Die Leipziger Deutsche Gesellschaft war 1727 aus der 1697 in Leipzig gegründeten Görlitzischen Poetischen Gesellschaft (1720 umbenannt in Teutschübende Poetische Gesellschaft) hervorgegangen. Sie widmete sich der Pflege der Deutschen Sprache und Literatur, nach ihrem Vorbild wurden zahlreiche weitere Deutsche Gesellschaften gegründet; vgl. Thomas Charles Rauter, The Eighteenth-Century »Deutsche Gesellschafts: A Literary Society of the German Middle Class. Urbana, Illinois, Universität, Dissertation, 1970 und Döring, Deutsche Gesellschaft (Abk.). Im Jahr 1738 waren Mosheim Präsident der Gesellschaft und Gottsched Senior.

von der schönheit bekommen. H. Bodmer<sup>23</sup> sagt er beßert sich von tag zu tag:<sup>24</sup> er solte jez erst seine schweizerische Mahler<sup>25</sup> ausgeben sie würden beßer werden. In ganz obersachsen haben wir keine guten theologos, außer Baumgarten:<sup>26</sup> Die theologi wollen sich in die Wolfische Philosophie.<sup>27</sup> Ich sagte ihm, daß ordentliche leüte Wolfens deütsche schrifften<sup>28</sup> nicht gern lesen, wegen seiner geschloßenen schreibart; seine H. Gottscheds hingegen wegen ihrer schreibart, werden von allen leüten präferirt. Er meint daß die regularia verba, die in t im supino<sup>29</sup> ausgehen den vocal nicht veränderen; ich frage, du fragst<sup>30</sup>, ich fragte. hingegen die im supino en haben änderen den vocal in denen 196 | 197 [Am Rand: Majj 1.] temporibus. ich gebe, du giebst, er gab, gegeben. Er wiese mir die Bibliothec der Deutschen Gesellschaft.<sup>31</sup> Die abgetheilt ist in Prosai-  
cos metricos, versiones und grammaticos und Críticos; Under anderem ist eine version Lutheri da von anno 1583. Darinn der Locus johanneus nicht steht;<sup>32</sup> noch 2 andere ältere haben den

23 Johann Jakob Bodmer (1698–1763), Schweizer Dichter und Dichtungstheoretiker, 1731 Professor für Helvetische Geschichte in Zürich. Nachdem Bodmer und Gottsched in den dreißiger Jahren ein einvernehmliches Verhältnis gefunden und einen vergleichsweise umfangreichen Briefwechsel unterhalten hatten (vgl. Gottsched, Briefwechsel 2 [Abk.], S. 586), traten seit 1740 dichtungstheoretische Gegensätze hervor, die zur erbitterten Feindschaft zwischen Gottsched und den Schweizern und ihren jeweiligen Anhängern führten.

24 Am 1. September 1738 besuchte Hürner auch Bodmer in Zürich. Offenbar kam man sofort auf Gottsched zu sprechen, denn Hürners erste Notate über die Visite lauten: »H. Gottsched schreibt mehr, als er versteht.« Hürner, Tagebuch, S. 315. Bei einem weiteren Besuch am 3. September äußerte sich Bodmer ähnlich mißgünstig über Gottsched, die Deutsche Gesellschaft und die von ihr ausgehende Reform der Predigt: »Hernach kamen wir auf die deütsche gesellschaft; Er sagt sie haben keine großen leüte. Sie nehmen jedermann in ihr mittel. und sie haben keine subsistenz. H. Gottsched schreibe, wie er es verstehe. Die deütschen Prediger sind alle <scrivers>; keiner hat keine erhebung des geistes. Es ist alles ein trukenes hohles wesen. Sie lesen gar keine alte, sondern sagen die sachen, wie sie sie in ihren collegiis gehört haben; daher kommen so viele elende Sribenten hervor.« Hürner, Tagebuch, S. 317 f. Hürner notierte nach diesem Treffen über Bodmer: »Im übrigen ist er ein unleidiger Christ, Es kan ihm es niemand recht machen.« Hürner, Tagebuch, S. 317.

25 Johann Jakob Bodmer, Johann Jakob Breitinger, Die Discourse der Mahlern, 4 Teile, Zürich 1721–1723; vgl. Marti, Erne (Abk.), S. 16 und 33–35.

26 Siegmund Jakob Baumgarten (1706–1757), 1732 Adjunkt der Theologischen Fakultät, 1734 ordentlicher Professor der Theologie in Halle.

27 Das Verb fehlt. Die Philosophie Christian Wolffs (1679–1754) war seit den zwanziger Jahren des 18. Jahrhunderts heftig umstritten. Ihre Gegner betrachteten sie wegen der nach Wolff unumschränkten Geltung des Rationalitätsprinzips als Gefahr für Religion und Gesellschaft, Wolff und seine Anhänger sahen in ihr aus dem gleichen Grund einen Garanten der Religion. Der Streit um Wolff ist in den einschlägigen Werken Carl Günther Ludovicis (Abk.) dokumentiert, zur Auseinandersetzung in Leipzig vgl. Döring, Philosophie (Abk.).

28 Vgl. Christian Wolff, Gesammelte Werke. I. Abteilung: Deutsche Schriften. Hildesheim, New York 1978 ff.

29 Das lateinische Supin 1 wird von der Form des Partizip Perfekt Passiv gebildet. Anhand der Beispiele wird deutlich, dass sich die Aussagen auf das Partizip Perfekt Passiv beziehen.

30 Zuerst: frägst, die Umlautstriche wurden von Hürner gestrichen.

31 Die Bibliothek befand sich laut Statut in der Wohnung des Seniors, d. h. bis zu seinem Austritt im Juni 1738 in Gottschecks Wohnung; zum Austritt vgl. Gottsched, Briefwechsel 5 (Abk.), Nr. 65, 71, 73 und 75, zur Bibliothek Nr. 73 und 75. Heute ist die vollständig überlieferte Bibliothek der Deutschen Gesellschaft als Depositum der Leipziger Stadtbibliothek in der Leipziger Universitätsbibliothek aufgestellt, vgl. Bibliotheca Societatis Teutonicae saeculi XVI–XVIII. Katalog der Büchersammlung der Deutschen Gesellschaft in Leipzig. Nach dem von Ernst Kroker bearbeiteten handschriftlichen Bestandsverzeichnis der Universität Leipzig hrsg. von Dietmar Debes, Leipzig 1971. Zur Entstehung der Bibliothek vgl. Döring, Deutsche Gesellschaft (Abk.), S. 161–189.

32 Die Bibliothek enthält heute eine Ausgabe des Neuen Testaments, die 1575 in Wittenberg bei Johann Schwertel gedruckt wurde, mit dem handschriftlichen Eintrag: »Das Merckwürdigste in diesem Neuen Testamente ist, dass das Dictum, 1. Joh. V, 7 Drey sind, die da zeugen im Himmel, der Vater, das Wort und der heilige Geist: und diese drey sind eins, ausgelassen ist.« Bibliotheca Societatis Teutonicae (Erl. 31), S. 62. Dieses sogenannte Komma Johanneum fehlt in fast allen Wittenberger Drucken des 16. Jahrhunderts und wurde erst 1596 aufgenommen; vgl. Paul Heinz Vogel, Europäische Bibeldrucke des 15. und 16. Jahrhunderts in den Volkssprachen. Ein Beitrag zur Bibliographie des Bibeldrucks (Bibliotheca bibliographica Aureliana 5), Baden-Baden 1962, S. 26. Das Komma Johanneum ist in den maßgeblichen griechischen Handschriften nicht enthalten, war aber Bestandteil der

ort nicht,<sup>33</sup> die zu Basel und straßburg zwischen 20 und 30. sind gedruckt worden.<sup>34</sup> Es hat auch die portraits h. Menkens,<sup>35</sup> h. Mosheims,<sup>36</sup> frau von Ziegler<sup>37</sup> h. von Beßer<sup>38</sup> – und einiger anderer.<sup>39</sup> Ich sagte ihm, h. Haller<sup>40</sup> gestehe daß er nicht deütsch gekont.<sup>41</sup> Er sagt gesteht er es? Es ist gut, daß er will eine andere edition besorgen.<sup>42</sup> Der hofpoet von Dresden<sup>43</sup> hat wollen seine verse in deütsch übersezzen. aber das wäre nichts, denn er ist ein Schwabe. ich sagte das seý chapeau blanc und blanc chappeau.<sup>44</sup> an keinem hof in ganz Deütschland wird gut deütsch gesprochen, als am sächsischen hofe; in Berlin selber gar nicht, eben so wenig zu Hanover. Vor einigen jahren kam ein Consultum von hanover über eine quæstion die ab einer tafel war ventilirt worden: ob man sage das halstuch oder der halstuch. Die letzteren bestätigten ihre meinung damit, daß man sage der hals und nicht das hals; die deütsche gesellschaft erkante, daß man sage das halstuch, weil der artikul dem haubt wort folgte.

Vulgata. Ein spezifisches Gewicht kommt den Worten dadurch zu, dass sie bei Echtheit ein biblisches Zeugnis für die Trinitätslehre wären.

- 33 Das Komma Johanneum wurde erstmals in einer Zürcher Ausgabe von 1524 gedruckt; vgl. Vogel, Europäische Bibeldrucke (Erl. 32), S. 48.
- 34 Über die Basler und Straßburger Drucke aus diesem Zeitraum vgl. Vogel (Erl. 32), S. 30 und 50 und Stefan Strohm (Bearb.), Die Bibelsammlung der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart, Abteilung 2, Band 1: Deutsche Bibeldrucke 1466–1600, Stuttgart-Bad Cannstatt 1987, S. 43–138.
- 35 Johann Burkhard Mencke (1674–1732), Lyriker, Historiker, 1699 Professor der Geschichte in Leipzig, Herausgeber der Gelehrtenzeitschrift Acta eruditorum und anderer Zeitschriften. Mencke wurde 1717 Präses bzw. Präsident der späteren Deutschen Gesellschaft; vgl. Döring, Deutsche Gesellschaft (Abk.), S. 121 f.
- 36 Mosheim wurde nach dem Tod Menckes das Amt des Präsidenten der Deutschen Gesellschaft angetragen, trotz einiger Bedenken übernahm er es schließlich; vgl. Gottsched, Briefwechsel 2 (Abk.), Nr. 121.
- 37 Christiana Mariana von Ziegler (1695–1760), Dichterin, 1730 Mitglied der Deutschen Gesellschaft, 1733 gekrönte Poetin der philosophischen Fakultät Wittenberg. Sie unterhielt in Leipzig eine Art Salon, in dem auch auswärtige Gäste verkehrten. Christian Gabriel Fischer schildert einen Empfang in ihrem Hause (Talle [Abk.], S. 102–104), auch Hürner hatte eine Unterredung mit ihr, vgl. unten.
- 38 Johann von Besser (1654–1729), Dichter. Vom brandenburgischen Kurfürsten und späteren König Friedrich I. (1657–1713) zum Hofrat und Zeremonienmeister ernannt, wurde Besser nach Friedrichs Tod entlassen und lebte ab 1717 als Geheimer Kriegsrat und Zeremonienmeister am Hof Augusts des Starken in Dresden.
- 39 Über die Bilder berichtete auch der pietistische Basler Theologe Hieronymus Annoni (1697–1770), der die Bibliothek der Deutschen Gesellschaft 1736 besucht hatte; vgl. Johannes Burkhardt, Hildegard Gantner-Schlee, Michael Knierim (Hrsg.), Dem rechten Glauben auf der Spur. ... Das Reisetagebuch des Hieronymus Annoni von 1736, Zürich 2006, S. 215.
- 40 Albrecht von Haller (1708–1777), Dichter, Arzt, Naturwissenschaftler, 1736–53 Professor für Medizin und Botanik in Göttingen. Hürner besuchte ihn mehrfach während seines Aufenthalts in Göttingen im September 1737. In ausführlichen Notaten wies Hürner auf Hallers Heimweh, seine Beliebtheit bei der Regierung und auf seine unhöfliche Direktheit hin. Nach Hürners Beobachtung war Haller über seine Gegenwart trotz äußerlicher Freundlichkeit nicht erfreut, da »er fürchtete, ich entdecke ihmé sachen die ihmé eben keine ehre machen ... Er hat nur 7 Zuhörer, und mir sagte er er habe 30; das ist wahr. er ist der beste in seiner facultät, aber nach seinen übrigen reden muß der vortrag außerordentlich schlecht seýn, dieser wenige ruhm und kleine frequenz macht, daß er mich gar nicht nach göttingen wünscht sondern, da ich sagte ich komme vielleicht gen Göttingen, sagte er kein wort darauff, bey dem abschied nur, wan ich nach haus komme, solle ich seiner zu gutem gedenken«. Hürner, Tagebuch, S. 170.
- 41 Gottsched hatte Hallers »Versuch Schweizerischer Gedichten« von 1732 wohlwollend rezensiert, aber auch empfohlen, schweizerische Provinzialismen zu tilgen. Anlässlich der Zusendung der 2. Auflage von 1734 erklärte Haller, er sei Gottscheds »Correctionen willigst gefolget«; Gottsched, Briefwechsel 3 (Abk.), S. 295, Z. 6.
- 42 Vgl. das Verzeichnis der Ausgaben in: Albrecht von Haller, Gedichte, hrsg. von Ludwig Hirzel, Frauenfeld 1882, S. 239–274.
- 43 Johann Ulrich König aus Esslingen (1688–1744), Dichter, Hofpoet und Zeremonienmeister am Hof in Dresden; vgl. Gottsched, Briefwechsel 1 (Abk.), S. 494 f.
- 44 Dies entspricht dem umgangssprachlichen »gehupft wie gesprungen«, bedeutet also, dass es gleich ist, ob Schweizer oder Schwabe.

Es sind an dem schwarzen bret so viel Lectiones angenaglet, daß es fast <scheint>, daß ein jeder Bursche seinen eigenen Magistrum habe. Ich habe neben den juristischen Lectionen keine von Theologischen mehr gesehen als aber homiletico theoretico practicæ. alles will nach der mode predigen.

H. Gottsched sagte mir noch: Ich hab lang den vorsaz nicht gehabt, deütsch zu lernen, Ich fiel von ungefehr darauf, als ich die bibel las. Ich hab funden daß die preüßen und die schweizer viele gemeine worte und redensarten habe. Ich sagte ihm: es sollte scheinen, das wäre die rechte mundart, welche auf beÿden extremitäten beobachtet wird. er meinte: medium tenuere beati.<sup>45</sup>

[Am Rand: 2. (Mai)] H. Börner<sup>46</sup> hate grausam viel zu thun, und viele audienzen, ehe wir ihn sprechen könnten. Denoch gieng es an. Wir wurden vor allen anderen hinein vocirt blieben aber länger nicht als 5 minuten. Er hate H. du mont<sup>47</sup> seinen Brief, dadurch er mich recommendirt, entschlossen, und bezeugte viel wolgefallen deßwegen.<sup>48</sup> H. du mont hatte ihm von mir geschrieben, ich reise nur, damit ich desto habilitirter werde bald eine Profession zu bedienen, und ich seÿ ein moderater Theologus, und er soll mich lassen in ihre versammlung oder colloquia privata eintreten. H. Börner ist kein Mann von vielen Worten. Er sagte nichts, offerirte seine Dienste, und begleitete uns biß zu underst auf die treppen. 197 | 198

[Am Rand: Maj 2.] H. Klausing<sup>49</sup> ist ein alter redlicher Mann, der es gut mit dem Herren und seiner sache meint. Wir blieben beÿ ihm zwey stunde lange. Er fieng an recht zu <bangen> von dem Wolfe er sagt. das ist jez gleichsam eine sündflut, die uns zur strafe von dem Herren verhenget wird.<sup>50</sup> Wo bleibt die freÿheit wenn alles nothwendig ist,<sup>51</sup> Wo bleibt gesez und

45 Die Glücklichen bewahren die Mitte; vgl. Hans Walther, Paul Gerhardt Schmidt (Hrsg.), *Proverbia sententiaeque latinitatis medii aevi*, Band 2, Göttingen 1964, Nr. 14571.

46 Christian Friedrich Börner (1683–1753), 1707 Professor der Moral, 1708 der griechischen Sprache, 1710 außerordentlicher, 1713 ordentlicher Professor der Theologie in Leipzig; vgl. Hein, Junghans (Abk.), S. 173.

47 Gabriel Dumont (1680–1748), 1704 Pfarrer der französisch-reformierten Gemeinde in Leipzig, 1721 Pfarrer in Rotterdam; vgl. Die Pfarrer der Evangelisch-reformierten Kirche zu Leipzig, in: Hans-Jürgen Sievers (Hrsg.), In der Mitte der Stadt. Die Evangelisch-reformierte Kirche zu Leipzig von der Einwanderung der Hugenotten bis zur Friedlichen Revolution, Leipzig 2000, S. 155–170, hier S. 156 f.; Kirchhoff (Abk.), S. 334–336. Hürner hatte Dumont in Leiden getroffen und in Rotterdam besucht; vgl. Hürner, Tagebuch, S. 50 und 122.

48 Hürner hatte Dumont zuletzt am 24. Juni 1737 besucht. Der Text der einzelnen jeweils auf den Empfänger abgestimmten Empfehlungsschreiben Dumonts an Johann Christian Clodius (Erl. 465), Börner und Johann Jakob Mascov (Erl. 81) ist im Tagebuch festgehalten: »H. du Mont hat mir so vortreffliche recommendations gegeben auf Leipzig, daß ich keine moment für beßer kan angewendt haben als beÿ ihm; Er schreibt an h. Clodius. Monsieur Hurnius, Suisse d'un rare merite qui a sejourné a Leyden, pour y entendre Monsieur le Celebre Schultens sera charmé de vous connoître; et je suis persuadé, que vous vous ferés un sensible plaisir de lui rendre service. Je vous en auroy Monsieur cette singuliere obligation. an h. Mascou: Mon fils a eu l'honneur de connoître a Leyden Monsieur Hurnius, Theologien Bernois, moderé, savant, et pieux, qui se propose de passer quelque mois dans vòtre université. Permettés moi Monsieur de vous recommander un si digne Sujet, qui ne voyage que pour se mettre de mieux remplir une chaire de Professeur a son retour dans sa Patrie. An herr Theologus Boerner: Si Monsieur Hurnius Bernois, qui doit visiter les principales académies protestantes avant que d'obtenir une Chaire de Professeur dans sa Patrie, pouvoit quelques fois assister a vos savantes conferens, durant le séjour, qu'il se propose, de faire a Leipzig il profiteroit avec <acidité> d'un honneur, qui ne sauroit qu'etre infinitement utile a ses <desseins>. Sa douceur son jugement, et son savoir m'ont charmé; Il le sera beaucoup a coup sur, Monsieur, de vòtre conversation, et je vous seray obligé de sa protection, dont vous voudrás le favoriser.« Hürner, Tagebuch, S. 133. Aufzeichnungen über einen Besuch bei Clodius liegen nicht vor.

49 Heinrich Klausing (1675–1745), 1704 außerordentlicher Professor der Mathematik in Wittenberg, 1707 Professor der Moral, 1712 der Logik und Metaphysik in Wittenberg, 1719 Professor der Theologie in Leipzig; vgl. Hein, Junghans (Abk.), S. 223.

50 Über Klausing als Gegner Wolffs vgl. Döring, Philosophie (Abk.) und das erwähnte Pfingstprogramm (Erl. 497).

51 Nach dem für Wolffs Philosophie universal gültigen Satz vom zureichenden Grunde ist jedes Geschehen, Denken und Wollen von Gründen bestimmt. Wolffs Gegner haben daraus den Schluss gezogen, dass damit die Freiheit und die Verantwortlichkeit des Menschen für sein Tun aufgehoben seien.

belohnung. Die definition Gottes<sup>52</sup> können Spinoza<sup>53</sup> und alle fanatici<sup>54</sup> annehmen. Alle mysteria<sup>55</sup> werden schlechterdings geläugnet. Diese leüte bekommen diesen saz in den kopf alles hat seinen zureichenden grund. und den zu erforschen ist es möglich. Daher fragte ich einen ob er die mysteria glaubte. Er antwortete: nein. Ich sagte ihm: warum er dann in die Collegia komme. Antw. er werde in dem Consistorio<sup>56</sup> examinirt, und er müsse doch auch wißen was die Theologi sagen. Ich habe etlichen übeln in dieser academie vorgebeügt: aber für dieses übel weis ich keinen rath. Was ist doch ein monas.<sup>57</sup> Es kommt zulezt dahinaus, daß diese leüte alle geister läugnen. Wir haben es noch können erwehren, daß die Professores die Wolffianische Philosophie nicht dociren, die h. Theologi sind. Unsere academie ist in gröserem ansehen, als sie verdient. Es ist gar zu ein kleiner numerus burschen; 600 sind Praeceptores. Die reichen leben pour plaisir, und von denen, die Collegia hören, haben so viele besondere Doctores, daß die zahl gar klein ist. Es sind in den 3 facultäten über 300 Doctores, die alle auditores haben. Das ist ein großes übel in der Welt. Da kamen wir auf die union.<sup>58</sup> Der unterscheid ist gar zu groß und betrifft die fundamenta. Wer mit uns communiciren will, der muß unser meinung seÿn; das will sagen: wir geben keinem reformirten S. C.<sup>59</sup> ehe er sich zu <unser> Communion bekant. Im articul de S. C. können wir nicht anders als sagen, die manducatio seÿ sacramentalis, es seÿ nicht nur ein signum.<sup>60</sup> Strimesius<sup>61</sup> und holzfuhs<sup>62</sup> haben imer gesagt, es seÿ eine

52 »Und demnach kan man sagen, in soweit man GOtt aus der Betrachtung der Welt erkennet und einen Begrif suchet, daraus das übrige sich herleiten lässt: GOtt sey das Wesen, welches alle Welten, die möglich sind, auf einmahl in der allergrösten Deutlichkeit vorstelle.« Christian Wolff, Vernünftige Gedancken Von Gott, Der Welt und der Seele des Menschen, Auch allen Dingen überhaupt, Neue Auflage, Halle 1751 (= Wolff, Gesammelte Werke I, 2), § 1069; vgl. das gesamte Kapitel 6 dieser als Deutsche Metaphysik bezeichneten Schrift Wolffs, die erstmals 1720 erschienen ist.

53 Baruch Spinoza (1632–1677), jüdisch-niederländischer Philosoph; wegen seines nichtpersonalen Gottesbegrif- fes galt er bis zum Spinozastreit der 1780er Jahr als Atheist. Wolff wurde von seinen Gegnern häufig mit dem Vorwurf konfrontiert, Spinozist zu sein, weniger jedoch in Bezug auf die Gotteslehre als vielmehr wegen seines philosophischen Verständnis von Freiheit und Notwendigkeit; vgl. Rüdiger Otto, Studien zur Spinozarezeption im 18. Jahrhundert (Europäische Hochschulschriften 23, 451), Frankfurt am Main, Berlin, Bern, New York, Paris, Wien 1994, S. 136–148.

54 Als Fanatiker wurden auf seiten der Amtskirche Personen bezeichnet, die die Kenntnis und Gnade Gottes nicht durch Bibel, Sakrament und Amt, sondern durch ein inneres Licht vermittelt sahen.

55 Gemeint sind Offenbarungswahrheiten wie die Trinitätslehre und die Lehre von der Menschwerdung Gottes in Jesus Christus.

56 Die Konsistorien übten in den evangelischen Territorien als Kirchenbehörde die Aufsicht über Lehre und Disziplin der Geistlichen aus.

57 Vgl. dazu Gottfried Wilhelm Leibniz, Monadologie (Reclams Universal-Bibliothek 7853), übersetzt und hrsg. von Hartmut Hecht, Stuttgart 1998, S. 45.

58 Gemeint ist die Union zwischen den Kirchen der Reformation, wie aus den folgenden Ausführungen hervorgeht. Das in den Leipziger Aufzeichnungen häufig wiederkehrende Thema stellte sich, da Hürner reformierter oder calvinistischer Theologe war, Klausing hingegen und die meisten anderen in Leipzig besuchten Personen Lutheraner.

59 Sacram Coenam, das heilige Abendmahl.

60 Die Frage, ob mit Brot und Wein Christi Fleisch und Blut im Abendmahl real oder nur zeichenhaft und geistlich genossen werden, gehört zu den großen Streitthemen zwischen lutherischem und reformiertem Bekenntnis. Im Artikel »Vom heiligen Abendmahl« der Konkordienformel, dem 1580 in Kraft gesetzten Bekenntnisbuch des Luthertums, wird diese Differenz ausführlich behandelt und die von Klausing vertretene Realpräsenz proklamiert.

61 Samuel Strimesius (1648–1730), reformierter Theologe, seit 1674 verschiedene Professuren, 1696 ordentlicher Professor der Theologie in Frankfurt an der Oder. Strimesius setzte sich für die Union der Reformationskirchen ein und betonte, daß in vielen Punkten, namentlich im Verständnis des Abendmahls, zwischen Lutheranern und Reformierten Übereinstimmung bestehe.

62 Barthold Holtzfuß (1659–1717), seit 1685 verschiedene Professuren, 1698 ordentlicher Professor der Theologie in Frankfurt an der Oder. Sein *Tractatus theologicus de praedestinatione* von 1702 zielte auf die Vereinigung der Protestanten und erregte deshalb Aufsehen; vgl. Zedler 13 (1735) (Abk.), Sp. 697.

präsentia realis, aber zulezt kam es herauß daß sie nur eine präsentiam spiritualem statuirten. Ich forderte von H. Clausing nur daß man uns toleriren und den Elenchum nominalem<sup>63</sup> nicht gebrauchen solle; Er sagt, das seye unmöglich, und der Elenchus nominalis sey, daß man uns Calvinisten nenne. Das können wir ja wol tragen. Wir können also nichts nachgeben, und ihr wollt auch nicht; ihr haltet zwar mehr zutrauen zu uns als wir zu eüch. aber warum wollt ihr nicht die invariata<sup>64</sup> underschreiben. Da doch nichts darinn ist, das ihr nicht nach euer meinung auslegen könet.

Der König in Preußen<sup>65</sup> ist gar zu ein harter Herr. Man hat dergleichen niemahl gesehen. Das ist ein eingrif in alle rechte.<sup>66</sup> H. Reinbek<sup>67</sup> sollte ihme doch dieses sagen. Man sagt er werde den reformirten befehlen hostien zu haben.<sup>68</sup> Mit simonetti<sup>69</sup> spielte er einen besonderen tour. Die Abtisin von Quedlinburg<sup>70</sup> hat das ius eligendi und confirmandi. Da er superintendent wurde, ließ ihm der berlinische hof sagen, daß er nach Berlin kommen sollte die con- 198 | 199 [Am Rand: Maj 2] ffirmation zu holen. Die äbtissin hatte ihm aber schon zuvor beeidiget es nicht zu thun. Er kommt dan auf leipzig ein Consultum über drey fragen zuholen:<sup>71</sup> ob er solle resigniren: oder nach Berlin gehen; oder alles über sich ergehen lassen solle. Die facultät antwortete das lezte, denn die äbtissin wollte ihn des eýds nicht entlaßen. Er that es und da wurd er auf Magdeburg in die citadell<sup>72</sup> gesezt. Ich forderte H. Klausing 2 Dissertationes ab: De martyriis affectatis<sup>73</sup> und de αὐτοχειρια martyrum.<sup>74</sup> Er sagt er hab sie nicht mehr.

63 Elenchus heißt Widerlegung, Gegenrede. Das officium enlenchiticum der Theologen bestand darin, Lehrabweichungen öffentlich anzuzeigen und zu widerlegen. Elenchus nominalis bedeutet, dass eine Lehrabweichung mit einem Begriff belegt wird, der innerhalb einer Religionsgemeinschaft als Ketzerbegriff in Geltung steht.

64 Philipp Melanchthon (1497–1560) hatte an der 1530 vor dem Reichstag in Augsburg vorgelegten evangelischen »Confessio augustana« Veränderungen in der Erklärung des Abendmahls vorgenommen, um das innerprotestantische Religionsgespräch zu fördern. 1574 kehrte man in der »Confessio invariata« zur früheren Version zurück.

65 Friedrich Wilhelm I. (1688–1740), 1713 König in Preußen.

66 Der König, der dem reformierten Bekenntnis angehörte, hat 1736 und 1737 Edikte erlassen, die die traditionellen lutherischen Kirchenzeremonien, z. B. das Singen von Epistel, Evangelium und Segen, verboten. Damit sollten lutherischer und reformierter Gottesdienst in seinen Landen angeglichen werden; vgl. Wolfgang Gericke, Glaubenszeugnisse und Konfessionspolitik der Brandenburgischen Herrscher bis zur Preußischen Union 1540–1815 (Unio et confessio 6), Bielefeld 1977, S. 58; detaillierte Angaben in Gottsched, Briefwechsel 5 (Abk.), Nr. 32.

67 Johann Gustav Reinbeck (1683–1742), 1717 Propst an der Peterskirche in Cölln an der Spree. Der lutherische Theologe Reinbeck war zunächst vom halleschen Pietismus geprägt, genoss das Ansehen des Königs und entwickelte sich seit 1723 zu einem Verteidiger der Philosophie Christian Wolffs, für dessen Wiederanerkennung und Zurückberufung nach Preußen er sich erfolgreich einsetzte.

68 Im reformierten Abendmahl wurde und wird Brot gereicht; den Gebrauch von Hostien im lutherischen Abendmahl betrachteten die Reformierten als Relikt des Papsttums.

69 Christian Ernst Simonetti (1700–1782), 1736–1738 Oberhofprediger und Superintendent in Quedlinburg, 1738 Professor der Philosophie in Göttingen, 1749 in Frankfurt an der Oder; vgl. Pfarrerbuch der Kirchenprovinz Sachsen, Band 8: Biogramme Schr-To, Leipzig 2008, S. 266 f. Zum Verlauf der Auseinandersetzungen um Simonetti im Jahr 1738 vgl. Johann Heinrich Fritsch, Geschichte des vormaligen Reichsstifts und der Stadt Quedlinburg, 2 Teile, Quedlinburg 1828, S. 86–90.

70 Marie Elisabeth von Holstein-Gottorf (1678–1755), 1718 bis 1755 Äbtissin des Stifts Quedlinburg.

71 Zur Gutachtertätigkeit der Leipziger Juristenfakultät vgl. Erl. 411.

72 Die zur militärischen Sicherung des Elbübergangs im ausgehenden 17. Jahrhundert angelegte Zitadelle diente zugleich als preußisches Staatsgefängnis.

73 Eine Dissertation Klausings unter diesem Titel konnte nicht ermittelt werden; vgl. aber Heinrich Roth (Praes.), Johann Heinrich Teuber (Resp.), De Martyriis Affectatis, Disputatio Moralis, Wittenberg 1709 (Disputation am 9. Februar 1709). Die Dissertation wurde in Wittenberg geschrieben und gedruckt, als Klausing dort Professor der Moral war.

74 Heinrich Klausing (Praes.), Henricus Cornelius Hecker (Resp.), De Autoχειρια Martyrum, Leipzig 1720 (Disputation am 29. Oktober 1720).

Sein sohn<sup>75</sup> habe eine Collection gemacht seiner vornehmsten Dissertationen, allein sie liegen daunden; Er seÿ als magister vor 8 Jahren gestorben und es werde ihm noch wehe, wenn er über seine sachen gehe.

[Am Rande: 4. (Mai)] H. Coste<sup>76</sup> hatte gar zu eine miserable predig, kein Bramin oder der Keiser in Indien kan schlechter predigen. Er hate den text: halte friedens mit jedermann Rom. 13.<sup>77</sup> aber anstat seine materie auch auf das wenigste Christlich zu tractiren, sagte er nur von denen, die da sagen, daß sie ihrem fründe zeigen wollen, daß sie sich nicht von ihme scheren lassen wollen. Niemand war damit zu frieden. Dieser Mann ist ein Mathematicus<sup>78</sup> ein Mann der äußerst politisch ist, aber die Conversation nicht liebt, auch mit denen Lutherischen nichts zu thun haben will. Er hate eine partheÿ underhand, die da 120000 thl. hate, die ihm ihr oheim angetragen. allein der andere oheim schlug auß, man gab dem Coste 6000 thlr. und die Jungfr. war an einen berlinischen Kammerjuncker verheÿrathet.<sup>79</sup>

H. Gaillard tractirte mich bürgerlich, aber fründlichst, und mit einem fluß von wein, er ist ein redlicher Schweizer, der rechte aufrichtigkeit hat.

Die leute die in der Kirche waren, sind alle wol aufgepuzt, aber keine partheÿ von großem ansehen.

Wir waren auf der promenade<sup>80</sup> die gewiß artig sind, und viel 1000 personen in sich faßeten. Wir waren auch auf dem dorfe, wo sie viele leütthe in den krügen seÿn. Ich machte gleich gute freundschaft mit den burschen; das sind verzweifelte großsprecher, die zahl der bursche belauft sich ihnen auf 6000 die Doctores und Magistri 1000. aber sie sagen ein mittelmäßiger Bursche müste hier crepiren. einen mittelmaßigen nennen sie einen der 200 thr zu verzehren hat, und keine Beneficia genießen will. allein die keinen groschen haben, haben Stipendia, das Convictorium, und unterweisungen, die alles dieses nicht haben, sind von gutthätigen leuten underhalten, wie mir selber einer gestunde; mit dem allem haben sie schläufe an dem Kleid, und sind wol gezogen; haben artige manieren 199 | 200

75 Heinrich Gottlieb Klausing (1711–1732), 1727 Studium in Leipzig, 1732 Magister.

76 Pierre Coste (1697–1751), 1721 Pfarrer der französisch-reformierten Gemeinde in Leipzig; vgl. Die Pfarrer der Evangelisch-reformierten Kirche (Erl. 47), S. 157; Kirchhoff (Abk.), S. 212–214, 338; Literaturangaben zu Coste in: Le livre du recteur de l'Academie de Genève. Notices biographiques des étudiants, A–C, Genf 1966, S. 569.

77 Römer 12, 18. Druck unter dem Titel »De la paix« in: Pierre Coste, Sermons, 3. Teil, Dresden (o.J.), S. 490–506 bzw. »Vom Frieden« in: Pierre Coste, Predigten, 3. Teil, aus dem französischen übersetzt von Christian Gottlob Köllner, Leipzig 1756, S. 506–522. Die in der vierbändigen Sammlung bzw. ihrer Übersetzung gedruckten Predigten Costes sind zwar nicht datiert, aber die Predigt zum genannten Römerbrieftext entspricht genau der Charakteristik Hürners.

78 Coste hatte in Genf zunächst Philosophie und Mathematik studiert, bevor er zur Theologie überwechselte. Eine seiner zwei bei Lebzeiten veröffentlichten Schriften ist wissenschaftstheoretischer Natur: *Les Principes de la Science et des Mathématiques*, Leipzig 1750.

79 Über den Vorgang und die beteiligten Personen konnte nichts ermittelt werden. Coste hatte 1732 Esther Laserre geheiratet, sie starb am 2. März 1734 im Alter von 25 Jahren, ihr gemeinsamer Sohn Jean, der am 22. Februar geboren worden war, starb am 6. August 1734; vgl. Johannes Hohlfeld, *Leipziger Geschlechter 3: Die Reformierte Bevölkerung Leipzigs 1700–1875*, Leipzig 1939, S. 106, Nr. 355.

80 Vgl. die Abbildung und die Beschreibung der im 1. Viertel des 18. Jahrhunderts angelegten Promenade in: Gustav Wustmann, *Bilderbuch aus der Geschichte der Stadt Leipzig für Alt und Jung*, Leipzig 1897 (Nachdruck: Leipzig 1990), S. 102.

[Am Rande: Mai] H. Mascau<sup>81</sup> so berühmt er auch immer ist, hat dennoch den beýfall nicht, den er verdient. In seinen Lectionen citirt er gar nichts sondern redt nur aus dem Verstand: Hingegen H. Gramm<sup>82</sup> der ein großer publiciste ist, gibt sich mühe seine fontes anzubringen.

[Am Rande: 5. (Mai)] H. Deyling<sup>83</sup> ist ein Mann, der nicht viel einnehmendes hat, er redt mit roher und geschwinder stimme, sieht saur drein, aber wenn er seinen Mann findet, so unterhaltet er sich lange genug mit ihm. Er unterhielt uns 1 stund. er frägt zuerst alles aus. über holland, über die Theologos. Es ist zu bedauern, daß jez nicht mehr so viele Interpretes und Philologi in Holland sind. Es hat gar zu sehr abgenommen, und daß sie noch Cocceianer<sup>84</sup> sind. Die typi sind lauter träume Wir distinguiren inter typos illatos und innatos; Er frug mich um meinen Vatter, meine Verwandte &c. und meinen zustand. Unseren zustand in der Schweiz hat er vortrefflich inne und weiß alle unsere interesses gleich als ob er ein staatsman von Bern wäre. Ich kan mich nicht genug verwundern warum die Genever so toll inn Kopf sind, und den König in Frankreich<sup>85</sup> zum Garant machen wollen.<sup>86</sup> Wir die wir solches lesen denken, ob denen leüten die freyheit zur last sey.<sup>87</sup> Wir wünschten gerne daß die schweiz bliebe wie sie ist; Ihr da ihr könnet alle wißenschafften und sprachen und auch das französische in eürem land lehren habt uns fremde nicht vonnöhnten. Geht beý eüch der Wolffianismus auch an? Ja: Dieses wird den Cocceianismum vertreiben. Ja ein teüfel vertreibt den anderen.<sup>88</sup> Der naturalismus wird empor kommen welches ist jez der ärgere teüfel: Ich sagte ich könne ihr Hochwürden iez nicht gewiß determinieren, welcher der ärgere teüfel sey. Man sage <ein Jeder> teüfel

81 Johann Jakob Mascov (1689–1761), Historiker und Jurist, 1719 außerordentlicher Professor der Rechte in Leipzig und Mitglied des Ratsherrenkollegs, 1732 Hof- und Justitienrat, 1735 Leiter der Leipziger Ratsbibliothek, 1737 Leipziger Stadtrichter, 1741 städtischer Prokonsul. Mascov genoß gleichermaßen als akademischer Lehrer, Kenner des Reichsstaatsrechts und als Geschichtsschreiber hohes Ansehen; vgl. Huttner (Abk.), S. 119–121 u. ö.

82 Vermutlich Hans Gram (1685–1748), 1714 Professor der griechischen Sprache an der Universität Kopenhagen, 1730 königlich-dänischer Historiograph und Bibliothekar, 1731 Archivar. Gram unterhielt eine ausgedehnte Korrespondenz mit europäischen Gelehrten und war wissenschaftsorganisatorisch erfolgreich. Hürner hatte u. a. in Helmstedt von Rudolph Anton Fabricius (1701–1772, 1734 ordentlicher Professor der Philosophie in Helmstedt) Informationen über Gramm bezogen; vgl. Hürner, Tagebuch, S. 182.

83 Salomon Deyling (1677–1755), 1721 Superintendent und außerordentlicher, 1722 ordentlicher Professor der Theologie in Leipzig; vgl. Hein, Junghans (Abk.), S. 185 f.

84 Anhänger von Johannes Cocceius (1603–1669), 1636 Professor für hebräische Sprache, 1643 für Theologie in Franeker, 1650 in Leiden. Cocceius' Föderaltheologie unterstellt Bundesschlüsse zwischen Gott und Mensch, die in den Schriften der Bibel zum Ausdruck kommen. Da die Einheit Gottes die Zusammengehörigkeit der biblischen Ereignisse garantiert, können verschiedene Ereignisse aufeinander verweisen. Die typologische Schriftauslegung, auf die Deyling im folgenden Satz zu sprechen kommt, versteht unter dieser Voraussetzung geschichtliche Personen und Ereignisse als »Typen«, d. h. vorbildliche Darstellungen, kommender vollkommerner Entsprechungen. Cocceius interpretierte zahlreiche alttestamentliche Tatsachen als Verweise auf Christus und war damit anregend für die barocke Typologie; vgl. Die Religion in Geschichte und Gegenwart, Band 6, Tübingen, 3. Auflage, 1962, Sp. 1095–1098 (zur Typologie) und Band 1, Tübingen, 3. Auflage, 1957, Sp. 1841 f. (zu Cocceius). Die Zeitgenossen registrierten infolgedessen den Gebrauch der typologischen Theologie als besonderes Merkmal der Cocceianer; vgl. Zedler 45 (1745) (Abk.), Sp. 2183–2189, 2184.

85 Ludwig XV. (1710–1774), 1715 König von Frankreich.

86 Nach schweren Auseinandersetzungen zwischen Genfer Bürgerschaft und Regierungsaristokratie wurde in der »Mediation« vom 7. April 1738 eine einvernehmliche vertragliche Regelung gefunden. Gleichzeitig wurde in Flugschriften über den (un)angemessenen Anteil Frankreichs an den Vertragshandlungen gestritten, vgl. Johannes Dierauer, Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft, Band 4, Gotha, 2. verbesserte Auflage, 1921, S. 356 f.

87 Über die Genfer Unruhen informierten die »Leipziger Zeitungen«. Dort wurde beispielsweise die Auffassung kolportiert, dass die öffentliche Ruhe nur zu sichern sei, »wenn der König von Frankreich die Republic unmittelbar in seinen Schutz nähme«. Leipziger Zeitungen 15. April 1738, S. 240, vgl. auch 1. Mai, S. 280.

88 Vgl. Matthäus 9, 34; Matthäus 12, 26 f.; Markus 3, 22 f.

sey [ein]<sup>89</sup> lügner, und also komme es in eins. Dennoch seye das menschl. geschlecht so daß es gern abwechsle; und ich zweifle gern nicht der ein liebhaber von teüflen ist, werde des alten teüfels überdrüßig und einen neuen hineinrufen.

H. Kapp<sup>90</sup> h. t. Pror.<sup>91</sup> das ist ein rechter, so ein französisch und geschwind genic hab ich noch auf meinen reißen nicht gesehen. Das ist gewiß <e.> subtiler kopf. Er sahe bald was mit H. Schlater und was mit mir wär.<sup>92</sup> Er sagte er woll mir nicht in mein buch schreiben, so daß er abschied nehme,<sup>93</sup> sondern er wolle mich mehr sehen; Er ist sehr ungenirt er nimt zinsen ein weil wir da sind &c. Die union kan nicht angehen, so lang die formula concordiae<sup>94</sup> und der synodus von dordrecht<sup>95</sup> bleibt. Im übrigen sind die formulæ nur formulæ doctrinæ, die nicht zum glauben zwingen. aber eütere [formula]<sup>96</sup> consensus<sup>97</sup> hält doch viele Dinge in sich die

89 Hürner schreibt: es.

90 Johann Erhard Kapp (1696–1756), 1727 außerordentlicher, 1731 ordentlicher Professor der Beredsamkeit in Leipzig.

91 hujus temporis bzw. hoc tempore Prorektor. Kapp war Rektor des Sommersemesters 1738.

92 Michael Schlatter (1716–1790). Schlatter stammte aus St. Gallen und hatte später maßgeblichen Anteil an der kirchlichen Organisation der deutschsprachigen Reformierten in Pennsylvania. Er wurde am 27. Dezember 1736 in Leiden immatrikuliert, schon am 6. Januar 1737 notierte Hürner: »Ich habe einen guten fründ an h. Schlatter bekommen, ein junger Theologus, der anweisung vonnöhnen hat, mir compagnie und diensten leistet, ia bej dem ich läut denken kan, welches eine große gutthat ist, wan man nicht alle seine gedanken verschlukken muß.« Hürner, Tagebuch, S. 69. Hürner wurde Schlatters Mentor, hatte aber mit seinen Erziehungsbemühungen keinen dauerhaften Erfolg, am 19. Dezember 1737 schrieb er entnervt in sein Tagebuch: »Ich habe mich H. Schlatters endlich entschüttet, er giengt nach keinem meiner regeln, nahme seine stunden unfeißig, und wurde verdrüßig über alle meine ermahnnungen; Ich habe daher ohne <einiche> erinnerung das gouverneur amt niedergeleget, ich tractiere ihn als einen freünd.« Hürner, Tagebuch, S. 183. Gleichwohl unternahmen Schlatter und Hürner alle weiteren Aktivitäten gemeinsam. Hürners Tagebuch ist folglich eine wertvolle Quelle für die Studienzeit Schlatters, die bislang gänzlich im Dunklen liegt; vgl. Marthi Pritzker-Ehrlich, Michael Schlatter von St. Gallen (1716–1790), eine biographische Untersuchung zur schweizerischen Amerika-Auswanderung des 18. Jahrhunderts, Zürich, Universität, Philosophische Fakultät I, Dissertation, 1981, S. 23 f. Erst in St. Gallen trennten sich ihre Wege, nachdem Hürner den gesamten August 1738 dort verbracht hatte und von Schlatters Familie sehr wohlwollend aufgenommen worden war; vgl. Hürner, Tagebuch, S. 305–314. Schlatters Stammbucheintrag bringt die Verbundenheit zum Ausdruck: »Semper inobliga repeatam Tua Munera Mente,/ et mea me tellus audiet esse tuum./ Viro reverendo, Amico suo integerrimo, atque Socio in Itinere gratissimo in Perennis gratitudinis ac devotæ mentis Tesseram adposuit. Michael Schlatter Sangalli D. 26. Augusti/ 1738.« Hürner, Stammbuch (Abk.), S. 54.

93 Kapps Stammbucheintrag mit dem Spruch »Recte faciendo neminem timeas erfolgte am 5. Mai; Hürner, Stammbuch (Abk.), S. 51. Die Worte besagen also nicht, dass Kapp sich noch nicht eintragen, sondern dass er seinen Eintrag nicht als Abschied verstanden wissen wollte.

94 Nach einer Reihe von Lehrstreitigkeiten reformatorischer Theologen des 16. Jahrhunderts wurde durch die Konkordienformel von 1577 (veröffentlicht 1580) die für die lutherische Kirche verbindliche Lehre formuliert.

95 In der Synode von Dordrecht vom 13. November 1618 bis 29. Mai 1619 versammelten sich die reformierten Kirchen der Niederlande und des Auslands, um die Auseinandersetzungen zwischen liberaleren Arminianern und der strengen calvinistischen Orthodoxie zu beenden. Dank der Mehrheitsverhältnisse obsiegte die orthodoxe Partei, die künftig auch die Hochschulen des Landes beherrschte. Zu den Beschlüssen gehört die Festsetzung der calvinistischen Lehre von der doppelten Prädestination, nach der Gott aus freiem Entschluss – und nicht in Voraussicht ihres künftigen Verhaltens – die Menschen zur Seligkeit oder zum Verderben bestimmt hat. In dieser wie in anderen Auffassungen bestehen deutliche Gegensätze zur lutherischen Theologie.

96 Hürner schreibt: formula.

97 Die »Formula Consensus Ecclesiarum Helveticarum Reformatarum circa doctrinam de gratia universalis«, die letzte altreformierte Bekenntnisschrift, wurde 1675 verabschiedet. Sie bekräftigt die Auffassung, nach der Gott schon vor der Schöpfung eine ausgewählte Anzahl von Menschen zum Heil erwählt hat und nach der die Erlösungstat Christi nicht allen Menschen, sondern nur diesen Ausgewählten gilt. Damit war ein entscheidender Gegensatz zur lutherischen Auffassung konserviert. Allerdings war die Geltung der »Formula« in der reformierten Kirche umstritten; vgl. Rudolf Pfister, Kirchengeschichte der Schweiz, Band 2, Zürich 1974, S. 490–498; Max Geiger, Die Unionsbestrebungen der schweizerischen reformierten Theologie unter der Führung des helvetischen Triumvirates, in: Theologische Zeitschrift 9 (1953), S. 117–136, besonders S. 128 f.

wunderbar sind. Von den vocalen von den accenten.<sup>98</sup> H. Mosheims Kirchenhistorie<sup>99</sup> ist die beste die man noch heutigs tags hat. Es ist ein compendium von vielem werth, ein und anders aus den Italienischen sachen müste man suppliren. Aber was hat er gesagt, wenn er zu unseren controversen kommen ist? <sup>100</sup> Antw. er gibt immer beyden theilen 200 | 201 [Am Rande: Maÿ] unrecht zu dem ist die historie die gelegenheit nicht controversien zu tractiren. Ich hab einen streit gehabt mit dem alten H. vd Hardt.<sup>101</sup> Ich recensirte in den actis<sup>102</sup> seine schriften, und man kan gewiß nicht allezeit ohne crisin seine schriften recensiren. Ich sagte ihm. er habe mir gesagt: wenn wir uns an H. Professor addressiren könnten,<sup>103</sup> so wurde er uns alle raritäten zu sehen offeriren. Da war er gekizlet. offerirte seine Bibliothec. und seinen Diener zuschiken zu allen denen, die etwas rares hätten. Wir sollen nur sagen, wir sejjen schweizer, wir reisen aus holland. O des unvergleichlichen Mans. Wer thäte das bey uns. H. altman<sup>104</sup> hat Tempe<sup>105</sup> geschrieben, es wolte sich einer drüber machen und eine Crisin schreiben Tempen; ist er allein der Editor. der Werthheimer<sup>106</sup> will einen Catalogum seiner authoren und der schriften und

98 Vermutlich kommt man auf dieses Thema, weil es Teil der »Formula Consensus« ist: In ihren Canones 1–3 wird die Inspiration, also die von Gott unmittelbar bewirkte Eingebung des gesamten hebräischen Textes des Alten Testaments, verteidigt. Bereits 1624 hatte der Professor der hebräischen Sprache in Saumur, Louis Cappelus (1585–1658), mit überzeugenden Gründen nachgewiesen, dass die hebräischen Vokalpunkte jüngeren Datums sind und damit die Annahme einer einheitlichen Inspiration entkräftet.

99 Johann Lorenz Mosheim, *Institutiones Historiae Ecclesiasticae Novi Testamenti*. Frankfurt, Leipzig 1726; eine überarbeitete Auflage – »novum fere opus« – erschien 10 Jahre später: Mosheim, *Institutiones Historiae Christianae Antiquioris*. Helmstedt 1737, Bl. a 5; die späteren kirchenhistorischen Hauptwerke Mosheims und weitere Auflagen erschienen erst nach 1738; vgl. Bautz 6 (1993) (Abk.), Sp. 196–204.

100 Die »Institutiones« sind nach Jahrhunderten gegliedert, behandeln innerhalb jedes Jahrhunderts die äußere und innere Geschichte der Kirche, letztere ist wiederum untergliedert nach dem Stand der Gelehrsamkeit, der Dogmenentwicklung, der Gestalt des Ritus und des Gottesdienstes; am Ende jedes Jahrhunderts werden Abspaltungen, Haeresien und Sektenbildungen vorgestellt. Allerdings ist nur die Zeit bis zum 15. Jahrhundert erfaßt, so dass unklar bleibt was Kapp mit »unseren controversen« meint.

101 Hermann von der Hardt (1660–1746), 1690 Professor der orientalischen Sprachen in Helmstedt. Hardt legte umfangreiche Werke zur neueren Kirchengeschichte vor und war vor allem wegen seiner philologisch-historischen Erklärungen des Alten Testaments Anfeindungen und Unannehmlichkeiten ausgesetzt.

102 Gemeint sind die »Acta eruditorum«. Die 1682–1782 erscheinende Gelehrtenzeitschrift (vgl. zum Überblick Andreas Herzog [Hrsg.], *Das literarische Leipzig*, Leipzig 1995, S. 62 f.) enthält bis zum Tod von der Hardts zahlreiche Rezensionen seiner Werke. Die Autoren der Rezensionen wurden nicht genannt.

103 Hürner hatte in Helmstedt von der Hardt gehört und mehrfach aufgesucht; vgl. Hürner, *Tagebuch*, S. 153, 173 und 178 f. Bei dieser Gelegenheit hatte dieser ihm vermutlich den Besuch Kapps nahegelegt.

104 Johann Georg Altman (1695–1758), 1734 Professor der Beredsamkeit und Geschichte, 1735 der griechischen Sprache und der Ethik in Bern, 1757 Pfarrer in Ins.

105 *Tempe Helvetica, Dissertationes atque Observations Theologicas, Philologicas, Criticas, Historicas Exhibens 1 (1735) – 6 (1743)*; vgl. Marti, Erne (Abk.), S. 20 und 142–150. Zum Namen vgl. Ischer (Abk.), S. 74.

106 1735 wurde in Wertheim mit Unterstützung der Grafen von Wertheim eine neue Übersetzung der 5 Bücher Mose veröffentlicht, die wegen ihrer Orientierung an der Philosophie Christian Wolffs und wegen der Abweichung von geltenden exegesischen Annahmen angefeindet wurde: Die göttlichen Schriften vor den Zeiten des Messie Jesus. Der erste Theil worinnen Die Gesetze der Israeliten enthalten sind nach einer freyen Übersetzung welche durch und durch mit Anmerkungen erläutert und bestätigt wird, Wertheim 1735. Nach ihrem Entstehungs- bzw. Druckort wird die Bibelübersetzung als Wertheimer oder Wertheimische Bibel bezeichnet. Infolge einer Anklage beim Reichshofrat in Wien wurden der Übersetzer Johann Lorenz Schmidt (1702–1749) und weitere an der Herstellung der Ausgabe beteiligte Personen inhaftiert und eine Untersuchung eingeleitet; zum Kontext vgl. Spalding, *Seize the Book* (Erl. 166); Ursula Goldenbaum, *Der Skandal der Wertheimer Bibel. Die philosophisch-theologische Entscheidungsschlacht zwischen Pietisten und Wolffianern*, in: Ursula Goldenbaum (Hrsg.), *Appell an das Publikum. Die öffentliche Debatte in der deutschen Aufklärung 1687–1796*, Teil 1, Berlin 2004, S. 175–508.

lebenden gelehrt haben,<sup>107</sup> und ihm geschrieben daß sie sein vorhaben billigen H. Mosheim,<sup>108</sup> und H. Reinbeck<sup>109</sup> sollen auch darunter seyn, und ein hiesiger Theologus.<sup>110</sup> Das wird viel aufsehen machen. H. Clauswitz<sup>111</sup> solle Professor zu Halle werden; Ein Man der kein Chef de parti abgeben wird. Wenn ihr auf Halle kommt werdet ihr kein pietiste werden. Wer ist jez an dem ruder zu Zürich? H. Zimmerman.<sup>112</sup> Der wird wol fortfahren an der prædestination zu arbeiten.<sup>113</sup> H. hottinger hat obschon er ein Unioniste ist hart geredt, und seine Brüder die Toleranten in der Schweiz schier verkezert.<sup>114</sup> Preüßen ist wahrhaftig nicht der Judex competens in glaubenssachen, das sollte der westphälische friede seyn. Und was werden die Papisten sagen zu dieser sache?<sup>115</sup> Werden sie nicht froloken?

[*Am Rand: 6. (Mai)*] Wir waren wider beÿ H. Kapp, der gab uns seinen diener zu H. Mascau und H. hebenstreit.<sup>116</sup> H. Mascau kleidete sich lang auf das zierlichste an, und erwiese uns große höflichkeit; er ist nur eines schusters sohn,<sup>117</sup> aber seine gelehrtheit hat ihn so hoch

<sup>107</sup> Möglicherweise ist gemeint: der lebenden, die ihn gelehrt und ihm geschrieben haben, dass ...

<sup>108</sup> In einem Brief an Gottsched vom 26. Januar 1737 missbilligte Mosheim das Vorgehen gegen Schmidt, betonte aber zugleich, dass er Schmidt die Unannehmlichkeiten vorausgesagt habe und in den Streit nicht hineingezogen werden wolle; vgl. Gottsched, Briefwechsel 4 (Abk.), Nr. 112.

<sup>109</sup> Schmidt hatte Johann Gustav Reinbeck (vgl. Erl. 67) bereits 1733 seine Übersetzung mit der Bitte um ein Urteil zugeschickt. Reinbeck blieb eine persönliche Antwort schuldig, äußerte sich aber öffentlich und nahm insbesondere an Schmidts Behandlung der Messiasweissagungen Anstoß; vgl. Johann Gustav Reinbeck, *Betrachtungen über die In der Augspurgischen Confession enthaltene und damit verknüpfte göttliche Wahrheiten*, Dritter Theil, Berlin, Leipzig [1736], Vorrede, S. XI–XXXII. Schmidt bedauerte in einem persönlichen Schreiben an Reinbeck vom 16. Juli 1736, dass dieser ihm die zuvor erbetene Reaktion vorenthalten habe; vgl. Anton Friedrich Büsching, *Beyträge zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen*, 1. Teil, Halle 1783, S. 165 f. und 182 f.

<sup>110</sup> Unter den Verteidigungsschriften, die Schmidt am 19. März 1737 an den Reichshofrat in Wien eingeschickt hat, befanden sich bereits die Briefe von Gelehrten, die ihre Zustimmung zu Schmidts Unternehmen mehr oder minder deutlich zum Ausdruck gebracht hatten, darunter Schreiben Mosheims. Aus Leipzig stammten je ein Brief des Assessors der philosophischen Fakultät, Friedrich Wilhelm Stübner (1710–1736), Gottsches und Christian Gottlieb Jöchers (1694–1758); vgl. Gustav Frank, *Die Wertheimer Bibelübersetzung vor dem Reichshofrat in Wien*, in: *Zeitschrift für Kirchengeschichte* 12 (1890/91), S. 279–302, 286–292. Jöcher, Professor der Geschichte, war 1735 zum Doktor der Theologie promoviert worden. Es ist nicht auszuschließen, dass sich die Bezeichnung »hiesiger Theologus« auf ihn bezieht, wobei natürlich offen bleiben muss, ob Kapp gegenüber Hürner einen Namen genannt oder selbst bloß ein Gerücht über einen Leipziger Theologen kolportiert hat.

<sup>111</sup> Benedict Gottlob Clauswitz (1692–1749), 1732 Archidiakon in Merseburg, 1738 ordentlicher Professor der Theologie in Halle.

<sup>112</sup> Johann Jakob Zimmerman (1695–1756), seit 1731 verschiedene Professuren in Zürich, 1737 Professor der Theologie und Chorherr des großen Münsters. Während seines Aufenthalts in Zürich vom 1.–10. September 1738 entwickelte sich ein freundschaftliches Verhältnis zwischen Hürner und Zimmerman; vgl. Hürner, *Tagebuch*, S. 315–322.

<sup>113</sup> Gemeint ist vermutlich Zimmerman: *Exercitatio de fato stoicorum*, in: *Museum Historico-Philologico-Theologicum* 1 (1728), S. 1–78; eine Fortsetzung bzw. Replik erschien in: *Museum Helveticum* 2/6 (1747), S. 175–214; Wiederabdruck in: Zimmerman, *Opuscula Theologici, Historici Et Philosophici Argumenti*, Band 2, 2, Zürich 1759, S. 977–1051.

<sup>114</sup> Vermutlich Johann Jakob Hottinger (1652–1735), 1698 Professor der Theologie in Zürich. Hottinger war prinzipiell ein Befürworter der Kirchenunion zwischen Lutheranern und Reformierten, sprach sich aber entschieden gegen die Abschaffung der gnadenpartikularistischen Formula Consensus Helvetica (vgl. Erl. 97) aus, die von lutherischer Seite und auch von anderen Schweizer Reformierten gefordert worden war; vgl. Wolf-Friedrich Schäufele, *Christoph Matthäus Pfaff und die Kirchenunionsbestrebungen des Corpus Evangelicorum 1717–1726* (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz 172), Mainz 1998, S. 238 f. und 274 f.

<sup>115</sup> Gemeint sind vermutlich die schon erwähnten Eingriffe des preußischen Königs in die Kirchenbräuche; vgl. Erl. 66.

<sup>116</sup> Johann Ernst Hebenstreit (1703–1757), 1733 Antritt der ordentlichen Professur der Medizin in Leipzig.

<sup>117</sup> Mascovs Vater Hans Masekow (Masskau) († 1699) war Sohn eines Schuhmachers und selbst Schuhmacher und ist um 1670 aus Königsberg in der Neumark nach Danzig gekommen. Mascov scheint seine Herkunft nach Möglichkeit vertuscht zu haben; vgl. Gottsched, Briefwechsel 4 (Abk.), Nr. 3.

gebracht, daß er allen es zuvorthut; und in der reichshistorie ist er ein so vortrefflicher Mann als man irgend einen gesehen. Er sagte H. du Mont habe so ein avantageuses bild von mir gemacht,<sup>118</sup> daß er alles anwenden werde, uns einigen gefallen zu thun. Es beschied uns in die raths Bibliothec<sup>119</sup> am Dienstag<sup>120</sup> abends. Er war auch zu Bern in der Bibliothec,<sup>121</sup> und konte von jedem portrait sagen, dieses ist der, dieses ein anderer gewesen.

H. Hebenstreit P. Med. war ein großer Botanicus. Wir traffen ihne an in der schneidkamer,<sup>122</sup> dahin eben eine frau kam, die grausam über das Kind lamentirte, das er unter den händen hatte.<sup>123</sup> Er war weit herum gereist; und von dem König in Africa<sup>124</sup> mit einer großen suite geschickt kreüter und raritäten zu samlen. Er that es glücklich. 3. jahr lang recommendirte ihn der König in Frankreich<sup>125</sup> an alle Consules,<sup>126</sup> Man that ihm allen vorschub in der Welt, alle[in] da augustus starb, musste er wider zuruk kehren.<sup>127</sup> Im übrigen ist er sehr freundlich, und hat uns bescheiden nach verweichung dieser woch. Er ließ H. Kapp durch den Diener danken daß er ihm diese adresse zu handen gehalten. 201 | 202

118 Vgl. Erl. 48.

119 Mascov war seit 1720 mitverantwortlich, seit 1735 hatte er die alleinige Leitung der Leipziger Ratsbibliothek inne; vgl. Wustmann, Stadtbibliothek (Abk.), S. 50–56 und 76.

120 6. Mai 1738.

121 In der einschlägigen älteren und neueren Literatur werden Reisen Mascovs nach Holland, Frankreich, England und Italien erwähnt; vgl. z. B. Zedler 19 (1739) (Abk.), Sp. 1914; Allgemeine Deutsche Biographie, Band 20: Mass-Kaiser Maximilian, Leipzig 1884, S. 554–558, Huttner (Abk.), S. 257. Der Besuch der Schweiz bzw. Berns kommt nicht zur Sprache, ein Besucherbuch der Berner Burgerbibliothek liegt für diesen Zeitraum nicht vor.

122 Gemeint ist das anatomische Theater, das 1704 durch Johann Christian Schamberg (1667–1706) eröffnet worden waren war; vgl. Carl Rabl, Geschichte der Anatomie an der Universität Leipzig, Leipzig 1909, S. 11 f. und 44 f.; über Hebenstreit in diesem Zusammenhang S. 56 f.

123 Möglicherweise steht folgende – allerdings erst Monate später eingereichte – Beschwerde Hebenstreits, die in den universitären Gerichtsakten überliefert ist, damit in Verbindung: »Den 10 Sept. 1738./ Läßt/ Herr D. Johann Ernst Hebenstreit,/ Anatom et Chirurg. Prof. P./ durch H.n Johann Christoph Hebenstreiten anbringen, was maßen des in dem Mühl=Graben ertrunkenen und von dem Königl. Pohln. und ChurFürstl. Sächß. Creyß=Amt zur Anatomie verabfolgten Knabens hinterlaßene Mutter, benanntlich Anna Elisabetha Sophia Streckin, ihn acto auf dem Theatro anatomico auf das empfindlichste injuriert und angegriffen, immaßen sie ihn so wohl, als die ihm bej der Anatomie assistirenden Studiosos Menschen=Schinder gescholten, auch nach Referenten, da er ihr zugeredet, mit der Hand geschlagen hätte./ Weil er nun befürchten müßte, daß sie ihn fernerweit insultiren, auch wohl gar auf der Straße anfallen möchte, alß ließe er bitten, E. Löbl. Concilium möchte die Verfügung treffen, daß er künftighin von derselben unangefochten bliebe«. Universitätsarchiv Leipzig, GA X/B 01: Rügen de Anno 1738, Bl. 30. Nach einer Randbemerkung zur Eingabe hat man sich lediglich dafür interessiert, »ob sie eine Academica seye; das Resultat der Nachforschung ist auf einem einliegenden Blatt festgehalten: »Anna Elisabetha Sophia Streckin eine Wäscherin im Klützscher Gäßgen vorm Petersthore«.

124 Hebenstreit war der wissenschaftliche Leiter der Afrika-Expedition, die von 1731–1733 im Auftrag Augusts des Starken unternommen wurde; vgl. Martin Grosse, Die beiden Afrikaforscher Johann Ernst Hebenstreit und Christian Gottlieb Ludwig, ihr Leben und ihre Reise, in: Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig 1901, S. 1–87 und die Beiträge in Peter Pretsch, Volker Steck, Eine Afrikareise im Auftrag des Stadtgründers. Das Tagebuch des Karlsruher Hofgärtners Christian Thran 1731–1733 (Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs 30), Karlsruhe 2008.

125 Ludwig XV. (1710–1774), 1715 König von Frankreich.

126 In der Instruktion für die Afrikareisenden heißt es, dass August der Starke von den Königen von Frankreich und Engellandt, wie auch Herren General Staten von Holland zu Sicherheit ihrer Personen Pässe und Recommendationes an Dero in Africa sich aufhaltenden Consuls Facteurs und Agenten verschaffen wird. Grosse, Afrikaforscher (Erl. 124), S. 28.

127 August der Starke starb am 1. Februar 1733 in Warschau.

[Am Rand: Maÿ 6] Wir waren beÿ H. Imhoff dem buchhändler von Basel,<sup>128</sup> der wollte nicht viel rühmen, von seiner meß; allein Luzens buch,<sup>129</sup> seÿ ein gutes buch; aber die menge der bücher verderbe ihm alles. was einem Magister träume, daraus mache er ein buch und gebe einen curiosen titul und betriege die Leüte, und selbst die buchhändler damit.

Wir giengen zu H. M. Winkler<sup>130</sup> es ist ein kleiner, armer und schlechter junger Man, aber sein fleiß und seine accuratesse haben ihne erhoben und so beliebt gemacht. Ich sagte ihm, daß man seine bücher so schön finde in der schweiz; das wär viel antwortet er. Sein traité de beau will er fortsezzen, und sagt es gebe noch wol ein drites und viertes.<sup>131</sup> H. Crousaz<sup>132</sup> habe nur imer attribute von dem schönen gegeben, aber niemahl das schöne beschrieben.<sup>133</sup> Es seÿ über diese materie grausam viel zu sagen. Er docirt von morgen 7. biß abends 6. uhr. Ich verwunderte mich, daß er noch keine profession hätte, er sagt es seÿ nichts die schuld, als daß die Professores nicht sterben, ohne das hätte er gute hoffnung. H. <Witenbank><sup>134</sup> und Kauffman<sup>135</sup> Magister Matheseos sind beÿ ihm gewesen, und er hat sie aufgeschrieben, es

128 Johann Rudolf Imhoff († 1789?), Verleger und Buchhändler in Basel; vgl. Paisey (Abk.), S. 122. Imhoff hielt sich wegen der Messe in Leipzig auf.

129 Vermutlich Samuel Lucius, Ein Neuer Straus von schönen und gesunden Himmels=Blumen, Welche Denen Heyls=beginigen Menschen Kinderen Zur Erweckung und Ergötzung Aus seinen gedruckten und ungedruckten Schriften, Durch Göttliche Gnaden=Hülf Zusamen gelesen und geflochten, Basel 1737.

130 Johann Heinrich Winkler (1703–1770), 1731 vierter Kollege an der Thomasschule, 1739 außerordentlicher Professor der Philosophie, 1742 ordentlicher Professor der lateinischen und griechischen Sprache, 1750 der Physik in Leipzig, 1747 Mitglied der Royal Society in London; autobiographische Aufzeichnungen in: Zedler 57 (1748) (Abk.), Sp. 558–576.

131 Johann Heinrich Winkler, Gedanken von der Schönheit der Sprachen überhaupt, in: Der Deutschen Gesellschaft in Leipzig Eigene Schriften und Übersetzungen in gebundener und ungebundener Schreibart: ans Licht gestellet und mit einer Vorrede versehen, von Johann Christoph Gottsched, Leipzig 1730, S. 32–87. Der als erster Teil abgedruckte Aufsatz beginnt mit allgemeinen philosophischen Erörterungen zum Wesen der Schönheit (S. 37–57), danach erst folgen Ausführungen zur Sprache. Die am Ende des Textes angekündigte Fortsetzung ist nicht erschienen, weil, wie Winkler an anderer Stelle erklärt, »man den Leser nicht auf einmal mit Untersuchungen überhäufen [wollte], welche den metaphysischen Beweisen gar zu nahe kommen«. Johann Heinrich Winkler, Von der Schönheit der Deutschen Sprache in Absicht auf ihre Bedeutung, in: Beyträge Zur Critischen Historie Der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit, Band 1, Leipzig 1732, S. 55–69, hier S. 55. Die gegenüber Hürner in Aussicht gestellte Fortsetzung kam nicht zustande.

132 Jean-Pierre de Crousaz (1663–1750), 1700 Professor der Philosophie und Mathematik in Lausanne, 1724 Professor der Mathematik in Groningen, 1726 bis 1735 Erzieher des Prinzen Friedrich II. von Hessen-Kassel (1720–1785), 1738–1749 Professor der Philosophie und Mathematik in Lausanne; vgl. Marc Kiener, Dictionnaire des professeurs de l'Académie de Lausanne (1537–1890), Lausanne 2005, S. 186–189.

133 Derselbe Gedanke wird ausgeführt in Winkler, Gedanken von der Schönheit (Erl. 131), S. 33 mit Bezug auf: Jean-Pierre de Crousaz, Traité du beau où l'on montre en quoi consiste ce que l'on nomme ainsi, par des exemples tirés de la plupart des arts et des sciences, Amsterdam 1715 (Nachdruck: Genf 1970).

134 Wahrscheinlich Daniel Wytténbach (1706–1779), 1746 Professor der polemischen Theologie in Bern, 1756 Professor der Theologie in Marburg. Nach eigenen Angaben reiste Wytténbach im Frühjahr 1736 nach »Sachsen um die Universität Halle, Jena und Leipzig in Augenschein zu nehmen, und die Gelehrten allda zu sehn, welche mit sonderbarer Höflichkeit einem begegneten, das Stammbuch auch mit ihren Namen beehrten«. Hermann Müller, Wytténbachiana, in: Altpreussische Monatsschrift 15 (1878), S. 67–99, darin S. 70–88 Wytténbachs Autobiographie, Zitat S. 81. Hürner traf Wytténbach im Januar 1737 in Leiden und notierte: »erstattete mir relation ab von dem debauchierten leben zu Marburg, von der schlechten methode des Wolffs zu dociren, und von der manier, dadurch man die schweizer ansehe als solche, die depences nothwendig machen müßten; Er beschrieb mir Leipzig und Jena auff einen fuß, daß ich beÿnahe resolviret bin dorthin zu gehen; Er hat mich vieles gelehrt, er ist stark in der Wolffianischen Philosophie, und zeigte mir sein Systema, welches wohl arrangirt ist« Hürner, Tagebuch, S. 90.

135 Vermutlich Samuel Kauffmann; er studierte seit Oktober 1734 wie Wytténbach in Marburg (Suchbuch für die Marburger Universitäts-Matrikel von 1653 bis 1830, Darmstadt 1927, S. 164). Als sich Hürner im August 1738 in Marburg aufhielt, wurde ihm von den Schweizer Studenten über die beiden berichtet: »h. Kauffman ist gar

seyen gelehrte leüte gewesen. Die wolffianische philosophie leidt einen großen schaden durch den Werthheimer.<sup>136</sup> Der Man sollte nicht so weit gegangen seyn. Er bringt alle definitiones von Wörtern in den text hinein, und meint, die heiligen schreiber haben es precise so genommen, wie h. Wolff die Wörter nimt; Insonderheit hat er die Vorede so eingerichtet, daß ein wohlgesinnter Christ unmöglich anders urtheilen kan, als daß dieser Mann eine Verachtung für die Christliche religion habe. Nun ist er losgelassen aber darf außer der Statt Wertheim nicht gehen.<sup>137</sup> Er hat einen bruder der trägt die <Liste> derer umher, die seine version billigen,<sup>138</sup> und die vor ihm die fußstapfen getreten haben; Man redt stark von dem beýfall H. Abt Mosheims, der so ein angesehener Theologus ist.<sup>139</sup> H. Clericus<sup>140</sup> hat schon vor dem Werthheimer alles das gesagt, und dieser hat es nur aus überlegung und starkem nachsinnen über die Wolffianische philosophie so in ordnung gebracht.<sup>141</sup> H. Wolff hat in seinen horis subsecivis<sup>142</sup> und seiner theologia naturali<sup>143</sup> niemahl dieses gebilligt, sondern immer stellen aus der bibel

zu phlegmatisch; h. Witenbank lies artige streichen ausgehen; er war geizig, wusche seine strümpf selber, ware ergrimt, wenn er verspielte.« Hürner, Tagebuch, S. 294. Möglicherweise hat Kauffmann anschließend gemeinsam mit Wyttensbach die sächsischen Universitäten besucht. Beide befanden sich unter den Bewerbern auf den Lehrstuhl für Philosophie an der Académie Lausanne; vgl. Donnsts=Nachrichten von Zürich, Nr. 41 vom 10. Oktober 1737, Professor-Wahl ad Cathedram Philosoph. zu Lausane.

136 Über die Werthheimer Bibelübersetzung und ihren Autor Johann Lorenz Schmidt vgl. Erl. 106. Wegen der offenkundigen Orientierung an der Philosophie Christian Wolffs wurde die Übersetzung als Resultat der wolffschen Philosophie angeprangert; vgl. Otto, Studien (Erl. 53), S. 353f.

137 Schmidt wurde am 22. Februar 1737 verhaftet und ins Werthheimer Schloss verbracht, ein Jahr später wurde die Haft wegen des noch immer ausstehenden Prozesses in einen Haus- und Stadtarrest verwandelt. Im April 1738 floh Schmidt mit Unterstützung seiner Förderer aus Wertheim nach Hamburg bzw. Altona und hielt sich zwischenzeitlich in Leipzig auf, allerdings ist nur sein Abreisetermin – Ende August 1738 – nachgewiesen. Den Zeitgenossen war Schmidts Aufenthaltsort nicht bekannt. Man nahm noch im Juni 1738 an, dass er von Wertheim nach Bamberg in schärfere Haft verbracht worden sei, später wurde Holland als Fluchtziel angesehen; vgl. Paul S. Spalding, Im Untergrund der Aufklärung. Johann Lorenz Schmidt auf der Flucht, in: Erich Donnert (Hrsg.), Europa in der Frühen Neuzeit. Festschrift für Günter Mühlfordt 4: Deutsche Aufklärung, Köln 1997, S. 135–154 und Spalding, Seize (Erl. 166), S. 151–172.

138 Schmidt war der einzige Sohn seiner Eltern, er hatte drei Schwestern; vgl. Spalding, Seize (Erl. 166), S. 14 und 223, Anm. 1. Die Bezeichnung Bruder für einen Bruder im Geiste bzw. in Christo war unter Pietisten üblich, dürfte hier aber nicht gemeint sein. Zu den Personen, die sich für Schmidt ausgesprochen haben, vgl. Erl. 110.

139 Da er heftige Auseinandersetzung in der lutherischen Kirche befürchtet hatte, hatte Mosheim Schmidt von der Veröffentlichung seiner Bibelübersetzung abgeraten. Andererseits bekundete er in einem Brief an Gottsched angesichts der öffentlichen Reaktion auf das Buch sein Mitgefühl für den Autor; vgl. Gottsched, Briefwechsel 4 (Abk.), Nr. 112.

140 Jean Le Clerc (1657–1736), 1712–1728 Professor der Kirchengeschichte in Amsterdam. Le Clerc setzte sich für eine historisch-kritische Interpretation der Bibel ein und befand sich wegen seiner liberalen theologischen Auffassungen im Gegensatz zur calvinistischen Orthodoxy. Als Journalist veröffentlichte er mehrere angesehene Gelehrtenzeitschriften; vgl. Jean Sgard, Dictionnaire des Journalistes (1600–1789), Grenoble 1976, S. 233 f., über seine Veröffentlichungen vgl. Eugène und Émile Haag, La France Protestante Ou Vies Des Protestantes Français, Band 6, Paris 1856, S. 464–470.

141 Schmidt hat »den besten damals vorhandnen wissenschaftlichen Commentar zu den fünf Büchern Mose, die (1733 von Pfaff neu herausgegebne) Auslegung des Johannes Clericus von 1693 benutzt«. Emanuel Hirsch, Geschichte der neuern evangelischen Theologie im Zusammenhang mit den allgemeinen Bewegungen des europäischen Denkens, 2. Band, Münster 1984, S. 428.

142 Christian Wolff, *Horae Subsecivae Marburgenses ...*, Quibus Philosophia Ad Publicam Privatamque Utilitatem Aptatur, 3 Bände, Frankfurt, Leipzig 1729–1741 (= Wolff, Gesammelte Werke II, 34, 1–3).

143 Christian Wolff, *Theologia naturalis, methodo scientifica pertracta*, 2 Teile, Frankfurt, Leipzig 1736–1737; vgl. Christian Wolff, Gesammelte Werke II, 7–8, hrsg. von Jean École, 2 Teile in 3 Bänden, Hildesheim, New York 1978. Dieser Ausgabe liegt die 2. Auflage von 1739 zugrunde, die sich von der 1. Auflage kaum unterscheidet. Abweichungen von der 1. Auflage bzw. vom Manuscript sind im Textapparat nachgewiesen.

angeführt<sup>144</sup> und gesagt, daß man die *notiones* von Gott in dem verstand nehmen müsse, wie sie von der H. Schrift genommen werden.<sup>145</sup> Wenn H. Wolff beßer latein schrieb, so wär er ein recht miraculum mundi, aber so wird er noch verachtet. H. Winkler hat neue *Institutiones physicæ experimentalis*<sup>146</sup> gemacht; das ist ein recht deutsches werk. er hat einen guten lateinischen styl. und alles das zusammengelesen, was ie darüber ist geschrieben worden. Er rühmt so sehr Hr. Wolff in dieser materie nicht, als *Cartesium*,<sup>147</sup> *Boerhave*,<sup>148</sup> 202|203 und *Newton*;<sup>149</sup> die *acta anglicana*<sup>150</sup> &c. Ich frage ihn über das *vacuum*. Er sagte er seÿ hierin ein ganzer *Scepticus*, und man könne darüber nichts ausmachen; es seÿen *argumenta pro vacuo* aus der *experienz* und die *vernunft* befehle das *plenum*. So ist es auch mit der *attraction*, dem Zusammenhang zweier glatten körpern, dem lauf der himmelskörper. &c. Die wolffianische philosophie wird hier nur so geduldet. es sind drej docentes darin neben *Winckler*,<sup>151</sup> *Gottsched* und *Muller*.<sup>152</sup> Die Theologie wollten sie ins gemein gerne abschaffen: allein sie dürfen nicht, der hof von Dresden wird es nicht gestatten, daß die *libertas docendi* aufgehoben werde. H. Winkler rühmte uns sehr Dresden, daß wir schier lust bekamen dorthin zu gehen. Er sagte von den vortrefflichen Bibliothecen, die daselbst sind und gab uns alle anweisung, wie wir dazu kommen können. auch die adresse, es ist eine schöne königliche Bibliothec, eine *Bunauische*,<sup>153</sup> und H. Magister *Woog archidiaconus*<sup>154</sup> hat auch eine gute Bibliothec. Zu deme sind auch die heüraths=ceremonien; morgen geschicht der aufzug, über morgens ist die vermählung,<sup>155</sup> hernach lustbarkeiten, und zulezt der abzug.

144 Vgl. die Bibelstellenverzeichnisse in Wolff, *Gesammelte Werke* II, 7, 2, S. 1113–1116 und II, 8, S. 923.

145 Wolff hat den besonderen Status der Offenbarungs- gegenüber den Vernunftwahrheiten hervorgehoben; vgl. *De Influxu philosophia Autoris in Facultates superiores*, in: *Horæ Subseciva Marburgenses Anni MDCCXXXI*, (= Band 3), S. 1–106, hier S. 23; während die durch die Heilige Schrift vermittelte Offenbarung durch die Autorität Gottes verbürgt ist, muss sich die natürliche Theologie auf Erfahrungen, Nominaldefinitionen und Beweise stützen; vgl. Wolff, *Theologia Naturalis* I, § 8 und 9.

146 Johann Heinrich Winkler, *Institutiones Mathematico-Physicæ Experimentis Confirmatae*, Leipzig 1738.

147 René Descartes (1596–1650), französischer Philosoph, Mathematiker und Physiker.

148 Hermann Boerhaave (1668–1738), 1701 Professor für Medizin, 1709 zusätzlich für Botanik, 1718 zusätzlich für Chemie, 1729 Rücktritt von allen Ämtern.

149 Isaac Newton (1643–1727), englischer Physiker, Mathematiker und Astronom.

150 Die »*Philosophical Transactions*«, Publikationsorgan der Londoner Royal Society, erscheinen seit 1665.

151 Vgl. Johann Heinrich Winkler, *Institutiones Philosophiae Wolfianæ*, 2 Teile, Leipzig 1735 (= Wolff, *Gesammelte Werke* III, 71).

152 August Friedrich Müller (1684–1761), 1714 Doktor der Rechte in Erfurt, 1731 außerordentlicher Professor der Philosophie, 1732 ordentlicher Professor des Aristotelischen Organs in Leipzig (als Organ wurden Aristoteles' Schriften zur Logik bezeichnet). Ludovici erklärt, dass Müller »hin und wieder die Leibnitzischen und Wolffischen Sätze lobet, und durch seinen Ausspruch die Wahrheit derselben um so vielmehr bekräftigtet, je scharffsinniger er ist in Beurtheilung der Wahrheiten«, gleichwohl »gehet er doch in den meisten Stücken von Hrn. Wolff ab, wiederleget selbigen nach der ihm angebohrnen Bescheidenheit, und bemühet sich die gegenseitige Meinung nach aller Möglichkeit zu unterstützen«. Ludovici, Entwurf 1, § 391.

153 Über die Bibliothek des Gelehrten, kursächsisches Appellationsrats und Sachsen-Weimarischen Premierministers Heinrich von Bünau (1697–1762) vgl. Törsten Sander, *Ex Bibliotheca Bunaviana. Studien zu den institutionellen Bedingungen einer adligen Privatbibliothek im Zeitalter der Aufklärung* (Aufklärungsforschung 6), Dresden 2010.

154 Karl Moritz Christian Woog (1684–1762), seit 1720 verschiedene Pfarrstellen an der Kreuzkirche in Dresden; vgl. Zedler 58 (1748) (Abk.), Sp. 1548 und Reinhold Grünberg, *Sächsisches Pfarrerbuch*, 2. Teil, Freiberg 1940, S. 1040; über Woogs Bibliothek heißt es, dass »in grosser Anzahl aus der ungemeinen Menge von Büchern, ... nur gutes, seltenes, neues und kostbares anzutreffen ist. In der GOTsgelahrheit wird seine Bibliothec keiner nachgeben, in der Philologie aber und denen historischen Sammlungen viele andere übertreffen.« Von denen Bibliotheken, oder Büchern=Schätzen, so in der Residentz Dresden befindlich, in: *Curiosa Saxonica* 45. Probe, Dresden 1732, S. 130–139, hier S. 136.

155 Maria Amalia, Tochter Augusts des Starken, heiratete am 9. Mai 1738 König Karl von Sizilien.

[Am Rand: 7. (Mai)] H. Mey<sup>156</sup> ist ein artiger Man und secretarius der Deütschen gesellschaft Wir waren bei ihm 2 stunden lang mit dem grōsten Vergnügen. H. Mey schätzt den H. Mosheim ungemein hoch und schätzt sich glükselig, daß er ihn gesehen hat, den er war beordert h. Mosheim zu überbringen, daß er zum Presidenten der deütschen gesellschaft ernent sey.<sup>157</sup> Er meint daß die religion mit der theologie mal a propos sey confundirt, und in dieselbe so viel unnütz und überflüßig zeug gebracht worden. Die religion bestehe in wenig säzen, die der geringste faßen könne. Die heutige methode zu predigen ist noch dreÿfach. Einige behalten die alte prediger methode, die sehr schlecht ist.<sup>158</sup> andere machen eine Vermischung: und andere folgen die neue. Die deütsche gesellschaft ist nicht in dem stande in welchem sie seyн sollte, wenn sie recht sollte floriren. Wenn sie nicht die Bibliothe<sup>c</sup><sup>159</sup> hätten, so würden sie gewiß aus einander gehen aber so will niemand dem anderen die bücher lassen. Die beyträge<sup>160</sup> werden von keinem eintrag für die gesellschaft. Jeder der etwas einschikt bekommt pro rata etwas von seiner erfundung. Die reden<sup>161</sup> hingegen sind dem buchdrucker<sup>162</sup> allein überlaßen, und davon hat die gesellschaft keinen Vortheil. Wenn sie einen Mecaenas finde;<sup>163</sup> so wurde man sie gewiß auf einen anderen fuß sezen. Man wurde ein Lexicon und Grammatic machen; Man würde sich in alle antiquitäten diffundieren; man hofft nichts von dem geheimen rath von Brühl<sup>164</sup> der ist nicht ein Herr der die studia liebt, aber der geh. Rath von Wackerbarth<sup>165</sup> dörftet wol etwas auswürken. Der Wertheimer ist eben so sehr nicht zu schelten.<sup>166</sup> Er hat nach seinen gewissen gefehlt; und gemeint 203 | 204 [am Rand: april 8. (muß heißen Mai)] er wolle so exegesiren, als wenn noch niemand exegesirt hätte. Man muß gewiß versichert seyн daß er ein subtiler

156 Johann Friedrich May (1697–1762), Sekretär, im Juni 1738 als Nachfolger Gottscheds Senior der Deutschen Gesellschaft, 1742 ordentlicher Professor der Moral und Politik.

157 Vgl. Mays Brief an Gottsched vom 3. September 1732, in dem er aus Helmstedt von der aus diesem Anlass stattfindenden Zusammenkunft mit Mosheim berichtet; Gottsched, Briefwechsel 2 (Abk.), Nr. 121.

158 Zur alten Predigtmethode vgl. Andres Straßberger, Johann Christoph Gottsched und die »philosophische Predigt« (Beiträge zur historischen Theologie 151), Tübingen 2010, vor allem S. 159–161, zu Mays Konzeption S. 289.

159 Vgl. zur Bibliothek der Deutschen Gesellschaft Erl. 31.

160 Beyträge zur Critischen Historie Der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit, hrsg. von Einigen Mitgliedern der Deutschen Gesellschaft in Leipzig (ab 6. Band, 21. Stück [1739]: von einigen Liebhabern der deutschen Literatur), Band 1–8, Leipzig 1732–1744.

161 Die Deutsche Gesellschaft hat zwischen 1730 und 1739 mehrere Bände mit Abhandlungen und Gedichten veröffentlicht, der Begriff Reden ist nur in der Textsammlung von 1732 enthalten; vgl. Der Deutschen Gesellschaft in Leipzig Gesammelte Reden und Gedichte, Welche bey dem Eintritte und Abschiede ihrer Mitglieder pflegen abgelesen zu werden ... mit einer Vorrede versehen von Johann Christoph Gottscheden. Leipzig 1732. Über die weiteren Titel vgl. Gottsched, Briefwechsel 1 (Abk.), S. IX f.

162 Mit Ausnahme der »Oden Der Deutschen Gesellschaft in Leipzig«, die 1728 im Verlag von Johann Friedrich Gleditschs Sohn erschienen, wurden die Publikationen der Deutschen Gesellschaft bei Bernhard Christoph Breitkopf veröffentlicht.

163 Über die Bemühungen um Unterstützung vgl. Döring, Deutsche Gesellschaft (Abk.), S. 279–290.

164 Seit der Entmachtung von Alexander Joseph Fürst von Sulkowski (1695–1762), ehemals Kabinettminister und einflußreichster Vertrauter Friedrich Augusts II./ III., am 5. Februar 1738 wurde Heinrich von Brühl (1700–1763) im Laufe des Jahres 1738 der mächtigste Mann am Dresdener Hof. Über die damit verbundenen Hoffnungen in Leipzig vgl. Gottsched, Briefwechsel 5 (Abk.), Nr. 21.

165 Joseph Anton Gabaleon von Wackerbarth-Salmour (1685–1761), 1733–1734 als Kabinettminister Aufenthalt in Polen zur Durchsetzung der Wahl Friedrich Augusts II. zum polnischen König, seit 1731 Oberhofmeister des sächsischen Kurprinzen Friedrich Christian (1722–1763), als dessen Begleiter er von Mai 1738 bis 1740 nach Italien reiste; sein Ressort wurde interimistisch an Brühl übertragen. Über die Sicht auf Wackerbarth und die Erwartungen an ihn vgl. auch Gottsched, Briefwechsel 4 (Abk.), Nr. 174 und 5, Nr. 21 und 41.

166 May hatte gute und während Schmidts heimlichen Aufenthalts in Leipzig im Sommer 1738 auch persönliche Kontakte zu Schmidt; vgl. Paul S. Spalding, Seize the Book, Jail the Author. Johann Lorenz Schmidt and Censorship in Eighteenth-Century Germany, West Lafayette 1998, S. 167–169 und Spalding, Untergrund (Erl. 137), S. 140–142.

kopf ist. allein er hat die sache zu hoch getragen und sich eingebildet, er wolle auf einmahl die ganze theologie reformiren. Das verfahren ist unklug, indeß posito daß er recht habe, so muß man ihn under die zahl der Reformatorum sezen nun ein reformator muß anfangen frech zu seyn hiemit er auch. Er empfiegt uns im übrigen sehr höflich und wir waren ihm noch von h. Mosheim recommendirt.

Die hochzeit zu Dresden<sup>167</sup> soll ungemein splendid seyn. Der geheime rath von Brühl soll 36 bediente in rothem sammet kleiden, der rußische abgesandte<sup>168</sup> will ihm nichts nachgeben, sondern kleidt die seinen in trôp dor und hat 90 000 roubles erhalten mit promesse, daß mehr fließen solle, wenn dieses nicht genug seye.

[am Rand: 9 (Mai)] H. Coste ist ein nachdenklicher man, er raisonnirt juste und ist ein mathematicus. mit H. Mosheim ist er gar nichts zufriede, daß er so sehr wider das Concilium von Dordrecht<sup>169</sup> ist. Er refutire gar zu sehr den Hoadley<sup>170</sup> und den Hales<sup>171</sup> der nur in S. Coena commemorationem mortis Xi<sup>172</sup> statuire.<sup>173</sup> Die communitas hier ist klein.<sup>174</sup> Der junge du mont<sup>175</sup> scheint einen ansaz an der phrenesi<sup>176</sup> zu haben, und verfällt eins mahls in große traurigkeit, ein anders mahl in eine stupende freud. es scheint wohl nicht, daß es nur liebe seye. H. Schultens<sup>177</sup> commentarius<sup>178</sup> ist so sehr an die wörter attachirt und es scheint fast daß er in der übrigen Exegesi nichts præstire. Ich habe mehr liecht zu weilen aus der exegesi des h. de Bionens<sup>179</sup> als h. Schultens gefaßet. Wir haben noch keinen recht guten Catechismum.

167 Vgl. Erl. 9.

168 Hermann Karl von Keyserling (1696–1764), 1733–1741 russischer Gesandter am polnischen bzw. kursächsischen Hof; vgl. Hausmann, *Repertorium* (Erl. 11), S. 324.

169 Vgl. Erl. 95.

170 Benjamin Hoadley (1676–1761), 1715 Bischof von Bangor, 1723 von Salisbury, 1724 von Winchester. 1735 veröffentlichte Hoadley eine Schrift über das Abendmahl als Erinnerungsmahl an Christus, die in England heftige Auseinandersetzungen hervorrief; *Oxford Dictionary 27* (Abk.), S. 340–348, hier S. 346.

171 John Hales (1584–1656) englischer Theologe; vgl. John Hales, *Historia Concilii Dordraceni. Io. Laur. Mosheimus ... Ex Anglico Sermone Latine Vertit, Varis Observationibus Et Vita Halesii Auxit. Accedit Eiusdem De Autoritate Concilii Dordraceni Paci Sacrae Noxia Consultatio*. Hamburg 1724. Mosheims *Consultatio* (S. 1–122) ist eine scharfe Abrechnung mit der Synode; Übersetzung: Johann Lorenz Mosheim, Gründlicher Beweß, daß die Autorität und Ansehen des Dordrechtischen Concilii der Geistlichen Vereinigung unter den Protestirenden das größte Hinderniß setze ... ins Deutsche übersetzt von Carl Heinrich Lange. Hamburg 1726.

172 Christi.

173 Die Auffassung, nach der das Abendmahl nur der Erinnerung an den Tod Christi diene, steht im Gegensatz zur lutherischen Lehre von der realen Gegenwart Christi in Brot und Wein.

174 Weinmeisters Angaben, nach denen es 1738 sieben Taufen und eine Trauung, aber keinen Todesfall gegeben habe, bestätigen den Hinweis auf die bescheidene Anzahl der Mitglieder der reformierten Gemeinde; vgl. Paul Weinmeister, *Beiträge zur Geschichte der evangelisch-reformierten Gemeinde zu Leipzig 1700–1900*, Leipzig 1900, S. 149; statistische Angaben bei Kirchhoff (Abk.), S. 347–352.

175 Beim Besuch des Vaters Gabriel Dumont in Rotterdam notierte Hürner: »Er hat einen Sohn so iez dort [in Leipzig] oder zu Berlin ist, einen artigen jungen Mann, dem aber ein beständiges kopfweh und melancholie sein leben verbittert.« Hürner, *Tagebuch*, S. 122. Sein Sohn, der hier wahrscheinlich gemeint ist, war François Louis Dumont (\* 1716); vgl. Hohlfeld, *Leipziger Geschlechter 3* (Erl. 79), Nr. 494.

176 Wahnsinn.

177 Albert Schultens (1686–1750), 1732 ordentlicher Professor für Orientalia, seit 1740 auch für hebräische Altertümer in Leiden.

178 *Liber Jobi Cum Nova Versione Ad Hebræum fontem Et Commentario Perpetuo ... Curavit Et Edidit Albertus Schultens*, 2 Bände, Leiden 1737.

179 Theodor Crinsoz de Bionens (1690–1750), Schweizer protestantischer Theologe aus Nyon bei Genf. Wegen seiner Weigerung die Formula Consensus Helvetica (vgl. Erl. 97) zu unterschreiben, wurde ihm die Ordination in Genf verweigert. Er veröffentlichte u. a. eine reich kommentierte französische Übersetzung des Hiobbuchs, die Coste hier wahrscheinlich Schultens' Hiobkommentar gegenüberstellt: *Le Livre De Job, Traduit En François*

H. osterwalds<sup>180</sup> ist nicht precis. H. saurins<sup>181</sup> hat zu einen großen discours – Ein Man der einen Catechismus schreibt, muß selber catechisieren, damit er wiße, weßen seine Zuhörer fähig sind. Der heidelbergische ist mehr ein *systema theologiae*, und eine *Confessio fidei*.<sup>182</sup> Wolff hat das gutes, daß er lehrt die Leute mathematice denken. Es läst sich kaum thun, daß ein so kleiner staat wie man in der Schweiz hat eine academie aufgerichtet haben wolle. Es hat schon Geneve daran gedacht; allein man hat immer die difficultät gehabt, ob sie nicht könne von dem Keÿser eine approbation erlangen.<sup>183</sup> Es ist noch ein Basler hier, der von großen merites ist, und Stoupanus<sup>184</sup> heist. er scheint ein Theologus zu seÿn, und hat sonderlich die mathematic studirt. H. Coste hieß mich die andern wochen wider herkommen.

H. Jöecher<sup>185</sup> ist ein recht lustiger Man. er mag seine 50 oder 60 jahr haben, es ist sehr aisé. Die schweizer nehmen allerley für. Die Tempe helvetica<sup>186</sup> ist ein gut buch, welche schöne disserta- 204 | 205 tiones hat, die helvetica bibliothec<sup>187</sup> ist schön. und des füßlins<sup>188</sup> collection von schweizerischen historien<sup>189</sup> ist gar solid. unter allen journals ist das beste die Bibliothèque germanique<sup>190</sup> und raisonnée<sup>191</sup> und françoise<sup>192</sup> und britannique<sup>193</sup>. Die Deutschen

Sur L'Original Hebreux. Avec Des Notes Litterales Pour Eclaircir Le Texte, Rotterdam 1729. Über Crinsoz vgl. Zedler, Supplement 3 (1752) (Abk.), Sp. 1276–1278 und Nouvelle Biographie Universelle 12, Paris 1855, Sp. 473.

180 Jean-Frédéric Ostervald (1663–1747) reformierter Theologe, 1683 Pfarrer in Neuenburg. Ostervalds »Catechisme ou instruction dans la religion chrétienne« erschien erstmals 1702 und seither in mehreren Auflagen und Übersetzungen; vgl. Koecher (Abk.), S. 21–30.

181 Jacques Saurin (1677–1730), 1705 im Haag, erfolgreicher Prediger. Saurins »Abregé de la Theologie et de la morale Chretienne en forme de Catechisme« erschien zuerst 1722 und wurde mehrfach aufgelegt und übersetzt; vgl. Koecher (Abk.), S. 147–150.

182 Der Heidelbergische Katechismus erschien erstmals 1563, erfuhr ungezählte Auflagen und wurde der anerkannte reformierte Katechismus; vgl. Koecher (Abk.), S. 237–432.

183 Vgl. Erl. 718 und 719.

184 In der Matrikel der Universität Basel sind mehrere Personen namens Stupanus aufgeführt. Unter ihnen kommt Johannes Nicolaus Stupanus (1708–1756) in Frage, der hier allerdings als »stud. phil.« und »lic. iur.« bezeichnet wird. Dieser Stupanus wurde 1721 immatrikuliert, hat wegen einer 1738 veröffentlichten regierungskritischen Schrift Basel verlassen und soll in Berlin gestorben sein, könnte sich also im Mai 1738 in Leipzig aufgehalten haben; vgl. Hans Georg Wackernagel, Max Trier, Pius Marrer (Hrsg.), Die Matrikel der Universität Basel, Band 4: 1666/67–1725/26, Basel 1975, Nr. 2840. Im Tagebuch Christian Gabriel Fischers wird ein Astronom und Magister Stufane erwähnt, der in Begleitung Gottscheds Fischer einen Besuch abstattet und möglicherweise mit der hier erwähnten Person identisch ist; vgl. Talle (Abk.), S. 98.

185 Christian Gottlieb Jöcher (1694–1758), 1732 ordentlicher Professor für Geschichte in Leipzig.

186 Tempe Helvetica; vgl. Erl. 105.

187 Helveticische Bibliothek, Bestehend Jn Historischen, Politischen und Critischen Beyträgen Zu den Geschichten Des Schweizerlands, 1735–1741; vgl. Marti, Erne (Abk.), S. 17 und S. 55–57.

188 Johann Konrad Füssli (1704–1775), 1725–31 Hauslehrer, 1742 Pfarrer in Veltheim, Kämmerer des Kapitels Winterthur.

189 Johann Konrad Füssli], Thesaurus Historiae Helveticae, Zürich 1735. Füssli war der Verfasser der Vorrede, die Sammlung selbst stammte von Bodmer; vgl. Feller, Bonjour (Abk.), S. 441 und 449.

190 Bibliothèque Germanique, 50 Bände, Berlin 1720–1741 (Nachdruck: Genf 1969); vgl. Bellanger (Abk.), S. 303.

191 Bibliothèque Raisonnée Des Ouvrages Des Savans De L'Europe, 52 Bände, Amsterdam 1728–1753; vgl. Bellanger (Abk.), S. 292 f.

192 Bibliothèque françoise ou Histoire littéraire de la France. 42 Bände. Amsterdam 1723–1746; vgl. Bellanger (Abk.), S. 291.

193 Bibliothèque britannique ou Histoire des ouvrages savants de la Grande-Bretagne. 25 Bände. La Haye 1733–1747; vgl. Bellanger (Abk.), S. 299 f.

acta mache ich allein seit 20 Jahren<sup>194</sup> mit einem Pastor häring zu Königbek<sup>195</sup> in Obersachsen. Er war vorher professor matheseos in der fürstenschule zu Meißen, damit er mehr zeit haben möchte, nahm er eine pfarrey an. Ich schike ihm die <scra><sup>196</sup> Philosophica und die mathematica, die Theologica, historica und Humaniora behalte ich für mich. Ich bezahle ihn aber. Ich laße mir 3 dinge angelegen seyn: das ausführliche in dem auszug, nur gute bücher zu recensiren, unpartheyisch zu seyn. an den lateinischen arbeiten viele aber H. Menken bezahlt ihnen nichts.<sup>197</sup> wiewohl er 300 thlr. von Hof aus bekomt.<sup>198</sup> H. Wolff von Marburg und H. Heümann<sup>199</sup> machen sehr vieles.<sup>200</sup> Ich begehre für meine acta nicht, daß man mir einschike extracten. Zu weilen geschieht es: aber weil es nicht nach meiner methode geschieht, so will ich lieber neue. Die academie zu Wittenberg ist jez in schlechtem stand, sie haben beständige dissensiones, und keinen numerum: es sind über 300 nicht da. Hier sind Magistri habilitati die disputirt haben<sup>201</sup> bey 350, andere Magistri nicht gerechnet. aber eben daher ist der numerus in den privatis klein. In dem publico, wenn ich die Universalhistorie lese, habe ich imer 500. aber da müssen sie nichts bezahlen. Es sind bey 2000 burschen, und unsere academie hat das prerogativ, daß hier eine menge von bücher ist, daß man immer umsezen kan. Das gelehrte Lexicon<sup>202</sup> ist ein unumgänglich nothwendig buch, das großen abgang gehabt. Innerst 4 jahren sind 20000 Exemplaria herauskommen. H. Menken hat mir alle documenta und msc. dabej gelassen. es wird bald eine vermehrte edition herauskommen. Er invitirte mich auf die künffige woche, daß ich seine Bibliothec sehen solle.

194 Die »Deutschen Acta Eruditorum« erschienen von 1712 bis 1739 in 240 Teilen bzw. 20 Bänden. Sie wurden von Justus Gotthard Rabener (1688–1731) begründet, seit 1718 war Jöcher beteiligt, 1720 übernahm er die Redaktion; vgl. Johann Daniel Schulze, *Abriß einer Geschichte der Leipziger Universität im Laufe des achtzehenten Jahrhunderts*, Leipzig 1802, S. 146 f.

195 Jacob Gehring (1690–1756), 1723 Lehrer der Mathematik an der Fürstenschule St. Afra in Meißen, 1729 Prediger in Langenhessen, 1731 Pfarrer in Königsbrück; vgl. Johann August Müller, *Versuch einer vollständigern Geschichte der Chursächsischen Fürsten- und Landesschule zu Meissen*, 2. Band, Leipzig 1789, S. 276–278.

196 *scripta*.

197 Die »Acta Eruditorum«, die erste deutsche wissenschaftliche Zeitschrift, erschienen von 1682–1782 und enthielten Rezensionen und Originalbeiträge in lateinischer Sprache. Gründer der Zeitschrift war Otto Mencke (1644–1707). Nach Menckes Tod wurde die Zeitschrift von seinem Sohn Johann Burkhard Mencke fortgeführt, anschließend von dessen Sohn Friedrich Otto Mencke (1708–1754). Über Autoren der ersten 50 Jahre vgl. Werner Fläschendräger, *Rezessenten und Autoren der »Acta Eruditorum« (1682–1731)*, in: Aleksander Gieysztor, Maria Koczerska, Czesława Drapinska (Hrsg.), *Universitates Studiorum saec. XVIII et XIX. Etudes présentées par la Commission Internationale pour l'histoire des Universités en 1977*, Warschau 1982, S. S. 61–80.

198 Über die finanzielle Unterstützung der »Acta« durch den kursächsischen Hof vgl. Augustinus H. Laeven, *The »Acta eruditorum« under the editorship of Otto Mencke (1644–1707). The history of an international learned journal between 1682 and 1707*, Amsterdam, Maarssen 1990, S. 119–123.

199 Christoph August Heumann (1681–1763), 1709 Inspektor des theologischen Seminars in Eisenach, 1717 Inspektor des Gymnasiums in Göttingen, 1734 ordentlicher Professor für Literaturgeschichte, 1745 ordentlicher Professor der Theologie in Göttingen.

200 Vgl. Christian Wolff, *Sämtliche Rezensionen in den Acta Eruditorum (1705–1731)*, 5 Teile, Hildesheim, New York 2001 (= Wolff, *Gesammelte Werke II*, 38, 1–5).

201 Gemeint sind Magister, die eine Pro-loco-Disputation absolviert haben; vgl. dazu Erl. 533.

202 Das Compendiöse Gelehrten-Lexicon von Jöcher und Johann Burkhard Mencke erschien 1715. Weitere Auflagen folgten 1726 und 1733. Die letzte Auflage in vier Bänden wurde 1750/51 vorgelegt (Nachdruck: Hildesheim 1961); vgl. Ulrich Johannes Schneider (Hrsg.), *Jöchers 60000. Ein Mann. Eine Mission. Ein Lexikon. Katalog ...*, Leipzig 2008, S. 12.

H. Gunther Ludovici<sup>203</sup> ist ein gelehrter, der, wie ich glaube in der armuth und in dem unrath fast verriglet,<sup>204</sup> dennoch ist er ein ehrlicher Mann. Die manier auf welche die reformirten Wolffianer die prædestination faßen ist ganz recht und den notionibus rationis gemäß. Es ist gewiß eine certitudo eventuum welche da mit der welt in so weit bestehen muß, weil es in seinen nexum mitgebracht ist. In dem Heiligen abendmahl ist es gleich. Es gilt gleich ob ich sage, die Gleübigen nehmen den leib Christi selber oder unter einem signo. Die reformirten Berliner fangen an zu reden, wie ich ihme redte. Sie wollen alle eine rationem objectivam haben, die reformirten und die Lutherischen sind nicht so weit unterschieden, und 205|206 [Am Rand: Maj 9] das kan eben durch die wolffianische philosophie geschehen. H. Canz<sup>205</sup> ist nicht so schön und gut, wie man vermeint; es fehlt ihm theils an der ordnung theils aber an der klarheit. Sein consensus ist zu tübingen verboten,<sup>206</sup> und er hat so viel verdruß darob ausgestanden, daß man sagt er sey artillerey haubtman in keiserlichen diensten unter dem drukken seiner feinden aus desperation geworden.<sup>207</sup> H. Baumgarten<sup>208</sup> ist ein Mann der auf allen achslen tragen will. Im herzen ist er ein Wolffianer, aber er will es mit Lange<sup>209</sup> nicht verderben. H. Jablonski<sup>210</sup> und Cocceii<sup>211</sup> haben auch gutachten gemacht: aber sie wollten sie mir nicht schiken.<sup>212</sup> H. Cocceij schlug sie mir rund ab.<sup>213</sup> allein H. Jablonski wolte es nicht abschlagen, sondern sagte es seye das scriptum nicht werth, daß es gedruckt werde.<sup>214</sup> Ich insistirte allein er sagte er hab es verlegt. Indeßnen soll man doch gewiß seyn, daß die ganze Commission vor Gott beze-

203 Carl Günther Ludovici (1707–1778), 1734 ordentlicher Professor der Philosophie, 1761 Professor des Aristotelischen Organs in Leipzig.

204 Veriglen: verwahrlosen; Schweizerisches Idiotikon 1 (Abk.), Sp. 151.

205 Israel Gottlieb Canz (1690–1753), 1734 Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst, 1739 Professor der Logik und Metaphysik, 1747 Professor der Theologie in Tübingen.

206 Israel Gottlieb Canz, *Philosophiae Wolffianae ex Graecis et Latinis auctoribus illustratae maxime secundum animatae facultatem cognoscendi consensus cum theologia per praecipua fidei capita*, Frankfurt, Leipzig 1737; tatsächlich war der Band bei den Verlegern Christoph Heinrich Berger und Johann Georg Cotta (um 1714–1770) in Tübingen erschienen. Er bildet den 3. Band von Canz' *Philosophiae Leibnitianae et Wolfianae usus in theologia*, Frankfurt, Leipzig, Band 1: 1728, Band 2: 1732; schon die beiden ersten Bände waren wegen Lehrabweichungen und Umgehung der Zensur Sanktionen ausgesetzt. Bei seinem Amtsantritt als Philosophieprofessor hatte Canz Besserung gelobt, aber der 3. Band erschien wiederum ohne Zensur, und die Tübinger Theologen monierten Differenzen zur geltenden Lehre, während die Schrift den Beifall des Wolffianers Ludovici erhielt; vgl. Hans Jürgen Höller, *Biographisches zu Israel Gottlieb Canz*, in: Israel Gottlieb Canz, *Grammaticae universalis tenuia rudimenta*. Faksimile-Neudruck der Ausgabe Tübingen 1737, Stuttgart-Bad Cannstatt 1982, S. 11–48, 26–29, 32, 35–37. Höller beruft sich für die Angabe zum Druckort Tübingen auf Ludovici, *Neueste Merckwürdigkeiten* (Abk.), § 138.

207 Auf Canz' akademische Karriere hatten die Querelen keinen nachhaltigen Einfluss.

208 Siegmund Jakob Baumgarten; vgl. Erl. 26.

209 Joachim Lange (1670–1744), 1709 ordentlicher Professor der Theologie in Halle, aktivster Agitator gegen Christian Wolff und dessen Philosophie in Halle.

210 Daniel Ernst Jablonski (1660–1741), 1693 Hofprediger in Berlin, neben Leibniz Mitbegründer, Vizepräsident, seit 1733 Präsident der Berliner Akademie.

211 Samuel von Cocceji (1679–1755), 1702 Professor in Frankfurt an der Oder, 1723 Kammergerichtspräsident, 1738–1739 und 1741–1746 preußischer Justizminister, 1747 Großkanzler.

212 Nachdem Joachim Lange im April 1736 König Friedrich Wilhelm I. in Potsdam noch einmal von der von Wolffs Philosophie ausgehenden Gefahr überzeugen wollte und andere bei Hof einflussreiche Personen das Gegenteil behaupteten, setzte der König im Juni 1736 eine Kommission ein, der u. a. Jablonski angehörte, Cocceji führte den Vorsitz. Deren Gutachten fiel zugunsten Wolffs aus und bescheinigte die Übereinstimmung seiner Philosophie mit der christlichen Wahrheit; vgl. Carl Hinrichs, *Preußentum und Pietismus*, Göttingen 1971, S. 434–440.

213 Da Cocceji Mitunterzeichner des unveröffentlichten und für Wolff günstigen Gutachtens war, rechnete Ludovici ihn unter die Verteidiger Wolffs; vgl. Ludovici, Entwurf 2 (Abk.), § 703 und 3, § 75.

214 Ludovici erwähnt mehrfach Jablonskis »Bedenken über die Wolffs von Langen beygemessene Irrthümer« und bedauert, dass die Schrift der Öffentlichkeit vorenthalten werde; vgl. Ludovici, Entwurf 2 (Abk.), § 699 und 3, § 164.

üget, und in ein scriptum gezeichnet, daß sie in der wolfischen philosophie nichts finden, das wider die offenbarung und wider die religion wäre. Ich muß gestehen, daß ich noch vollends alles in der wolfischen philosophie nicht verstehe. Ich habe zu meinem privatgebrauch es so angestellt. Ich hab aus jedem paragrapho die propositionem demonstrandam genommen, und sie hernach durch die beweise syllogistice bewiesen. Ich habe ein werk vor: Ich will den Catechismus Lutheri methodo mathematica herausgeben. oder vielmehr Lutheri säze in ein förmlich systema bringen.<sup>215</sup> Man sagt daß auch in der Schweiz ein Catechismus Methodo demonstrativa herauskommen seye.<sup>216</sup> Die Wolffianer werden noch immer stärker und in einem jahre werden alle Wolffianer seyn und Lange völlig zum gelächter werden. Ich obijcirte ihm, daß sie nur den reinen Verstand erfordere, und also so gar lange nicht bleiben könne: Er antwortete mir, daß eben diese philosophie den verstand expoliere. Er hat schon geschrieben zwey theil de historia philosophiae Leibnitianæ.<sup>217</sup> 2 theil de histor. Wolff:<sup>218</sup> 2 samlungen der neüsten schrifften.<sup>219</sup> ein theil der dritte philosophiae wolffianæ kommt jez zum stande,<sup>220</sup> und noch darzu die neüsten merkwürdigkeiten der wolffianischen philosophie so 1737, und 1738 passirt sind.<sup>221</sup> es sind erstaunlich viele scripta nur dieses jahr wider diese philosophie herauskommen. Abicht<sup>222</sup> und Cluge zu Wittenberg<sup>223</sup> oeder,<sup>224</sup> walther,<sup>225</sup> wider die Harm: præstab. putidissime scripta. alles das hat dieser Mann. Sein groß project ist, daß er das reich der wolffianer ausdehne, und zeige daß die zahl groß sey. er liest alle scripta und wo er einen wolffianischen saz antrifft, da sagt er. das ist ein wolffianer, er muß alle <journals> lesen und viele schrifften dazu haben. er sezte h. Professor Altman auch under die Zahl der wolffianer.<sup>226</sup> er wuste nicht mehr warum. H. Heidegger der Bibliothecarius <zu> Zürich<sup>227</sup> auf dem rothen thurm dissuadirte es ihm auch; allein es war gedruckt.<sup>228</sup> Er sezte auch 206 | 207 H. Doctor Haller darunter we-

215 Eine solche Veröffentlichung Ludovicis ist nicht erschienen.

216 Nicht ermittelt; über die Katechismen der Schweiz aus diesem Zeitraum vgl. Koecher (Abk.), S. 21–33.

217 Carl Günther Ludovici, Ausführlicher Entwurf einer vollständigen Historie der Leibnitzischen Philosophie. 2 Bände. Leipzig 1737 (Nachdruck Hildesheim 1966).

218 Ludovici, Entwurf (Abk.) 1–2.

219 Sammlung und Auszüge der sämmtlichen Streitschriften wegen der Wolffischen Philosophie zur Erläuterung der bestreittenen Leibnitzischen und Wolffischen Lehrsätze. 2 Teile. Leipzig: Born, 1737–1738 (Nachdruck: Frankfurt am Main 1972 bzw. Hildesheim 1976 = Wolff, Gesammelte Werke III, 2).

220 Ludovici, Entwurf 3 (Abk.).

221 Ludovici, Neueste Merckwürdigkeiten (Abk.).

222 Johann Georg Abicht, Die übel=gestimmte Harmonia præstabilita, Frankfurt, Leipzig 1737; vgl. Ludovici, Neueste Merckwürdigkeiten (Abk.), § 308.

223 Christian Gottlieb Clug, Singularia theologiae Carpoviana, Wittenberg 1738; vgl. Ludovici, Neueste Merckwürdigkeiten (Abk.), § 329.

224 Georg Ludwig Oeder, Unzulässigkeit der Leibnizischen Erfindung, einer harmoniae præstabilitæ, gegen die sogenannte rechtsgestimmte harmon. præstabilitam S. T. Herrn D. Johann Ulrich Cramers etc. Ansbach, Rönnagel [1738].

225 Johann Andreas Walter, Die unbegreifliche Regierung Gottes, die Er, der Herr, nur allein an den Menschen, zu Erwehlung des Guten, und Verwerffung des Bösen, beweiset, laut auserlesenster Sprüche heiliger Schrift, in Pförtischen Circular-Predigten, andächtig zu erwegen, und, allenfallß nach Vermögen, den offenbahren Ausdruck der heutigen Satanischen Verführungen in dem Abgrunde der Wolffisch-præstabilirten Harmonie, zu iedermann Verabscheuung und Bewahrung jeder frommen Seelen, vorzulegen und aufzudecken / verordnet 1737. vgl. Ludovici, Neueste Merckwürdigkeiten (Abk.), § 304.

226 Über Johann Georg Altmann vgl. Einleitung und Erl. 104. Ludovici führt Altmann im Kapitel »Von den fürnehmsten Wolffianern« auf; Ludovici, Entwurf 3 (Abk.), § 201.

227 Johann Conrad Heidegger (1710–1778), nach Studium und Aufenthalt in Berlin Eintritt in die Zürcher Staatskanzlei, 1737–1745 ehrenamtlicher Bibliothekar der Stadtbibliothek Zürich, 1759–1778 Präsident der Bibliotheksgesellschaft.

228 Heidegger wird bei Ludovici nicht erwähnt; vermutlich ist gemeint, dass Heidegger von der Vereinnahmung Altmanns abgeraten hat.

gen seinem ursprung vom übel,<sup>229</sup> ich aber gab ihm den wahrhaftten bericht von beyden, und er sagte sie werden es doch nicht zürnen, daß ich sie zu Wolffianern gemacht. Ich hingegen dictirte ihm H. Wytttenbach,<sup>230</sup> Kilchberger,<sup>231</sup> Ryhiner,<sup>232</sup> Burchardus,<sup>233</sup> und mich und zeigte ihm meine dissertationes in der tempe;<sup>234</sup> wir offerirten ein ander die correspondenz und gab ihm meine adresse an H. Ziegler<sup>235</sup> recommendirt. Es meint dieser mann, die vernunfft seye nicht zu unterdrucken, sondern soror aber natu major der revelation<sup>236</sup> oder gar muter. Ich machte einmahl eine dissertation de philosophia matre Revelationis, allein sie passirte beÿ den Theologis nicht und ich muste die sach nicht drucken lassen. Mit dem systemate influxus bin ich nicht dieser meinung, sondern ich glaube nur daß Gott eine solche verbindung gemacht, daß auf jede action der seele oder des leibs eine andere action in der Seele entstehe. Dennoch ist sie nicht gefährlich. neml. die philos. Wolffiana, und systema Harmoniae.<sup>237</sup> Ich wollte meine Historie bleiben lassen allein H. Jöcher hat mich angestrengt, und deß wegen hab ich ein ganz jahr gar nichts docirt. Er hat einen antagonisten auch über die historie bekommen: aber auch wiedrum einen verthädiger der ein anonymous ist.<sup>238</sup> Ich erzehlte ihm e vollständig den streit den h. s'Gravesande<sup>239</sup> gehabt, und hätte ihm mein scriptum<sup>240</sup> gegeben, wen es noch vorhanden wär, er wartete auf mit wein.

<sup>229</sup> Albrecht von Haller: Ueber den Ursprung des Uebels. 1734, in: Haller, Gedichte (Erl. 42), S. 118–142; über die ersten Drucke vgl. S. 244 f.; Ludovici, Entwurf 3 (Abk.), § 675.

<sup>230</sup> Über Daniel Wytttenbach vgl. Erl. 134.

<sup>231</sup> Vermutlich Johann Friedrich Kirchberger (Kilchberger) (1694 [?–]1762), 1737–1758 Professor der Eloquenz in Bern, 1758 Pfarrer in Ins; vgl. Die Dozenten der bernischen Hochschule. Bern 1984, S. 28, Nr. 72.

<sup>232</sup> Vermutlich Peter Ryhiner (1692–1771), 1731 Professor der Logik in Basel. Über weitere Namensträger aus diesem Zeitraum vgl. Schweizerisches Geschlechterbuch 2 (1907) (Anm. 26), S. 459 f.

<sup>233</sup> In Hürners Stammbuch findet sich ein Eintrag des Basler Theologieprofessors Hieronymus Burckhardt (1680–1737); vgl. Hürner, Stammbuch (Abk.), S. 59. Hier ist aber sehr wahrscheinlich sein Sohn Johann Balthasar Burckhardt gemeint (1710–1792), 1733 Professor der Rhetorik, 1738 der hebräischen Sprache, 1740 der Theologie. Er hatte bereits 1731 eine Dissertation »De Assensu« veröffentlicht, in der er sich zu Wolff bekannte, Wiederabdruck in Museum Helveticum 1/4 (1747), S. 573–626.

<sup>234</sup> Von Hürner stammen zwei Beiträge in den »Tempo Helvetica«; vgl. Marti, Erne (Abk.), Nr. 5243 und 5255.

<sup>235</sup> Möglicherweise Johann Rudolf Ziegler (1695–1762), Pfarrer, Lehrer und Buchhändler in Zürich, Herausgeber der »Donnsts=Nachrichten«; vgl. Fritz Hofer, Sonja Hägeli, Zürcher Personen-Lexikon, Zürich 1986, S. 385 f.

<sup>236</sup> Die ältere Schwester der Offenbarung.

<sup>237</sup> Die Lehre von der prästabilisierten Harmonie, nach der Leib und Seele ohne wechselseitige Korrespondenz, aber in vollkommener Übereinstimmung agieren, wurde nicht von allen Wolffianern und auch von Wolff nur bedingt akzeptiert; vgl. Stefan Lorenz, De Mondo Optimo. Studien zu Leibniz' Theodizee und ihrer Rezeption in Deutschland (1710–1791), Stuttgart 1997, S. 159–162.

<sup>238</sup> Ludovici selbst führt die Schriften auf, die gegen und für seine »Historie der Wolffischen Philosophie« erschienen sind bzw. erscheinen sollen; vgl. Ludovici, Neueste Merckwürdigkeiten (Abk.), S. 21–36. Da Widmung und Vorrede vom 2. Mai 1738 stammen, dürfte der Kenntnisstand während des Besuchs kaum von den gedruckten Mitteilungen unterschieden sein.

<sup>239</sup> Willem Jacob s'Gravesande (1688–1742), 1717 Professor für Astronomie und Mathematik in Leiden, 1724 auch für Physik, 1734 auch für Philosophie. Auf welchen Streit sich Hürner bezieht, konnte nicht zweifelsfrei ermittelt werden. s'Gravesande hatte sich nach 1736 gegen den Vorwurf des Spinozismus zu verteidigen. Als Voltaire 1737 nach mehrwöchigem Aufenthalt bei s'Gravesande unvermittelt aufgebrochen war, »entstanden Gerüchte über einen Konflikt in religiösen Fragen«. Henri A. Krop, Der niederländische Newtonianismus, in: Grundriß der Geschichte der Philosophie, begründet von Friedrich Ueberweg, völlig neu bearbeitete Ausgabe hrsg. von Helmut Holzhey, Die Philosophie des 18. Jahrhunderts, Band 1, Basel 2004, S. 1095–1113, 1106. Möglicherweise bildet dies den Hintergrund der Notiz; Hürner hat Voltaires Aufenthalt in Leiden und den Besuch bei s'Gravesande registriert; vgl. Hürner, Tagebuch, S. 67 und 69.

<sup>240</sup> Ob sich Hürner auf ein Manuskript oder einen gedruckten Text – neben den beiden Aufsätzen in den »Tempo Helvetica« (vgl. Erl. 234) hat er 1734 eine »Oratio funebris in obitum ... Jacobi Laufferi ... in illustri Bernatum Athenaeas humaniorum litterarum professoris ordinarii« veröffentlicht – bezieht, konnte nicht ermittelt werden.

[Am Rand: 10. (Mai)] Ich ware beÿ Magister Herman in dem rothen Collegio.<sup>241</sup> Von ihm dissertationes zu kauffen. Das ist ein rechter dissertationen Leser. Der 2 große gemächer lauter dissertationes hat. Ich wollte ein duzent von Rechenberg<sup>242</sup> kauffen, allein es war vergebens daß ich ihm darauf 5 gute groschen bote. Er wollte 8 haben. Ich ließ ihn aber gehen.

[Am Rand: 11. (Mai)] H. Deyling<sup>243</sup> predigt noch auf die alte prediger methode.<sup>244</sup> Er ist eÿfrig und zeigt daß er ein guter Biblicus seye. Er redt immer mit der Bibel. Die Chorhemden sind hier noch im brauch. H. Doctor schuze<sup>245</sup> in der Thomas Kirche hat noch gröbfern aplausum. aber alles ist nach der alten prediger methode. H. Coste prediget wahrhaftig schlecht: Er hatte den text Luc. 11. 8. und bewiese daraus. daß man nicht solte importun seÿn.<sup>246</sup> Die Importunité ist entweder von oberen, oder von freünden, oder von denen die es nothwendig haben; keiner hat raison importun zu seÿn. H. Coste predigt 1. keine offenbahrung. 2. Kein Christenthum. 3. keine Christliche moral. 4. keine heidnische moral, sondern 5. ein decorum. h. Gottsched invitirte mich auf morgen zu ihm.

Der junge d'arnay<sup>247</sup> der beÿ Weideman,<sup>248</sup> ist die hofnung unsers buchhandels. Er ist von H. de Bochat<sup>249</sup> hieher geschickt. Er soll sich alsdenn auf Bern sezen, und da die handlung führen. Er versteht sich wohl auf die sachen und wird uns sehr gut versehen. 207 | 208

[Am Rand: Maij 12.] Diesen abend hab ich alles gesehen, was schön für mich ist zu Leipzig. H. Gottsched stellte für Mich ein concerto an und lud dazu ein. H. Coste einen magister und noch 2 Studenten warteten etwas auf, und spielten. Insonderheit war da ein junger Mensch von Lubec. Kunzen des capellmeister<sup>250</sup> sohn und ein großer virtuosus.<sup>251</sup> Das gespräch gieng

241 Georg Samuel Hermann aus Mittweida († 1759) wurde 1703 in Leipzig immatrikuliert. Der von ihm erstellte Katalog der 1727 im roten Colleg versteigerten Bibliothek des Leipziger Botanikers August Quirinus Rivinus (1652–1723) wurde gerühmt; vgl. *Bibliotheca Riviniana ... Vendenda In Vaporario Collegii Rubri A Die XXVII. Octobr. MDCCXXVII More Auctionis Consueto. Praemissa Est Vita Rivini Descripta Per M. Geo. Sam. Hermannum ... Med[icinae] C[andidatum] Catalogi Autorem*, Leipzig 1727 (Nachdruck: Amsterdam 1966). Hermann starb unverheiratet und hinterließ eine Bibliothek und beträchtliche Schulden; vgl. *Universitätsarchiv Leipzig*, GA II H 022: *Acta M. Georg Samuel Herrmanns Verlassenschaft betr. ... 1759*; aus dem Versteigerungskatalog geht hervor, dass er mehrere 10 000 – nach der Vorbemerkung teilweise sehr seltene – Dissertationen besessen hat; *Catalogi Librorum Omnis Generis Item Manuscriptorum Ac Dissertationum, Qvos Vir Clarissimus M. Georg. Sam. Herrmannus In Hac Lipsiensi Academia Collegit Nunc Vero Auctionis Lege d. III. Martii MDCCLX. Parata Pecunia Vendentur im Theuerjahrscnen Hause in dem Brühl, 2 Teile*, Leipzig [1760], die Dissertationen werden Teil 1, S. 260–279 aufgeführt.

242 Adam Rechenberg (1642–1721), 1677 Professor der griechischen und lateinischen Sprache und der Geschichte, 1699 ordentlicher Professor der Theologie in Leipzig; vgl. Hein, Junghans (Abk.), S. 254 f.; seine Veröffentlichungen einschließlich der Dissertationen bei Zedler 30 (1741) (Abk.), Sp. 1286–1291.

243 Salomon Deyling; vgl. Erl. 83.

244 Zur Leipziger Predigmethode vgl. Erl. 158.

245 Friedrich Wilhelm Schütz (1677–1739), nach verschiedenen Leipziger Predigerstellen 1737 Pastor an St. Thomas, 1724 Doktor der Theologie; vgl. Petzoldt (Abk.), S. 152 f.

246 Druck unter dem Titel »De l'importunité« in: Coste, Sermons 3 (vgl. Erl. 77), S. 783–800 bzw. »Von dem unverschämten Fodern« in: Coste, Predigten 3 (vgl. Erl. 77), S. 813–831.

247 Vermutlich Sigismond d'Arnay (1722–1794), Buchdrucker und Verleger, 1746–1754 Teilhaber an der Druckerei von Marc-Michel Bousquet (1696–1762) in Lausanne; vgl. *Repertorium Haller* (Anm. 22), Nr. 30.

248 Moritz Georg Weidmann (1686–1743), Leipziger Verleger.

249 Charles Guillaume Loys de Bochat (1695–1754), 1717–1741 Professor für Recht und Geschichte an der Akademie Lausanne; vgl. Kiener, professeurs de Lausanne (Erl. 132), S. 394 f. und Feller, Bonjour (Abk.), S. 531–533.

250 Johann Paul Kunzen (1696–1757), 1723 Direktor der Hamburgischen Oper, 1732 Organist und Werkmeister an der Marienkirche in Lübeck.

251 Adolph Carl Kunzen (1720–1782), 1728 Konzertreise nach England, 1740 Studium in Kiel, 1749 Konzertmeister und Kapellmeister in Schwerin, 1757 Nachfolger seines Vaters in Lübeck. Kunzen war im April 1738 mit einem Empfehlungsschreiben an Gottsched nach Leipzig gekommen; vgl. Gottsched, Briefwechsel 5 (Abk.), Nr. 39.

an bey der Eloquenz und bey H. Coste. ich charmirte H. Gottsched, daß ich ihm sagte es seye bös nach H. Coste auf den kanzel zu steigen. und in der that; so ist es. er prediget sehr delicat. und H. Coste repetirte ich da ich ihn sahe, qu'il<sup>252</sup> serait facile de monter, mais non point de descendre avec honneur. cela lui plut. H. Coste ist ein subtiler man. allein er hat die natürliche religion, und bey dieser bleibt er; Er rühmte sehr das werk de M<sup>lle</sup> Hubert<sup>253</sup> einer vertriebenen französin, welche zu Lion das Buch le monde fou preferé au monde sage<sup>254</sup> gemacht hat. Man kan nicht wißen ob sie nicht eigentlich der meinung der platoniconum gewesen ist, daß alle wahrheiten in der Seele inprimirt sind. Frau Gottsched will sich meliren französisch zu sprechen, und kan kein wort her vorbringen, auf das wenigste keinen ganzen spruch; sie ist sehr timid und fürchtet alle augenblick zu fehlen. Ich sahe, daß sie etwelche blike auf mich that, sie gleichet nicht übel der Jungfrau Lambelet.<sup>255</sup> und hat nichts weniger als das angenehme, auch nicht das was eine Weibsperson haben soll. H. Coste ist einer von denen, der alle Wort hort und alle wiegt. Ich sagte der frau Gottsched, daß frau Äbtin Mosheim<sup>256</sup> ihre schriften sehr estimirte und sie liebte, sie war davon touchirt. Nachdeme man den caffé getrunken gieng man zur music und die währte mit dem ambigu,<sup>257</sup> das man uns gabe bis um 10. fr. Gottsched spielt nicht alles weg, sie will nur ihre eigene stuke haben.<sup>258</sup> sie mieche<sup>259</sup> lang auf dem Clavier; allein das war noch nichts gegen die lauten; da war ich entzük. Sie merkte meine verwunderung und dieses zündete sie an mehr zu thun. Sie ist admirabl mit der lauten, und noch schöner als die Jungfr. Ritter.<sup>260</sup> ich konte sie nicht genug admiriren. H. Gottsched liebt sehr seine frau sehen zu lassen. Er ist so ehrgeizig nicht für sich. er will nur, daß man ihre passiren laße, aber er will, daß seine frau geliebt seye, sie aber will admirirt seyn. H. Gottsched invitirte mich auf die Bibliothec. seiner frauen. und andere sachen zu zeigen. Er meint, daß die Christliche religion nur seye eine bestätigung der natürlichen; und daß sie nur neue gründe anbringe. Von den franzo-

252 dass es leicht ist, hinaufzusteigen, nicht aber, ehrenvoll herabzusteigen. Das gefiel ihm.

253 Marie Huber (1695–1753), Übersetzerin, Herausgeberin und Verfasserin theologischer Werke. Sie wurde in Genf geboren, siedelte mit ihrer Familie nach Lyon, verbrachte mit missionarischen und kirchenkritischen Aktivitäten die Jahre 1715 und 1716 in Genf und lebte anschließend, karitativer Tätigkeit verpflichtet, wieder in Lyon; vgl. Ulrich Dierse, Das Wesentliche und das Beiläufige in der Religion. Marie Hubers Weg vom Pietismus zur Aufklärung, in: Aufklärung. Interdisziplinäres Jahrbuch zur Erforschung des 18. Jahrhunderts und seiner Wirkungsgeschichte 21 (2009), S. 237–251. Zur Rezeption und Erforschung ihres Werks vgl. Martin Kessler, »Dieses Buch von einem protestantischen Frauenzimmer. Eine unbekannte Quelle von Lessings ›Erziehung des Menschengeschlechts? (Kleine Schriften zur Aufklärung 15), Göttingen 2009, vor allem S. 48–58.

254 [Marie Huber], *Le Monde Fou Préferé Au Monde Sage, En Vingt-Quatre Promenades De Trois Amis, Criton, Philon, Eraste*, 2 Bände, Amsterdam 1731; danach mehrere Auflagen und Übersetzungen.

255 Möglicherweise bezieht sich Hürner auf die unverheiratete Frau Lambelet, Wirtin des ererbten renommierten Hotels Krone in Aarberg unweit von Bern. 1754 notierte Fréne Théophile Rémy (1727–1804) über die aus Biel stammende Frau, sie sei als kluge, musikalische und männliche, auch galante Person in ihrer Zeit berühmt gewesen. »Lorsque je dinai à Arberg le 29 septembre 1754, c'était à la Couronne, logis de M<sup>lle</sup> Lambelet, laquelle je vis. Elle était vieille et avait été fameuse en son tems. Elle était de Bienne, germaine du feu Conseiller Lambelet de Bienne. Elle avait hérité de son père le logis de la Couronne d'Arberg et l'avait rendu fort achalandé. Elle était savante, musicienne, homasse ..., galante, etc.« Zit. nach Marc Lambelet, *Les Lambelet. Six cents ans d'histoire*, Saint-Pierre-de-Clages 2005, S. 85; vgl. auch Hans Müller, Krone Aarberg. Ein Beitrag zur Lokalgeschichte, Biel 1952, S. 81 f. Vornamen und Lebensdaten der »Kronenwirtin Jungfer Lambelet«, die hier zum Jahr 1741 erwähnt wird, werden nicht angegeben.

256 Elisabeth Dorothee, geb. von Haselhorst (1699–1740), 1733 2. Ehefrau Mosheims.

257 Abendmahlzeit mit gemischten Speisen.

258 Von L. A. V. Gottsched ist nur eine Komposition überliefert; vgl. Wilhelm Hitzig, Eine Komposition der Gottschedin, in: Zeitschrift für Musikwissenschaft 5 (1922), S. 616–618.

259 Alemannische Präteritalform von machen; vgl. Grimm 6 (1885) (Abk.), Sp. 1363.

260 Möglicherweise eine Schwester des Berner Mediziners Johann Jakob Ritter (1714–1784), der wie Hürner auch der 1735 gegründeten Berner Gesellschaft Die Schöne Welt angehörte; vgl. Einleitung, Anm. 15.

sen sagt er, daß die ganze société francoise nicht so viel beredsamkeit habe als H. saurin.<sup>261</sup> sie haben die beredsamkeit sich natürlich auszudruken, aber nicht die wohlredenheit der alten; so geht es man fällt von der wohlredenheit in die beredsamkeit und danach in das superficielle. alles wenn es zur Vollkommenheit kommen soll, wird zu lezt natürlich; und wenn es eine zeitlang natürlich gewesen ist, wird es schlecht. Ich animirte ihn h. Bodmer zu engagiren eine société Alemande 208 | 209 zu formiren; Er gustirte die sache, und rühmte den <Josepha->.<sup>262</sup> er will H. Bodmer davon schreiben. dennoch rühmt er uns über unsere unternehmen. Dieses ist der tag den ich noch am besten zu Leipzig zugebracht hab. Könnte ich verse machen, so wollte ich darüber sitzen.

[Am Rand: 13. (Mai)] H. hofrath Menken<sup>263</sup> ließ sich endlich sehen. Er ist von den wohlzogensten Deutschen. aufgeräumt und von habilem mundstuk.<sup>264</sup> er spricht was er will. Die miscellanea haben den H. Wechtler<sup>265</sup> angegriffen;<sup>266</sup> h. Menke hat in den actis diese miscellanea improbirt, daß sie einen solchen man verschrejyen, darauf in den actis gesagt, Holland habe wenig ihm gleiche Leüte,<sup>267</sup> und das biß H. d'orville in die nasc:<sup>268</sup> darum ist er mit mir nicht sonderlich gut freund. H. de pau<sup>269</sup> ist ein negligenter criticus, was ihm traumt, das muß wahr

261 Jacques Saurin (1677–1730), 1705 reformierter Pfarrer in Den Haag und berühmter Prediger; 1708–1725 wurden 5 Bände seiner Predigten veröffentlicht, weitere Bände erschienen posthum. Zu den Übersetzungen durch Schüler Gottscheds vgl. Erl. 524 und 525.

262 Nach dem Kontext zu urteilen, könnte sich die Aussage auf eine Gesellschaftsgründung oder auf den Initiator einer Gesellschaft beziehen; ein entsprechender Sachverhalt konnte nicht ermittelt werden.

263 Friedrich Otto Mencke (1708–1754), Sohn Johann Burkhard Menkes, 1735 polnisch-kursächsischer Hof- und Justizrat, 1743 Ratscherr in Leipzig und Professor an der Universität.

264 Beredsamkeit; vgl. Grimm 6 (1885) (Abk.), Sp. 2693.

265 Christfried Wächtler (1652–1732), Anwalt in Dresden, 1688 Doktor der Rechte in Wittenberg, seit 1723 Privatgelehrter in Dresden.

266 Gerardi Noodtii Liber Quartus Probabilium Juris Civilis, a Christfridi Waechtleri Notis vindicatus, in: Miscellaneae Observationes In Auctores Veteres Et Recentiores 3 (1733), S. 111–130 und 271–301. In einer Vorbemerkung weist der Autor eigens darauf hin, dass er unbekannt bleiben möchte; die Vorbemerkung ist unterzeichnet »Dabam Ultrajecti ipsis Kalendis Augustis A. C. MDCCXXXIII.« S. 110.

267 Worauf sich die Aussage bezieht, ist nicht zweifelsfrei zu ermitteln. Die Acta Eruditorum 1733, S. 91–95 enthalten ein »Elogium Christfridi Wächtleris. 1734 wird S. 158–163 eine 1733 in Utrecht erschienene Ausgabe der Werke Wächtlers angezeigt und dabei betont, dass dessen Schriften einen nicht geringen Wert für das Verständnis der Gesetze haben; zwar erfolgt ein Hinweis auf die Kritik in den Miscellaneae Observationes, aber es wird nur betont, dass Wächtlers Bemerkungen von Noodt beherzigt wurden (S. 160 f.). In den Anzeigen der Miscellaneae Observationes wird auf die Ausführungen über Wächtler nicht Bezug genommen; vgl. Acta Eruditorum 1733, S. 467–470 und 515–520, 1736, S. 39–44. Nur in der Anzeige der Opera omnia Gerhardt Noodts, die 1735 von Johannes Barbeyrac herausgegeben wurden, wurde Wächtler gegen den Autor und seinen Herausgeber entschieden in Schutz genommen. An anderer Stelle, bei der Anzeige eines Textes des holländischen Juristen Cornelis van Bynkersboek (»Cornelii van Bynckersbog, incomparabilis Batavorum Jureconsulti«), wird ein Text Wächtlers zum gleichen Gegenstand höher bewertet; vgl. Acta Eruditorum 1736, S. 370 f.

268 Jacques Philippe d'Orville (1696–1751), 1730–1742 Professor am Athenäum in Amsterdam. D'Orville war Mitherausgeber der Miscellaneae Observationes.

269 Johann Cornelius von Pauw († 1749), Kanoniker an der Johanneskirche in Utrecht, Gräzist.

sejn; und dabej rusticissimus.<sup>270</sup> H. Wolff<sup>271</sup> wird bald überwinden; die alten Professores werden sich schon geben müssen. Ich sagte ihm, H. d'Orville lese alle tag den Cicero, wie wir die bibel. er sagte er hat Livii stylum. Ich sagte ihm, daß die Wolffianer unsere freunde sind, das wollte er sonderlich nicht gerne sehen und hören, denn das ist ein vorwurf wider uns; kurz er hörte es nicht gern. Er offerirte mir seine Bibliothec zu sehen, und nahm es nicht übel, daß h. Haverkamps paquet verloren war.<sup>272</sup>

H. Mascou ließ uns durch seinen knecht in die bibliothec des raths führen. allein er konte nicht kommen. Was in die sinnen sonderlich läufft, das ist in dem buchl. geschriben, das der Custos<sup>273</sup> gabe. Ich sahe noch eine Bibel Lutheri, darin der ort 1 Joh. 5. 7. nicht war<sup>274</sup> sie ist 1567. in 2 fol gedruckt.<sup>275</sup> und ein Testament Ximenii. Vor des Erasmi 1714.<sup>276</sup> die große, sonderlich Wistonische sache<sup>277</sup> sind alle darinn; Und in diesem studio brillirt sie. 1307 ist ein alcoran geschrieben, der ist ein prächtiges stük.<sup>278</sup> und ein kleiner so in 24 ist und eines fingers dik.<sup>279</sup>

- 270 In Amsterdam notierte Hürner Einzelheiten zu einem Streit zwischen d'Orville und Pauw, in dem es vor allem um Fehler in griechischen Textausgaben geht. Hürner notiert: »Pauw soll ein Man sejn, der sagt er schere sich um niemand, jederman solle schreiben was er wolle, er werde es auch thun; dieses geschlecht leute sind von solchen, die der gesellschaft am wenigsten nützen, auch keine gottesfurcht und sitten haben«. Hürner, Tagebuch, S. 116. Vgl. die Übersicht über Pauws Schriften in: Johann Samuel Ersch, Johann Gottfried Gruber, Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste, Band 3, 14 (= Band 156), Leipzig 1840, S. 301–304; Friedrich August Eckstein schreibt dort über ihn, dass er durch sein Schimpfen »zu dem traurigen Ruhme des grössten Philologen des vorigen Jahrhunderts, das doch an ähnlichen Charakteren nicht grade arm war, gelangte« S. 304. D'Orvilles *Critica Vannus* (vgl. Erl. 429) ist der Auseinandersetzung mit Pauw gewidmet.
- 271 Vermutlich ist Christian Wolff gemeint, der, nachdem er 15 Jahre zuvor aus den Ländern des preußischen Königs ausgewiesen worden war, dort unterdessen zunehmend an Ansehen gewonnen hatte. Der Kontext – der Streit zwischen Pauw und d'Orville – legt aber auch den Gedanken an Johann Christian Wolf (1690–1770) nahe, der 1725 Professor der Naturwissenschaft und Dichtkunst am Gymnasium in Hamburg geworden war und 1733 eine *Sapphoeditio* vorgelegt hatte. Pauw hatte d'Orville wegen »einer liederlichen Version« eines Sappho-Epigramms angegriffen, »h. d'orville zeigt, daß Wolffius Hamburgensis es übersezt, Pauw zeigt, daß d'orville den griechischen text verfälschet und h. Wolff nach diesem die übersezung gemacht« habe. Hürner, Tagebuch, S. 116.
- 272 Siegbert Havercamp (1683–1742), 1721 Professor der griechischen Sprache, später der Geschichte und der Bedreditsamkeit in Leiden. Hürner hat ihn in Leiden kennengelernt; vgl. Hürner, Tagebuch, S. 51, 56, 58, 74, 78 f. u. ö. Was es mit dem Paket auf sich hat, konnte nicht ermittelt werden.
- 273 Anton Weiz (um 1682–1751); er war als »Observator ... für den Büchersaal angestellt« und hatte diese Stelle bis zu seinem Tod inne; Wustmann, Stadtbibliothek (Abk.), S. 54 und 90 f.
- 274 Vgl. zum sogenannten Komma Johanneum und den entsprechenden Bibelausgaben Erl. 32.
- 275 Da kein Katalog der Drucke der im 2. Weltkrieg verbrannten Ratsbibliothek existiert, lässt sich der konkrete Druck nicht nachweisen; über Lutherbibeln aus dem Jahr 1567 vgl. Strohm, Deutsche Bibeldrucke (Erl. 34), S. 269–275.
- 276 Vermutlich ist folgendes gemeint: Die erste Ausgabe des Neuen Testaments im griechischen Urtext erschien 1516 in Basel, herausgegeben von Erasmus von Rotterdam. Sie war die Grundlage für Luthers Bibelübersetzung und stand als »textus receptus«, als allgemein angenommener Text, bis Anfang des 20. Jahrhunderts in Geltung. Tatsächlich aber war im spanischen Alcalá bei Madrid bereits 1514 (so muss es statt 1714 heißen) ein Neues Testament in griechischer und lateinischer Sprache gedruckt worden, dessen Edition auf den spanischen Kardinal Francisco Ximenes de Cisneros (1436–1517) zurückgeht. Da aber die päpstliche Genehmigung für diese Ausgabe erst 1520 erteilt wurde, gewann die des Erasmus den Status der ersten und grundlegenden Ausgabe. Das Neue Testament des Ximenes ist Teil der berühmten Complutensischen Polyglotte (gedruckt 1514–1517 in 6 Foliobänden), einer mehrsprachigen Ausgabe, die nach dem Druckort Complutum, dem lateinischen Namen für Alcalá benannt wurde.
- 277 Vermutlich William Whiston (1667–1752), 1701 als Nachfolger Isaac Newtons Professor für Mathematik in Cambridge, 1710 wegen heterodoxer Auffassung entlassen. Über seine Schriften, zuerst Primitive Christianity reviv'd in four Volumes 1711, vgl. Oxford Dictionary 58 (Abk.), S. 520–506.
- 278 Vgl. Anton Weiz, Kürzte Nachricht von E. Hoch=Edl. und Hochw. Raths zu Leipzig Bibliothek und denen daselbst befindlichen vornehmsten Curiositäten Leipzig [um 1725], Bl. [b 6v] und Naumann, Catalogus (Abk.), S. 352, Nr. XXXVII.
- 279 Unter den bei Naumann beschriebenen Koranhandschriften wird die kleinste mit der Formatangabe Sedez (16°) beschrieben; vgl. Naumann, Catalogus (Abk.), S. 357, Nr. LXXVII.

Von alterthümern haben sie eine zimliche menge,<sup>280</sup> ich remarquirte 2 buste von Marius und von sylla.<sup>281</sup> und 2 piedestal von urnis. so überaus trefflich in marmor gemacht sind. ein Livius von 300 jahren,<sup>282</sup> ein moscovitisch evangel. Msc.<sup>283</sup> Salustius horatius martianus capella in einem band.<sup>284</sup> ein servius über 800 jahr.<sup>285</sup> ein ungedrukter author Byzantinus. der aus der offenbachischen bibliothec<sup>286</sup> genommen war und 800 thr. kostete er ist 500 jahr alt.<sup>287</sup> noch ein schöner horat.<sup>288</sup> ein virgil.<sup>289</sup> ein Teretius.<sup>290</sup> ein altes syrisches manuscript<sup>291</sup> die hebraica und rabbinica des Wagenseils.<sup>292</sup> Viele arabische msc.<sup>293</sup> und die heutigen türkischen truke von Constantinopel. da immer mit rothem krauem, gelbem, weißem papei<sup>294</sup> und grünem <uarirt> wird. Das Ms. des monachi pirnensis seines Lexicons.<sup>295</sup> Von Bern hat er die historie von 3 verbrannten mönchen, und daß ein Evangelischer u. Calvinischer kezer wegen ihren lehren einmahl 209 | 210 [am Rand: maÿ 13.] tod zur erden gefallen seyen. es ist ein admirabel

<sup>280</sup> 1735 erwarb die Ratsbibliothek zahlreiche Kunstgegenstände aus dem Nachlass des Reichsgrafen und sächsischen Generalfeldmarschalls Christoph August von Wackerbarth (1662–1734); Wustmann, Stadtbibliothek (Abk.), S. 95–98.

<sup>281</sup> Die Marmorbüsten der rivalisierenden römischen Feldherren Gaius Marius (156–86 v. Chr.) und Lucius Cornelius Sulla (138–78 v. Chr.) stammen aus der Sammlung Wackerbarths; vgl. Wustmann, Stadtbibliothek (Abk.), S. 96 f.

<sup>282</sup> Vgl. die Beschreibung des Codex mit Titus Livius, Historiae in: Naumann, Catalogus (Abk.), S. 22, Nr. LXX.

<sup>283</sup> Möglicherweise ist das in kyrrilischer Schrift geschriebene »Lectionarium illyricum« gemeint; vgl. Naumann, Catalogus (Abk.), S. 314, Nr. 9.

<sup>284</sup> Vgl. die Beschreibung mit Werken der lateinischen Autoren Sallust (um 86–35 v. Chr.), Horaz (65–8 v. Chr.), und Martianus Capella (um 400) in: Naumann, Catalogus (Abk.), S. 14, Nr. XL; zum Ankauf vgl. Wustmann, Stadtbibliothek (Abk.), S. 47.

<sup>285</sup> Maurus Servius Honorius (2. Hälfte des 4. Jahrhunderts), römischer Grammatiker. Der Codex aus dem 10. Jahrhundert enthält den Kommentar zu Vergils Gedichten; vgl. Naumann, Catalogus (Abk.), S. 19, Nr. LVIII.

<sup>286</sup> Gemeint ist vermutlich die Bibliothek von Zacharias Conrad Uffenbach (1683–1734), aus der einige Stücke von der Leipziger Ratsbibliothek angekauft wurden; vgl. Naumann, Catalogus (Abk.), S. XXI.

<sup>287</sup> Vermutlich der aus Uffenbachs Besitz stammende Codex aus dem 12. Jahrhundert, in dem »Constantini Porphyrogeniti Libri II. De Caeremoniis Aulæ Byzantinae« enthalten sind; vgl. Naumann, Catalogus (Abk.), S. 10, Nr. XXVIII; Konstantin VII. Porphyrogenetos (905–959), 912 byzantischer Kaiser, als Schriftsteller verfasste er Werke u. a. zur Geschichte und Verwaltungsgeschichte. Im Uffenbachschen Bibliothekskatalog wird die Handschrift mit 300 Talarern veranschlagt; vgl. Bibliotheca Uffenbachiana Universalis, Band 3, Frankfurt am Main 1730, S. 58 f., Nr. XVII. Die Handschrift liegt folgendem von den Leipziger Professoren Johann Heinrich Leich (1720–1750) und Johann Jacob Reiske (1716–1774) besorgten Druck zugrunde: Constantini Porphyrogenetii Imperatoris Constantinopolitani Libri Duo De Ceremoniis Aulæ Byzantinae. Prodeunt Nunc Primum Graece Cum Latina Interpretatione Et Commentariis. Curarunt Io. Henricus Leichius Et Io. Iacobus Reiskius, Leipzig 1751 und 1754.

<sup>288</sup> Vgl. die bei Naumann, Catalogus (Abk.), S. 13, Nr. XXXIX und S. 15, Nr. XLII beschriebenen Codices mit Werken von Horaz. Auf die anderen beiden Horazhandschriften (vgl. S. 14–16) scheint das Prädikat schön weniger zuzutreffen.

<sup>289</sup> Vgl. die beiden bei Naumann, Catalogus (Abk.), S. 12, Nr. XXXV und S. 13, Nr. XXXV beschriebenen Codices mit Werken des lateinischen Autors Vergil (70–19 v. Chr.).

<sup>290</sup> Gemeint ist vermutlich der bei Naumann, Catalogus (Abk.), S. 12, Nr. XXXIV beschriebene Codex mit Komödien des römischen Dichters Terenz (Publius Terentius Afer, um 185–um 159 v. Chr.).

<sup>291</sup> Vgl. Naumann, Catalogus (Abk.), S. 311 f.

<sup>292</sup> Johann Christoph Wagenseil (1633–1705), 1667 Professor für öffentliches Recht und Geschichte in Altdorf und Mitglied des Größeren Rates von Nürnberg, 1674 zusätzlich Professor für Orientalistik in Altdorf. Wagenseil hatte seine Handschriftensammlung 1699 an die Leipziger Ratsbibliothek verkauft; vgl. Wustmann, Stadtbibliothek (Abk.), S. 25.

<sup>293</sup> Vgl. Wustmann, Stadtbibliothek (Abk.), S. 24 f. und Naumann, Catalogus (Abk.), S. 329–556.

<sup>294</sup> Schweizerisches Idiotikon 4 (Abk.), Sp. 1416.

<sup>295</sup> Als Pirnäischer Mönch wird Johannes Lindner (um 1450–um 1530) Mönch im Dominikanerkloster Pirna und Verfasser eines *Onomasticum mundi generale* (1530) bezeichnet; vgl. Naumann, Catalogus (Abk.), S. 135 f., Nr. CCCCXXV; zum Ankauf vgl. Wustmann, Stadtbibliothek (Abk.), S. 24; zu Bedeutung, Erforschung und Drucken des Textes vgl. Hermann Müller, *Das Onomasticum mundi generale des Dominikanermönchs Johannes Lindner zu Pirna und seine Quellen*, in: *Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde* 24 (1903), S. 217–247.

bild in elfenbein da Christus am kreuz sterben, der tod und der teufel gräßlich heülend, da alle passionen sehr ausgedruckt sind.<sup>296</sup> alles ist sehr wol rangiret.

[am Rand: 14. (Mai)] Ich war bey H. Doctor Hebenstreit der ein Prof. L. sanctæ ist.<sup>297</sup> er meint H. schultens sey darum der arabischen sprach so günstig weil er sie wohl versteht. es ist nur ein kleiner numerus derer die die orientalia treiben, er liest über die propheten, sein haus ist dasjenige, darin H. Fellerus<sup>298</sup> tod zum fenster hinaus fiel.<sup>299</sup>

H. Pfeiffer<sup>300</sup> hat nicht gerne leüte,<sup>301</sup> der knecht sagte nur er studire, hernach da er uns anmeldete sagte er, er schreibe einen brief. Zu lezt wünschte er im namen seines herrn eine gute reise. Wir sagten, wir wollen wiederkommen, das war auch nicht recht, denn er sagte wir sollen die künfftige wochen kommen, da er just nicht zu hause sejñ wird.

Mag. Hartenstein<sup>302</sup> in OO. L. L.<sup>303</sup> ist ein rechter schweinigel, er kam in einem schmuzigen pelz. und rühete<sup>304</sup> sein haus grausam von dem unflath. aber in grammaticalibus ist das

296 Gemeint ist sehr wahrscheinlich Balthasar Permosers (1651–1732) »Triumph des Kreuzes«; die Stadtbibliothek erwarb das Werk 1735 aus dem Nachlass Wackerbarths; vgl. Wustmann, Stadtbibliothek (Abk.), S. 95 f. Es befindet sich heute im Grassi Museum in Leipzig; vgl. die Beschreibung und Abbildung in: Balthasar Permoser hats gemacht. Der Hofbildhauer in Sachsen, [Dresden 2001], S. 62 f.

297 Johann Christian Hebenstreit (1686–1756), 1731 Professor der hebräischen Sprache, 1746 Professor der Theologie in Leipzig; vgl. Hein, Junghans (Abk.), S. 207.

298 Joachim Feller (1638–1691), 1676 Professor der Dichtkunst in Leipzig und Leiter der Universitätsbibliothek. Feller stürzte als Schlaufwandler aus dem Fenster.

299 Hebenstreit wohnte »auf dem alten Neumarkt in seiner Professorwohnung«. Conspectus 1747 (Erl. 3), S. 27 bzw. Das jetzt lebende Leipzig 1736 (Erl. 3), S. 28.

300 Johann Gottlob Pfeiffer (1668–1740), 1707 außerordentlicher Professor der orientalischen Sprachen, 1721 außerordentlicher, 1723 ordentlicher Professor der Theologie, 1724 Doktor der Theologie; vgl. Hein, Junghans (Abk.), S. 252.

301 »Er kam in keine Gesellschaften, sondern liebte, so viel sein Amt erlaubte, die Einsamkeit; wie er sich denn auch niemahls verheyrather hat. Er war etwas eigensinnig, bey dem allen aber sehr treu und fleißig in seinem Amte. Seine Collegia setzte er niemahls aus, sondern hielt sie ordentlich, hatte auch biß an sein Ende einen grossen Applaussum.« Michael Ranftt, Leben und Schriften aller Chursächsischen Gottesgelehrten, die mit der Doctor=Würde gepranget und in diesem jetztauffenden Jahrhundert das Zeitliche Geseegnet, Leipzig 1742, S. 899.

302 Johann Gottfried Hartenstein aus Plauen (um 1665–1750), immatrikuliert 1684 und 1696, 1709 Bakkalaureat und Magister; vgl. Matrikel Leipzig (Abk.), S. 160. Im Sächs. Hauptstaatsarchiv liegt ein Bewerbungsschreiben von ihm, aus dem sich die sonst gänzlich unbekannte Person identifizieren lässt: »Eur: Konigl. Majestaet, geruhen sich in aller unterthänigster Submission vortragen zu lassen, welcher Gestalt ich nun, in die 23 Jahr zu proseqvirung meiner Studien, so wohl in Philosophicis als Theologicis, mich auff Dero Universitat Leipzig allhier aufgehalten; es auch endlich durch Gottes Gnade mit vieler Mühe bey meinem wenigen Vermögen, dahin bracht, daß ich bereits vor 12 Jahren, nicht nur bey der Philosophischen Facultaet allhier denn Gradum Magisterii erhalten; sondern auch nach diesen, cum Consensu eiusdem Facultatis Collegia in Philosophicis et Linguis Orientalibus |wie solches die sämtliche Philosophische Facultaet im Fall zu attestiren nicht ermangeln wird:| gelesen, und noch lese. Wenn denn aber nun, Aller gnädigster König, und Herr, mit Gott mir vorgesetzet, die übrige Zeit meines Lebens vollends auff Academien zuzubringen, und der Studirenden Jugend noch fernerweit mit meinen wenigen mir von Gott verliehenen Studiis, in docendo an handen zu gehen, gemeinet: Gleich= 321r |v wohl aber meine hierunter abzielende Intention der Studirenden Jugend zu dienen, ohne erlangte Professione publicā füglich nicht erreichen kan: Als habe zu Eurer Königl. Majestaet und Churfürstl. Durchl. meine aller unterthänigste Zufucht nehmen sollen, anbeý aller=unterthänigst bittende, es wollen Eur: Königl. Majestaet [...] beý ereignender Vacanz, mir eine Profession in Philosophicis oder Linguis Orientalibus allergnädigst conferiren, auch dießfalls einen aller gnädigsten Expectanz Schein ausfertigen zu lassen, in höchsten Gnaden geruhen.«; Dresden, Sächsisches Hauptstaatsarchiv, 10024, Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 10538/16, Bl. 321. Vgl. auch die zu seiner Magisterpromotion auf ihn verfassten Verse von Johann Heinrich Ernesti, Orationem Virgilianam In Academia Lipsiensi ... per Panegyrin solenissimam VII. Id. Febr. A. R. S. MDCC IX Recens creatorum bonarum Artium & Philosophiae Magistrorum laudibus accommodat. (UB Leipzig: Univ. 380c), Bl. Ev–E 2r. Sein Tod ist in den Leipziger Leichenbüchern registriert: »Ein led. Manns Pers. 85. Jahr, H. Johann Gottfried Hartenstein, Phil. Mag. in Lazareth Stadtarchiv Leipzig, Leichenbücher der Leichenschreiberei Nr. 26: 1743–1750, Bl. 301r.

303 orientalibus Linguis - in orientalischen Sprachen.

304 roch; vgl. Schweizerisches Idiotikon 6 (Abk.), Sp. 170.

ein vortrefflicher kerl. er ist ein lokiger kopf, war in Italien, Frankreich, Engelland mit seinem Vatter der ein General im polnischen Dienste war<sup>305</sup> gereist, und piquiret sich französisch zu sprechen. Er versteht die accenten aus dem fundament, und in einer stund zeit zeigte er mir die accentuation aus dem fundament. er meint, das (:)<sup>306</sup> seie nur ein zeichen Literæ pronomiabilis, weiter nichts. ich wüste keinen mann der so fürtrefflich in dieser sache ist. Die accenten in reglen zu bringen ist umsonst.<sup>307</sup> offt steht ein silluk<sup>308</sup> wo der scopus nicht aus ist. Die Juden zu bekehren ist umsonst; man kan ihnen die trinität nicht beweisen. Das ist eine vergebene müh. sie sagen immer sie seÿen nun 1700 jahr verstoßen, aber es werde schon die zeit kommen, da sich Gott ihrer erbarmen werde. Viele punctationes leitet er nur her aus der pronuntiation der juden, a priori ist keine regul zugeben; Seine 2 größten helden sind Danz<sup>309</sup> und hart.<sup>310</sup> H. hebenstreit<sup>311</sup> liest auch über hardts grammatic.<sup>312</sup>

H. Doctor Leeman<sup>313</sup> war wahrhaftig ein großer mann. aber er hat nicht mehr verstand als H. <st.><sup>314</sup> Wagner<sup>315</sup> er ist nun senior und ein alter physicus, der eine schöne zahl von decouvertes gemacht. Er hat für 66 000 thlr. instrumenta wie er sagt. ich kan es ihm zum theil glauben denn alle cabineten sind perfect bestellt. Ein cabinet auf säze pro antlia. ein opticum, hundert curiose machines ein hydrostaticum für besondere waßer künste. ein mechanicum von allerhand schrauben und winden, ein fossile darin auch alle bergwerk=künste, im fordern sind auch alle mühlen, allerleÿ stampfen; ein cabinet pro sono. ein mathematicum; und zu jedem hat er besondere stuben. Er demonstrirte 2 experiment in hydraulicis überaus defect und obscur. auf dem 210 | 211 ende des Collegii forderte er für ein Collegium so 2 gg. oder für das ganze 3 thlr. Er meint er habe die Longitudinem erfunden. und die Engelländer würden ihm wol 100 000 thl. geben für die invention. Er sagt er habe auch erfunden mit einer hand 600 cent-

305 Über ihn konnte nichts ermittelt werden.

306 Versabteiler, genannt: Sôf Pasûk; vgl. Hollenberg-Budde. vgl. Hebräisches Schulbuch, hrsg. von Walter Baumgartner, Basel, Stuttgart, 26. Auflage, 1971, S. 15.

307 Über die damaligen Bemühungen um eine Systematik der hebräischen Akzente vgl. Ludwig Diestel, Geschichte des Alten Testaments in der christlichen Kirche. Jena 1869 (Nachdruck: Leipzig 1981), S. 449 f.

308 Der Silluk gehört zu den trennenden Accenten, er steht »hinter dem Vokal der Tonsilbe des letzten Wortes eines Verses« mit dem Sôf Pasûk. Hollenberg-Budde (Erl. 306), S. 15.

309 Johann Andreas Danz (1654–1727), 1685 Professor der orientalischen Sprachen, 1710 Professor der Theologie in Jena; über die Wirkung seines Werkes über hebräische Vokalveränderungen von 1686 vgl. Diestel (Erl. 307), S. 449 f.

310 Hermann von der Hardt; vgl. Erl. 101.

311 Johann Christian Hebenstreit; vgl. Erl. 297.

312 Hermann von der Hardt, Brevia atque Solida Hebraeae Linguae Fundamenta. Helmstedt: Hamm, 1690 u. ö.

313 Johann Christian Lehmann (1675–1739), 1707 außerordentlicher Professor der medizinischen Institutionen, 1710 ordentlicher Professor der Naturlehre in Leipzig; vgl. über ihn auch Talle (Abk.), S. 92 f. und Nützliche Nachrichten von denen Bemühungen derer Gelehrten und anderen Begebenheiten in Leipzig 1 (1739), S. 9–13.

314 Möglicherweise studiosus; vgl. die folgende Erl.

315 Ein Studienanwärter namens Wagner war bei Reiseantritt Begleiter Hürners, möglicherweise spielt er hier auf ihn an. Er wird erstmals bei der Abreise von Basel am 2. August 1736 erwähnt – »Wir dingten ein schiff, dieses ware dem H. Wagner zu klein.« Am 10. August 1736 notierte Hürner in Heidelberg: »H. Wagner war sehr übel daran, als er vernahme, daß schlechte Professores im recht zu Heidelberg sind, er resolviret sich schier mit mir nach Leÿden zu gehen, allein ich ware froh ihn zu verlaßen; Wir sind nicht gleichen humors er liebet den trunk den müßiggang, verachtet die raritäten, hat ein mißtrauen, wegen den Studiis, ist nach dem burger hochmuht von Bern gerichtet; Im übrigen weil ich wohl cedieren kan, lebten wir in gutem frieden, ausgenommen, daß er allzeit länger an einem ort bleiben wolte, und die depenses weniger achtetet.« Hürner, Tagebuch, S. 5 und 20 (vgl. auch S. 61 und 290 f.). Es handelt sich dabei um Franz Ludwig Wagner, der als »Bernas, jur. stud.« am 22. August 1736 in Heidelberg immatrikuliert wurde, aber schon im folgenden November nach Marburg wechselte; vgl. Gustav Toepke (Bearb.), Die Matrikel der Universität Heidelberg, 4. Teil, Heidelberg 1903, S. 93 und Suchbuch für die Marburger Universitäts-Matrikel (Erl. 135), S. 347.

ner aufzuheben, der König in Engelland<sup>316</sup> habe ihm dafür 20 000. thlr. in seine bergwerk offerirt, allein er fürchtet, er gebe ihm nichts. Dem jezigen König in Pohlen hat er die physic gelarhte.<sup>317</sup> eine schöne erfundung hat er mit der holzspahrkunst<sup>318</sup> gemacht. der ofen hat 2 oder 3 undergeschlacht. und mit dem selbigen theilholz macht man eben so eine große wärme. Ich machte noch diesen abend eine visite die diejenige ist, die mich am besten freyt unter allen; das ist eine Dame<sup>319</sup> die wirklich viel verstand und einsicht hat, und so vernünfftig spricht, als was seyn kan. Sie beklagte sich, vor allen dingen, daß die dichter offt gar zu frey schreiben, und viele leüte striegeln. Ihre sorge sey immer gewesen niemand zu ärgern, niemand zu beleidigen. Es ist schwehr sich so im Zaume zu behalten, daß man das maß in keinem überschreitet. Meine übersezung der Scudery<sup>320</sup> ist so gerathen, daß gar viele leüte vermeint haben, ich treffe und meine sie; und mir deßwegen feind geworden sind. Ich kan nichts davor wan schon die scudery diese leüte vor 60 jahren gekant hat.<sup>321</sup> Ich meinte eine Zeit lang, ich wollte nichts mehr schreiben: allein es ist mir unmöglich, das ist mein divertissement. Ich schreibe nicht für geleherte. so viel nehme ich mir nicht aus; Ich schreibe nur für mein geschlecht. Dieses Volk kan keinen seriösen und geistlichen Zuspruch wie von der kanzel leiden, sie können nichts gründliches leiden, daher muß man alles in einen leichten vortrag einkleiden, und es ihnen angenehm machen. Auch ist es also beschaffen, daß sie es kosten, und es bleibt gar nicht ohne frucht. Ich kan es nicht leugnen: Ich habe eine große liebe zu der französischen dames ihrer schreibart. Diese leüte haben viel eine größere lebhafftigkeit, und können sich viel beßer exprimiren als wir Deütschen. Wir können ihnen nicht bej kommen; Uns ist es keine Kunst gut deütsch zu schreiben, denn wir sind im herze von Deutschland; aber wir sprechen schlecht; In vielen häusern ist es auch nicht nöthig, daß man so rein spreche, denn diese leüte wollen nichts schreiben. Ich suche an meinem geschlecht 2 dinge zu verbeßern. erstlich daß sie nicht zu frey seyen und denn, daß sie nicht zu schüchtern werden. Den applausum, denn uns die manspersonen geben ist mir eine approbation: weiter halte ich es niemahl. Inskünfftig werde ich nichts mehr in metro schreiben, denn alle gedanken sind von den Poeten schon gesagt. allein in prosa ist noch ein weites feld; das wir zu betreten haben. allein der gutenfrauen fehlt es am feür, das zu der poesie erfordert wird: allein sie giebt diese ursache passe. sie animirte mich ungemein zu einer societät in der deütschen sprache: ihr werdet es so weit bringen, als

316 Möglicherweise Georg Ludwig (1660–1727), Kurfürst von Hannover, seit 1714 als Georg I. König von Großbritannien und Irland, oder sein Sohn Georg August (1683–1760), seit 1727 als Georg II. König von Großbritannien und Irland. Über die Offerte an Lehmann konnte nichts ermittelt werden.

317 Über Lehmanns Lehrtätigkeit für Friedrich August II./III. ist im Standardwerk zur Erziehung der Wettiner nichts mitgeteilt; vgl. Julius Richter, *Das Erziehungswesen am Hofe der Wettiner Albertinischen (Haupt-)Linie*, Berlin 1913.

318 Lehmanns Arbeiten zur Holzsparkunst wurden mehrfach aufgelegt, zuletzt: Johann Christian Lehmann, Allgemeine Oeconomische Holtzspahrkunst oder ... Anweisung zu Erbauung vortheilhafter Stuben= und Haushaltungs=Oefen ... dabey jährlich mehr als die Hälfte Holz erspahret werden könne ...; in zweyen Theilen, Neue Auflage, Leipzig 1754. Über die Einsparungsmöglichkeiten erklärt Lehmann: »In unserm kleinen Leipzig sind über 30000. Ofen=Stätte alleine ..., ohne wie viel in denen Collegii der Academie und unter dem Königl. Amte Ofen=Stätte befindlich.« Die Gesamtkosten für Feuerholz betrugen 600000 Taler. »Ein dritter Theil rechne nur durch meine Invention jährlich erspahret, so sind es 200000. Thlr. da doch die Erspahrung auf 2/3 sicher kommt, so sind der Commun jährlich 400000. Thlr. erspahret.« S. 2. Er verweist im übrigen auf »die Probe, so A. 1730. einen und einen halben Monath in Dresden öffentlich aufgewiesen«. S. 3.

319 Christiana Mariana von Ziegler; vgl. Erl. 37.

320 Madeleine de Scudery, *Der Mad. Scudery Scharfsinnige Unterredungen, von Dingen, Die zu einer wohlstan-digen Aufführung gehören, übersetzt von Christiana Mariana von Ziegler, gebohrnen Romanus*. Leipzig 1735.

321 Madeleine de Scudéry (1607–1701), französische Schriftstellerin; das von Frau Ziegler übersetzte Werk war 1680 unter dem Titel »Conversations sur divers sujets« erschienen.

wir; wir sind nichts gewesen. Und 211 | 212 [am Rand: Maij 14.] ich muß gestehen, daß Gottsched den ersten stein gelegt hat. Wir sind scharpf,<sup>322</sup> und so sehr immer einer überzeugt ist, daß er recht habe, so muß er doch manchmahl die seltsamsten critiken über sich ergehen lassen. Ihr habt nun einen guten Poet H. Haller, der denkt gewiß schön: und obgleich manche redens=arten harte klingen, so muß man wegen dieses kleinen fehlers von dem übrigen nicht schlecht urtheilen; wenn die hauptsach gut ist, so muß man nichts verächtliches von der sache sprechen. Ich hab nun noch ein werk. 1. alph. von prosa u. 1. alph. von versen. und weil die edition meiner letzten überersetzung schlecht war,<sup>323</sup> so laß ich nun das zu göttingen in groß 8° drucken.<sup>324</sup> Sie sagte mir auf das ende: Ich wunderte mich sehr, wenn sie gut deutsch sprechen würden, als wenn sie nicht gut französisch sprechen würden; denn sie sind so gar entfernt von unseren gränzen, und <weit> bej Deütschland. Es ist dem allerdings so: sie werden so wohl schreiben lernen als wir. Sie nahm mir zulezt die hande, drukte mich recht, es freut mich, daß sie mir bekannt worden sind. Wenn ich mehr durch Leipzig komme, so solle ich ihre visite geben. Wir sollen, wir wollen auch nicht gelehrt seyn, sondern wir können auf das höchste artig und gut schreiben. Ich muß gestehen, ich wollte H. Mosheim gerne sehen, denn ich kan an seinem schreiben sehen, wie artig seine conversation seyn muß.

[am Rand: 15 (Mai)] H. Teller<sup>325</sup> predigte sehr artig, und hat großen applausum ich mag ihne sehr gerne leyden er redt alles mit nachdruck; und hat eine große macht in der deütschen sprache.

[am Rand: 16. (Mai)] H. Winkler docirt solid in der metaphysic. er bringt alles zu seinen principiis und redt gar sachte, repetiret auch offte, daß man es faßen muß. aber er ist undeutlich in der aussprach. er hatte von der abtheilung der metaphysic und von der ordnung.

H. Gottsched redt nicht mit so demonstrativer art, aber dennoch überaus solid, und hat dieses, daß er gar angenehm ist und historien und practische wißenschafft anbringt. Ich höre ihn sehr gerne. er erzehlte schön, wie Cicero sich über den Epicurum moquirt, daß er das princ. rat. suff. leügnete.<sup>326</sup>

322 scharf, hier wohl im Sinn von verletzend, barsch; vgl. Schweizerisches Idiotikon 8 (Abk.), Sp. 1238f.

323 Der Mad. Scudery Scharfsinnige Unterredungen; vgl. Erl. 320; zur Literatur von und über Frau Ziegler vgl. Jean M. Woods, Maria Fürstenwald, Schriftstellerinnen, Künstlerinnen und gelehrte Frauen des deutschen Barock. Ein Lexikon, Stuttgart 1984, S. 136–138; zuletzt: Cornelia Caroline Köhler, Frauengelehrsamkeit im Leipzig der Frühaufklärung. Möglichkeiten und Grenzen am Fallbeispiel des Schmähsschriftenprozesses im Zusammenhang mit der Dichterkönigung Christiana Mariana von Zieglers (Literatur und Kultur B 2), Leipzig 2007.

324 Christiana Mariana von Ziegler, Vermischte Schriften in gebundener und ungebundener Rede, Göttingen 1739.

325 Romanus Teller (1703–1750), 1732 Prediger an der Peterskirche, 1737 Subdiakon an der Thomaskirche, 1738 außerordentlicher, 1740 ordentlicher Professor der Theologie in Leipzig; vgl. Hein, Junghans (Abk.), S. 272 f.

326 Vermutlich hat sich Gottsched auf einen Text gestützt, auf den auch in Leibniz' Theodizee § 169 (Gottfried Wilhelm Leibniz: *Essais de Théodicée = Leibniz: Philosophische Schriften*, Band 2, 1, hrsg. und übersetzt von Herbert Herring, Frankfurt am Main, 2. Auflage 1986, S. 494–496), wenn auch nicht mit der gleichen Abziehung auf das *principium rationis sufficientis*, hingewiesen wird. Nach den Ausführungen Ciceros hat Epikur die Atomlehre Demokrits wegen ihres innenwohnenden Determinismus vermeiden wollen. Nach Demokrit fallen die Atome wegen ihrer Schwere unausweichlich senkrecht nach unten, die Möglichkeit einer Abweichung von der determinierten Bahn ist ausgeschlossen. Anders Epikur. »Er erklärte nämlich, dass unter den Atomen, die durch ihr Gewicht und ihre Schwere senkrecht nach unten fielen, eines sei, das ein wenig abweiche. Doch dies zu behaupten, nämlich dass etwas ohne Grund geschehe, ist lächerlicher als die These, die er vertritt, nicht verteidigen zu können.« Marcus Tullius Cicero, *Vom Wesen der Götter*, hrsg. von Olof Gigon, Laila Straume-Zimmermann, Darmstadt 1996, S. 57 (*De natura deorum* I, 69).

H. Hommel<sup>327</sup> ein juriste ist ein fertiger docent. Wir hörten ihn in dem petrino.<sup>328</sup> aber er geht nicht tief in die materie.

H. Langenheim<sup>329</sup> ist ein guter drucker er hat so schöne sachen als immer die hollander aber ein anders ist es ganze werke so drukken, er sitzt wol hat die witwe geheürathet.<sup>330</sup> hat correspondenz in alle theil; nur von der schweiz hat er nichts und aus Spanien; ich hab ihm versprochen schweizerische sachen zuschicken. Sein journal ist all artig de actis academicis<sup>331</sup> darin er alle catalogos lectionum und alle änderungen der Professoren samt auszug der dissertationen hat. man kommt wol mit ihm zu paß.

212|213 [Am Rand: 17. (Mai)] H. Professor Muller<sup>332</sup> hat am meisten zulauf in der Philosophie. er ist Professor organi<sup>333</sup> und er meint daß Aristoteles der beste author in der aristotelischen logic seyn werde. Indeßen könne man einen anderen erwehlen, welchen man wolle. er ist ein lebhaffter man, der seine sache gut soll dociren.

[Am Rand: 19 (Mai)] Heute hat ich einen desperaten morgen und einen angenehmen abend. Wegen der gestrigen diarrhee, die mich auf den abend ergrif laxirte ich heute, und nahm das ganze quintli auf einmahl, das machte seinen effect; H. Coste hatte mich invitirt: ich gieng des nachmittags um 5 uhren: er fieng an mich zu fragen um mein haupt=Studium. Ich sagte ihm: ehemahls habe ich die antiquitäten inne gehabt; vor 6. 8. jahren habe ich die philosophie studirt, da ich sahe, daß diese nichts gewißes habe, da fiel ich auf die kirchen antiquitäten; Er sagte: er habe auch ein studium fürgenommen, aber zulezt<sup>334</sup> qu'il<sup>335</sup> n'a abouti a rien. quel but que j'avais dans cet etude. ie lui disois seulement, qu'il faut scavoir quelque chose, et que il suffit, qu'on scute, qu'on fait toujours des avances, et qu'on s'occupe agreablement. Il disoit avec ces peres, ces conciles, cela n'a pas le sens commun, l'histoire profane seroit plus belle. Je lui disois, il a trop de Batailles pour moi dans cette histoire. et on connaît toujours les passions. Er frug mich über eint und anders stük, insonderheit von dem Kirchenregiment; ich antwortete ihm auf eine manier, daß er damit konte zufrieden seyn: Er meinte die macht der geistlichen über die fürsten seye von dem anfang der Kirchen erweislich. Ich sagte ihm klar nein, daß nur

<sup>327</sup> Ferdinand August Hommel (1697–1765), seit 1734 verschiedene Professuren in der juristischen Fakultät der Universität Leipzig.

<sup>328</sup> Das Petrinum war das Gebäude der Juristenfakultät. Zu seiner Lage an der Petersstraße und seinen Zustand nach 1665 vgl. Michaela Marek, Thomas Topfstedt (Hrsg.), Geschichte der Universität Leipzig 1409–2009. Band 5: Geschichte der Leipziger Universitätsbauten im urbanen Kontext. Leipzig 2009, S. 36 und 52.

<sup>329</sup> Johann Christian Langenheim, 1730–1764 Verleger in Leipzig; vgl. Paisey (Abk.), S. 152. Langenheim ist am 4. März 1766 »in einem Alter von 70 Jahren mit Tode abgegangen«. Dreßdnische Wöchentliche Frag= und Anzeigen Nr. 15 vom 8. April 1766. Demnach müßte er um 1696 geboren sein. An anderer Stelle wird der 25. Dezember 1691 als Geburtsdatum angegeben; vgl. Rudolf Schmidt, Deutsche Buchhändler. Deutsche Buchdrucker, Band 3, Berlin 1905, S. 567.

<sup>330</sup> 1730 hat Langenheim Johanna Regina Tietze, geb. Friedel, die Witwe seiner Vorgängers Immanuel Tietze (1662–1728, 1693 Verleger in Leipzig) geheiratet; vgl. Paisey (Erl. 128), S. 264.

<sup>331</sup> Acta academica praesentem academiarum, societatum litterariarum, Gymnasiorum et scholarum statum illustrantia, Leipzig 1733–1738.

<sup>332</sup> August Friedrich Müller; vgl. Erl. 152.

<sup>333</sup> Unter dem Titel des Organon bzw. Organum wurden die aristotelischen Schriften zur Logik zusammengefasst.

<sup>334</sup> Hier wäre ein Wort wie »erkannt« oder »festgestellt« zu ergänzen.

<sup>335</sup> »dass es zu nichts führt. Welches Ziel ich mit diesem Studium habe. Ich sagte ihm nur, dass man etwas wissen muß und dass es genügt, dass man weiß, dass man immer vorankommt und dass man sich angenehm beschäftigt. Er sagte, diese Kirchenväter, die Konzilien – das ist alles ohne gesunden Menschenverstand. Die Profangeschichte wäre viel schöner. Ich sagte ihm, es sind mir zu viele Schlachten in dieser Geschichte, und man erkennt immer die Leidenschaften.«

das geistl. regiment daraus zu erweisen stehe. Wir giengen in den kleinen bosischen garten.<sup>336</sup> Spazierten da 2 stunde wir redeten viele sachen von importanz; er fieng mich an anzustechen, über seine predig von Enoch,<sup>337</sup> was man sagen würde, *<In> Holland wenn er nichts mehr von dem glauben redete, und so die werke gar zu sehr poussirte*,<sup>338</sup> und daß er nicht gesagt, daß Enoch an Christum geglaubt hätte.<sup>339</sup> Ich sagte ihm, man würde das nicht gustiren aber man würde nichts daraus machen. Wir redeten verschiedenes. er ist kein freünd des Wolffs; Er habe nichts neues gesagt. Bej den Lutheranern ist kein Prediger der mir passabel ist. kein raisonnement ein tas de passages d'écritures.<sup>340</sup> Die Lutheraner sagen, daß die reformirten damit gewinnen, wenn alles wolffianisch werde. Er sagt: er könne nichs mehr studiren, die predication nehme ihme alle zeit weg. Der groß appelleische garten<sup>341</sup> ist schön, er hat viele und große spaziergänge, beßer zu sagen ist es ein Landgut, denn es sind bej den terrassen allerhand baüme. es hat viel steinerne Statuen, die 12 monat ein zwerken cabinet, ovidiana. aber die 4 auf dem ersten parc sind noch die besten;<sup>342</sup> aber extra schlecht ist es, daß es durchgehends Ca-näle hat. und dieses muste man machen. Leipzig liegt im *<marcageux>*,<sup>343</sup> das erdrich muste aber ein wenig höher darum seyn, das erdrich aber konte am nächsten aus diesem garten selber genommen werden; Es war eine große thorheit, diese gärten anzulegen. Die *<steintore>* sind fast ruiniret, der erbauer des bosischen<sup>344</sup> hat bejnahe nichts: und niemand will sie kaufen. 213 | 214 [am Rand: Maij 19] H. Gottsched kam auch. Man raisonnirte eine Zeit lang des dames savantes. H. Gottsched nahm ihre partheý, H. Coste wollte ihn was vexiren, und sagte sie können nicht gelehrt seyn. H. Gottsched citirte eine grose menge, und sagte mit den männern seye von 100 Doctoren in Leipzig nicht 2, die geschikt sejen doctores zu seyn, und gelehrt zu werden. Wir kamen nach haus. H. Gottsched beklagte sich bej mir, daß die Leipziger nicht wollen lehren klug werden, und einen schönen Vortrag annehmen. andere nationes werden sie zuvorkommen, und an allen orten werde man seine præcepta annehmen, aber zu Leipzig die lezten. Die Theologi haben mich verklagt, daß ich Collegia homiletica gebe, ich muste

<sup>336</sup> Der sogenannte Kleinbösische Garten im westlichen Vorstadtbereich wurde von Georg Bose (1650–1700), der Großbösische im östlichen Vorstadtbereich von seinem Bruder Caspar Bose (1645–1700) angelegt; vgl. Gurlitt (Abk.), S. 502, Pevsner (Abk.), S. 25–28 und Abbildungen S. 11–15, Klank, Griebsch (Abk.), Nr. 238 und 1595 und vor allem Birthe Rüdiger, Die Boseschen Gärten in Leipzig in schriftlichen Quellen und zeitgenössischen Darstellungen, in: Gartenkunst 13 (2001), S. 130–156.

<sup>337</sup> Über die Predigt konnte nichts ermittelt werden, später kommt Coste erneut auf Henoch zurück.

<sup>338</sup> Da Hürner durch sein Studium in Leiden mit den Auffassungen der holländischen reformierten Theologen vertraut war, wollte Coste offenbar in Erfahrung bringen, wie eine Predigt, die statt des reformatorischen Grundgedanken der Glaubengerechtigkeit die Werkgerechtigkeit betont, in Holland aufgenommen werden würde.

<sup>339</sup> Vgl. Hebräer 11, 5.

<sup>340</sup> Eine Ansammlung von Bibelstellen.

<sup>341</sup> Der Kaufmann Andreas Dietrich Apel (1662–1718) hat den im westlichen Vorstadtbereich liegenden Garten von seinem Schwiegervater Jonas Barnišky († 1700; vgl. Müller, Häuserbuch [Abk.], Nr. 102) ererbt, erweitert und ausgebaut; vgl. Gurlitt (Abk.), S. 502, Pevsner (Abk.), S. 86 f. und Johann Gottlob Schulz, Beschreibung der Stadt Leipzig. Leipzig: Adam Friedrich Böhme, 1784, S. 443–448; Abbildung bei Pevsner (Abk.), S. 84.

<sup>342</sup> Von den vier von Balthasar Permoser gefertigten Statuen haben sich die des Jupiter und der Juno erhalten; vgl. Pevsner (Abk.), Abbildungen Nr. 53 und 54. Heute befinden sich die restaurierten Figuren im Museum der bildenden Künste Leipzig, Kopien auf dem heutigen Dorotheenplatz und damit auf dem Areal ihres ursprünglichen Standorts; vgl. Herwig Guratzsch, Museum der bildenden Künste Leipzig. Katalog der Bildwerke, Köln 1999, S. 254 f., dort auch Abbildungen.

<sup>343</sup> Lesung sehr unsicher. Möglicherweise ist *marcageux* – morastig, sumpfig gemeint.

<sup>344</sup> Gemeint ist hier wahrscheinlich der Kleinbösische Garten, den Hürner zuvor besucht hatte und der neben dem Apelschen Garten lag. Dessen Erbauer Georg Bose war 1700 gestorben, Eigentümerin war von 1737 bis 1762 Rahel Sophie Bose; vgl. Rüdiger (Erl. 336), S. 144 f. Ein für den Verkauf des Gartens 1761 erstelltes Gutachten registrierte zahlreiche Mängel, wegen der »Gewässerniederung im Westen von Leipzig« kam die Fläche auch für eine Bebauung vorerst nicht in Betracht. Rüdiger (Erl. 336), S. 151 f.

( 211. )

X. Zofen sondige bei H. Rehn auf ein solches Mamm. es hat die Hörnerchen und rechteckt die Epibros eingeschlossen, d. ist sehr grau. Mitte gezähnt, es füllt einen rechten Platz als einen großen Stethoskop, allein, auf dem einen Abdominalteil mit Divinacione, waren, gleich von innen aus, es füllte den Platz an 4. Gatt. 2. 4. auf 1. Platz. es zeigt den typischen Platz und den annähernden Augen Platz o. wie je 1. Platz. Doppelseitig, und zeigt zweifelhaft Lippen. Dass diese Art nicht gefunden wird in verschiedener Art von Ordnungen. O. Sprudel den Fall der Cephalopoden falls der Sammelmann hat, zu erkennen wie viele die phänotypische Wirkung. Das ist ein gut folgerungen, und der man ist bestimmt ist und passen nicht.

Auf der abgebildeten Seite 214 aus dem Tagebuch von Gabriel Hürner wird über ein Gespräch verschiedener Gelehrter beim Spaziergang durch die Leipziger Gärten berichtet. Dabei vertritt Gottsched u. a. die Meinung, Frauen seien durchaus der Gelehrsamkeit fähig. (Staatsarchiv des Aaraus, Aarau, NL A.-0086/001)

mich vor dem hofe verantworten,<sup>345</sup> Es wird iez bald unter Magister Schwabs<sup>346</sup> aufsicht ein band harangues und predigen heraus kommen, die under meiner aufsicht und Collegio sind gehalten worden.<sup>347</sup> Wenn schon der eine oder andere Theologus habe wollen recht reden, so habe er aus furcht nicht dürfen. Man wird an außwertigen orten anfangen. Man redte viel von philosophicis. H. Coste sagte von seinem Enoch, ob niemand gewesen seye, der gesaget, daß Enoch nach 365 tagen nicht mehr gewesen,<sup>348</sup> weil er vielleicht die tage des jahrs erfunden. H. Gottsched nahm das für baar gelt auf: das konnte h. Coste nicht leiden, jener contradicirte doch und sagte es könne nicht seyn, weil immer die alten 360 für ein jahr gerechnet. Ich proponirte ihnen, daß Wolff die immaterialitatem animæ nicht bewiesen: h. Gottsched und h. Coste kamen mit dem, da keiner theil denkt, wie sollen viele denken; H. Coste, der ein neutonianer ist hatte gut darauf zu antworten, aber H. Gottsched konte nichts sagen. H. Reinbeck macht einen tractat die immortalitatem animæ dem kronprinz<sup>349</sup> zu beweisen.<sup>350</sup> Man redte viel. H. Gottsched will mich noch mahl haben, er sagt, er wolle mich nach hause begleiten, und hernach mir noch eine partheÿ geben.<sup>351</sup>

[am Rand: 20 (Mai)] H. Hofman prediger beÿ St. petri<sup>352</sup> ist ein artiger Mann, er las die Hermeneutic und refutirte die Scepticos exegeticos, H. Abt Mosheim Muste herhalten, er hatte allen respect für ihn als einen großen Theologum, allein, er solte seine observationes nicht divinationes nennen,<sup>353</sup> quas<sup>354</sup> non nimium amo. er führte den ort an Joh. 3.17. also hat Gott.<sup>355</sup> er sagt der reformirte und der arminianer mag sagen was er will,<sup>356</sup> so ist hier doch

<sup>345</sup> Gottsched wurde am 25. September 1737 vor das Oberkonsistorium, die oberste für die Universitäten zuständige kursächsische Behörde zitiert. Man warf ihm vor, in Lehrveranstaltungen und Schriften religionsfeindliche Äußerungen vorgetragen zu haben. Insbesondere wurden seine Ausführungen zur Homiletik in der 1736 erschienen »Ausführlichen Redekunst« beanstandet. Man sprach ihm als Nichttheologen das Recht ab, das Thema überhaupt zu behandeln und verübelte ihm seine Polemik gegen die Leipziger Predigtmethode; vgl. das Protokoll des Verhörs bei Döring, Philosophie (Abk.), S. 141–152 und die Ausführungen S. 74–82. Über die Vorbereitung und die Rückschau auf das Verhör unterrichtet auch Gottsches Korrespondenz mit Ernst Christoph von Manteuffel; vgl. Gottsched, Briefwechsel 4 (Abk.), Nr. 170, 171, 174, 177 und vor allem Nr. 190.

<sup>346</sup> Johann Joachim Schwabe (1714–1784), Anhänger Gottsches, vielseitiger Publizist und Übersetzer, 1765 außerordentlicher Professor der Philosophie in Leipzig.

<sup>347</sup> Johann Joachim Schwabe (Hrsg.), Proben der Beredsamkeit, welche in einer Gesellschaft guter Freunde unter der Aufsicht Sr. Hochedl. Herrn Prof. Gottsches, sind abgelegt worden, Leipzig 1738.

<sup>348</sup> Heno lebte 365 Jahre und wurde dann von Gott hinweggenommen; vgl. 1. Mose 5, 23 f.

<sup>349</sup> Friedrich (1712–1786), 1740 als Friedrich II. König in (seit 1772 von) Preußen.

<sup>350</sup> Reinbeck hatte einen französischen Text für den Kronprinzen verfasst, der im Juni 1739 von Gottsched ins Deutsche übersetzt werden sollte. Gottsched zog sich zurück, Reinbeck übernahm die Übersetzung der Schrift, sie erschien unter dem Titel: Philosophische Gedanken über die vernünftige Seele und derselben Unsterblichkeit, Nebst einigen Anmerkungen über ein Frantzösisches Schreiben, Darin behauptet werden will, daß die Materie dencke, Berlin 1739. Vgl. zum Kontext Johannes Bronisch, Der Mäzen der Aufklärung. Ernst Christoph von Manteuffel und das Netzwerk des Wolffianismus (Frühe Neuzeit 147), Berlin, New York 2010, S. 91–100 und Gottsched, Briefwechsel 5 (Abk.), Nr. 194 und 197.

<sup>351</sup> Partei: Bezeichnung »von personen, die ... zu einem bestimmten zwecke beisammen sind« Grimm 7 (1889) (Abk.), Sp. 1466. Am 26. Mai fand sich Hürner erneut bei Gottsched ein, nachdem Gottsched ihn am 25. besucht hatte.

<sup>352</sup> Karl Gottlob Hofmann (1703–1774), 1730 Sonnabendprediger an der Thomaskirche, weitere Leipziger Predigerstellen, 1739 Professor der Theologie in Wittenberg.

<sup>353</sup> Worauf Hofmann hier angespielt, konnte nicht ermittelt werden.

<sup>354</sup> welche ich nicht sonderlich liebe.

<sup>355</sup> Gemeint ist Johannes 3, 16: »Denn also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab, auf dass alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.« Daran knüpft die folgende Unterscheidung in Glaubende und Nichtglaubende an.

<sup>356</sup> Nach der calvinistischen Prädestinationslehre hängt die Erwählung zum ewigen Heil oder Verderben des Menschen vom absolut freien Willen Gottes ab und kann vom Menschen nicht beeinflusst werden. Der Arminia-

unser sensus; es [folgt]<sup>357</sup> darauf dieses. daß diese welt unterschieden wird in credentes et non credentes. Er schreibt den fall der Exegetic dem fall der humaniorum zu. iederman will nur die philosophie wißen. das ist ein gut Collegium, und der man ist vernünftig und proponirt wohl. H. Weisen vesperprediger an der Nicolaus Kirch<sup>358</sup> list das Systema, das ist solid, und gelehrt, aber nicht ex meditatione, sondern wie es sein Vatter<sup>359</sup> gesagt hat. doch hat er 3 stuben voll.<sup>360</sup> er redt lauter latein, und hat einen netten vortrag.

Ich war auf dem dorff kautsch, passirte durch connewitz ein Mylius<sup>361</sup> und ein Weisen<sup>362</sup> kam mit mir. Es ist so daß man sagen kan 214|215 es seŷ hier der ort, da sich die Bursche in den grund verderben werden und können.<sup>363</sup> kautsch ist eine stunde, und wir namen einen Wagen; da wir kamen zum peters thor loffe ein kerl über den anderen uns nach den wagen vermiethen zu können; den man muß wißen, daß sie gar gerne mit den Burschen fahren indem sie immer mehr zu trinken bekommen; Ich weiß daß wenn ein bürger kommt, so steht der kutscher traurig sagt seine pferde seŷen müde, fragt wie viel er geben wolle, wir hingegen saßen ein ohne ein mahl zu fragen, was es koste; Wir giengen in kautsch ist eine gute auberge und continuirlich spielleüte. Man danzte. Es war eine bürgerpartheŷ da, die divertirten sich in dem wirtshaus. Wenn ein händler zu ader gelaßen hat, so muß die frau mit und wenn er 5 tage gearbeitet geht der sechste in dem krug vorüber; die frauen sauffen, tanzen mit &c. alles ist voll von freude. Man kan keinen ort finden. Ich biete der erden von Paris biß gen Japan aus,<sup>364</sup> ob sie mir ein land zeigen werde, darin man mit so vielem vergnügen an der fortpflanzung des menschlichen geschlechts arbeitet, wie in Leipzig, Wohin man kommt sind aller werts spielleüte; mägdgens die sich zum tanze führen laßen &c. Wir kehrten durch 3 [krüge]<sup>365</sup>. In jedem muste es stille gehalten und gedanzet seŷn. in dem außenen brand vorwerk<sup>366</sup> ist das effrontirteste weib, das ich je gesehen habe; sie redte so frech mit Mannsleuten, als was seŷn kan, weil sie sich nicht in ihrer jugend um den gewohnten halben gulde caressiren laßen wollte, sagte man ihrem krug den gulden krug, aber in dem inneren brandvorwerk ist ein artiger ort, und mit vieler wahl finden sich mägdgens da. aber das schlimste ist in solchen partheien, daß kein aufhören ist. und wir erst hora XI. nach hause kommen.

---

nismus, nach dem Leidener reformierten Theologen Jakob Arminius (1560–1619), hat diese Fassung der Prädestinationstheorie verworfen. In der lutherischen Theologie ist das Heil an den Glauben der Menschen an das Versöhnungswerk Christi gebunden.

357 Hürner schreibt: es es fogt.

358 Christian Weise d. J. (1703–1743), 1726 Katechet an der Peterskirche, weitere kirchliche Stellen in Leipzig, 1740 außerordentlicher Professor an der Theologischen Fakultät; vgl. Petzoldt (Abk.), S. 156 f.; Hein, Junghans (Abk.), S. 283 f.

359 Christian Weise d. Ä. (1671–1736), seit 1699 kirchliche Stellen in Leipzig, 1714 Pfarrer an der Thomaskirche, 1724 Doktor der Theologie; vgl. Petzoldt (Abk.), S. 155 f.

360 Wahrscheinlich ist Weises Bibliothek gemeint. Der Auktionskatalog seiner Bücher umfaßt 839 Seiten; vgl. Catalogus Bibliothecae B. Christiani Weisii ... Lipsiae D. XX. Ianuarii Et Sqq. A. R. S. MDCCXLIV, in Collegii Rubri Vaporario Auctionis Lege Vendenda, Leipzig 1743.

361 Nicht ermittelt; über die Leipziger Studenten namens Mylius vgl. Matrikel Leipzig (Abk.), S. 279.

362 Nicht ermittelt; über die Leipziger Studenten namens Weise/ Weiße vgl. Matrikel Leipzig (Abk.), S. 449–451.

363 Auch Johann Christian Müller besuchte Connewitz und Gautzsch und kommt auf die Prostituierten zu sprechen; vgl. Müller, Leben (Abk.), S. 205–211.

364 Herausfordern mit Dativ; vgl. Grimm 1 (1854) (Abk.), Sp. 831; d. h. er fordert die ganze Erde auf.

365 Hürner schreibt: klüge. An anderer Stelle bezeichnet er die Dorfgastwirtschaften als Krüge, was hier wahrscheinlich auch gemeint ist.

366 Zu Namen und Lokalisierung vgl. Klank, Griebsch (Abk.), Nr. 248.

[am Rand: 21. (Mai)] H. Professor Hebenstreit<sup>367</sup> führte uns in das<sup>368</sup> Linkische<sup>369</sup> und richterische<sup>370</sup> cabinet;<sup>371</sup> beyde sind vortrefflich, das linkische ist von weitleüfftiger etendue, und hat alles in seine classen abgetheilt;<sup>372</sup> es sind mir kaum mehr alle genera bekant. Man kan den richterischen nicht für weitleüfiger und größer ansehen; sondern für magnifiquer. In dem linkischen ist: das genus der muschlen, der zwiefachen, der seekrebsen, der seegewächsen, der fremden thieren in brantwein, der vöglen, der hölzeren, der steinen, der metallen, der berggewächsen, der petrificireten. der mineralien, der edelgesteinen, der mineralien, der insecten, der gute man war so eifrig, daß ihm die Jesuiten einmahl einen gewaltigen poßen spielten, und ihm bildner ließen machen und in einen berg legten, drauf war der nahme Elohim, d. jungfr. Maria, er ließe den ganzen berg umgraben, und mieche eine dissertation pro gradu darüber.<sup>373</sup> Der aber wurde ausgepfeiset, und colligirte seine exemplaria wieder. Ich habe imer remarquirt, daß die schweizerischen petrificata die schönsten sind<sup>374</sup> und am meisten bewundert werden. Hernach kamen wir in das richterische,<sup>375</sup> das hat eine menge von schönen gemählden.

<sup>367</sup> Johann Ernst Hebenstreit; vgl. Erl. 116.

<sup>368</sup> Der Artikel ist durch Überschreibung korrigiert; es ist nicht zu entscheiden, ob den oder das die letztgültige Form ist; im weiteren Verlauf des Abschnitts versteht Hürner cabinet sowohl als Neutrumb als auch als Maskulinum.

<sup>369</sup> Das Lincksche Naturalienkabinett wurde um 1670 vom Besitzer der noch heute existierenden Apotheke zum Goldenen Löwen, Heinrich Linck (1638–1717), angelegt. Sie wurde von seinem Sohn Johann Heinrich Linck d. Ä. (1674–1734) erheblich erweitert. Auch dessen Sohn Johann Heinrich Linck d. J. (1734–1807) pflegte die Sammlung und veranlaßte die Erstellung eines Katalogs; 1840 wurde die Sammlung, die seit dem Tod des jüngeren Linck vernachlässigt und dezimiert worden war, an das Fürstliche Naturalienkabinett in Waldenburg verkauft. Dort ist sie noch heute zu besichtigen; vgl. Alfred Seifert, Die Apotheker-Familie Linck in Leipzig und ihr Naturalien- und Kunstkabinett (1670–1840), Mittenwald [1935].

<sup>370</sup> Zum Richterschen Kabinett vgl. Erl. 375.

<sup>371</sup> Vgl. zur Einführung Detlef Döring, Naturalienkabinette, in: Döring, Erleuchtung (Erl. 13), Essays, S. 138–145.

<sup>372</sup> Zur Einteilung vgl. Lincks eigene Beschreibung seiner Sammlung aus dem Jahr 1727 in Seifert (Erl. 369), S. 35–39 und das große von seinem Sohn veröffentlichte Verzeichnis der Bestände inklusive der Bibliothek: Index Musaei Linckiani, oder kurzes systematisches Verzeichniß der vornehmsten Stücke der Linckischen Naturaliensammlung zu Leipzig, 3 Teile, Leipzig 1783–1787.

<sup>373</sup> Die Arbeit konnte nicht ermittelt werden. Da aber Hebenstreit, von dem Hürner während seiner Führung die Information wahrscheinlich erhalten hat, »mit Linck befreundet und dadurch mit dem Museum sehr vertraut (war)« (Seifert [Erl. 369], S. 52), wird hier vermutlich nicht nur ein Gerücht kolportiert. Lincks Veröffentlichungen sind bei Seifert, S. 72–74 aufgeführt.

<sup>374</sup> Linck korrespondierte mit dem Zürcher Naturforscher und Mathematikprofessor Johann Jakob Scheuchzer (1672–1733) und erhielt von ihm Sammlungsstücke; vgl. Seifert (Erl. 369), S. 31 f. u. ö.

<sup>375</sup> Bislang sind zwei Leipziger Richtersche Sammlungen des 18. Jahrhunderts bekannt, eine Gemälde sammlung, die von dem Kaufmann Johann Zacharias Richter (1696–1764) angelegt, von seinem Sohn Johann Thomas Richter (1728–1773) fortgeführt und von dessen Erben seit 1786 veräußert wurde, und ein Naturalienkabinett, das Johann Christoph Richter (1689–1751), der Bruder von Johann Zacharias, angelegt hat; vgl. Ralph Krüger, Bürgerliche Sammlungen des 17. und 18. Jahrhunderts in Leipzig, in: Thomas Topfstedt, Hartmut Zwahr, Leipzig um 1800. Beiträge zur Sozial- und Kulturgeschichte, Beucha 1998, S. 113–126, 118–121. Während von der Gemälde sammlung kein Katalog angefertigt wurde, existiert ein sehr großzügig angelegtes Verzeichnis der Naturaliensammlung, in dessen Anhang auch die Däktyliothek des Museum Richterianum von Johann Friedrich Christ beschrieben wurde; vgl. Johann Ernst Hebenstreit, Johann Friedrich Christ, Museum Richterianum, Leipzig 1743. Das Titelblatt des »Museum Richterianum« enthält einen Kupferstich, der insofern im Kontrast zum Buchinhalt steht, als er vor allem Gemälde und nur wenige Vitrinen mit Naturalien darstellt (vgl. die Wiedergabe bei Krüger, S. 119). Ausgehend von der Annahme, dass die »Richtersche Kunstsammlung ... keine Naturafacte und das »Museum Richterianum« nachweislich keine Gemälde (enthielt), sah man in dem Kupferstich eine »Idealansicht der Sammlung«, also keine Darstellung der tatsächlichen Gegebenheiten; Krüger S. 120. Nach der knappen Beschreibung Hürners dürfte aber deutlich sein, dass sich zum Zeitpunkt seines Besuchs beide Sammlungen unter einem Dach befanden und von ihm als Einheit wahrgenommen wurden. Auch Annoni notierte: »Nachmittags besichtigten wir das Richterische Raritäten-Kabinett, welches aus Malereien, schönen und neuen Büchern, Meermuscheln, figurierten Steinen und einem vollständigen Sortiment von Mineralien besteht.«

ich remarquirtte besonders darin das frucht gemähl von rachel <auguste> einer Jungfr. von nürnberg und die italienischen baustüke. 215|216 [am Rand: Maÿ 21] er hat auch die sachen <propern> eingemacht und alles in einem gemache. die erzwerk sind zu erst getiegen<sup>376</sup> und hernach immer ihrer vollkommenheit nach. 2 stücke eisen getiegen. Die marmor und steine alle ein überaus nett eingelegter schrank. und dergl. mehr. H. maskau<sup>377</sup> war mit einem französischen cavalier da, aber kannte mich nicht.<sup>378</sup>

Ich war in der raths=Bibliothec. H. Magister ortlob<sup>379</sup> ist der grobstes socius den man antreffen kan. Ich begehrte Selnecceri Ms.<sup>380</sup> er sagte: man gebe kein Mansc ohne H. Mascou. Ich forderte die posthuma Mabillonij<sup>381</sup> und ruinartij<sup>382</sup> darin ist T. 1 eine seltene tractation de cultu sanctorum ignotorum.<sup>383</sup> Ich beklagte mich sehr gegen den Custos,<sup>384</sup> daß das ein grober man wäre, ich hätte an ihn etwas zu bestellen gehabt; allein jez wolle ich es gelten lassen. Der Custos sagte, das müße nicht seyn, und er seye sehr beschäftiget einen Catalogum zu machen,<sup>385</sup> daher sey er so, ich kehrte mich nicht daran.

Annoni (Erl. 39), S. 216. An anderer Stelle heißt es nach der Beschreibung der Gemälde sammlung von Johann Thomas Richter, die im Haus von Johann Friedrich Richter auf dem Thomaskirchhof gezeigt wird: »Das ehemals dabey befindliche Naturalien=Kabinet ist 1783 versteigert worden.« Schulz, Beschreibung der Stadt Leipzig (Erl. 341), S. 333; vgl. auch Susanne Heiland, Anmerkungen zur Richterschen Kunstsammlung, in: Armin Schneider-heinze (Hrsg.), Das Bosehaus am Thomaskirchhof, Leipzig 1989, S. 139–174. Im Kontext der Beschreibung des Richterschen Naturalienkabinetts, das zu Schulz' Zeiten im Besitz des Kaufmanns Hieronymus Hercules Enderlin in der Reichsstraße war und dort angesehen werden konnte (S. 336–340), heißt es: »Der Saal, worinnen sich dieses Kabinet befindet, ist mit fast 300 Gemählden ausgeziert, worunter einige von den besten Meistern sind. S. 338. Nach diesen Angaben scheinen die beiden Richterschen Kabinette sowohl Gemälde als auch Naturalien enthalten zu haben.

376 Das Genus primum trägt im Katalog die deutsche Überschrift: »Gewachsene und gediegene Goldstullen in ihrem Gesteine«. Hebenstreit, Christ, Museum Richterianum (Erl. 375), S. 5.

377 Johann Jakob Mascou; vgl. Erl. 81.

378 Hürner hatte ihn am 6. Mai besucht.

379 Johann Christoph Ortlob (1677–1751), 1709 Lehrer, 1746 Rektor der Nikolaischule in Leipzig, 1713 Bibliothekar der Ratsbibliothek; vgl. Albert Forbiger, Beiträge zur Geschichte der Nikolaischule in Leipzig, 1. Lieferung, Leipzig 1826, S. 39 f.

380 In Naumann, Catalogus (Abk.) sind keine Handschriften des Theologen Nikolaus Selnecker (1530–1592) verzeichnet. Möglicherweise bezieht sich Hürner auf ein Manuskript aus Selneckers Nachlaß. Vgl. auch den Hinweis auf den Nachlaß »Acta Selnecceriana« in der Universitätsbibliothek Göttingen bei Wolfdietrich von Kloeden, Selnecker, Nikolaus, in: Bautz 9 (1995) (Abk.), Sp. 1376–1379, 1378.

381 Jean Mabillon OSB (1632–1707), Herausgeber bedeutender Urkundenwerke, mit »De re diplomatica libri VI« von 1681 wurde er zum Begründer der wissenschaftlichen Diplomatik.

382 Thierry Ruinart OSB (1657–1709), Mitarbeiter Mabillons.

383 Der gesamte »Livre Troisième« enthält »Lettres & Ecrits sur le Culte des Saints Inconnus«, darunter den Wiederaufdruck einer von Mabillon zuvor pseudonym veröffentlichten Schrift: Eusebii Romani ad Theophilum Gallum Epistola De Cultu Sanctorum Ignotorum; vgl. Opera Posthuma DD. Joannis Mabillonii et Theodorici Ruinart, Benedictorum E Congregatione Sancti Mauri. Tomus Primus, Paris 1724, S. 209–364 bzw. 213–303.

384 Anton Weiz; vgl. Erl. 273.

385 Über Ortlobs Katalog vgl. Wustmann, Stadtbibliothek (Abk.), S. 68–78, vor allem S. 77 f.

H. Wachter<sup>386</sup> ist Doctor und ein artiger Mann: Er ist ein freünd von H. Zimmerman,<sup>387</sup> der hat ihm seine dissertation de visionibus<sup>388</sup> überschikt. wir kamen von den visionen zu sprechen; Er sagt er wiße da nichts beßers als den leüten zu concediren: ja ihr habt was gesehen, darum glaubt ihr es, ich habe nichts gesehen, darum hab ich nicht die gleiche ursache das zu glauben. H. Zimmerman wende nur allzuviele critische reglen dafür an. Es habe ihm auch von seinem fall zu Berlin gar umständlich getreümt; allein es können natürliche ursachen dahintersteken; er habe gesehen 1000 zu seiner rechten und 10000 zu seiner linken fallen dann seÿ es nicht schwehr was zu treümen;<sup>389</sup> er habe für die Inscriptionen und münzen 10 jahr under dem vorigen König<sup>390</sup> und 10 under diesem<sup>391</sup> gedient, und seÿ endlich in ungnaden kommen.<sup>392</sup> Er wollte zu Dresden eben so ankommen. Das wollte nicht angehen. Er gieng hierauf nach Leipzig. er muste sich aber ein besonder studium wehlen damit er sein brodt verdienien möchte. Er fiel auf die origines der deütschen sprache. gab vor etwelcher zeit ein specimen eines Glossarij<sup>393</sup> heraus. Das wurde sehr wohl aufgenommen; er arbeitete nach dieser hoffnung an seinem großen glossario,<sup>394</sup> und verfertigte es. es ist in folio und hat noch seinen preis von 10 thlr. noch nicht verloren. Er zeigte mir des junij Evangelium gothicum und anglo-saxonicum.<sup>395</sup> er las nur ich verstande zwar etliches. aber er alles. Konte doch aber nichts

386 Johann Georg Wachter (1673–1757). Nach gescheiterten Verhandlungen über eine Professur in Duisburg lebte Wachter von 1702–1723 mit einer vom Hof gewährten bescheidenen Pension in Berlin und verfaßte Devisen und Inscriptionen für das Herrscherhaus sowie philosophische Schriften, anschließend bemühte er sich um eine Anstellung in Dresden und andernorts, 1726 erhielt er eine Besoldung durch den Leipziger Rat, war für die Münzsammlung der Ratsbibliothek zuständig und verfaßte zwei wichtige sprachgeschichtliche Werke; vgl. Winfried Schröder, Spinoza in der deutschen Frühaufklärung (Epistemata, Reihe Philosophie 34), Würzburg 1987, S. 59–123, zur Vita S. 59–70; ergänzend Detlef Döring, Johann Georg Wachter in Leipzig und die Entstehung seines Glossarium Etymologicum, in: Fata Libellorum. Festschrift für Franzjosef Pensek zum 70. Geburtstag, Göppingen 1999, S. 29–63.

387 Johann Jakob Zimmerman; vgl. Erl. 112. Vgl. auch den aus je einem Schreiben bestehenden Briefwechsel zwischen Wachter und Zimmerman aus dem Jahr 1728 in: Sammlung für die Geschichte, vornehmlich zur Kirchen- und Gelehrten Geschichte, 1. Band, hrsg. von Johann Georg Schelhorn, Nördlingen 1779, S. 290–313. Während der Begegnungen Hürners mit Zimmerman im September 1738 in Zürich kam Zimmerman mehrfach auf Wachter zu sprechen, zuletzt zeigte er ihm einen – vermutlich mit dem von Schelhorn gedruckten identischen – Brief, in dem Wachter die Behauptung dementierte, er sei Atheist; vgl. Hürner, Tagebuch, S. 315–322.

388 Johann Jakob Zimmerman, Disquisitiones historicae theologiae de Visionibus, 2 Teile, Zürich 1737–1738.

389 Wachters Erklärungen beziehen sich auf den Regierungsantritt Friedrich Wilhelms I. im Jahr 1713. Der Nachfolger des ersten preußischen Königs nahm nach dem Tod seines Vaters drastische Kürzungen an den Ausgaben vor und entließ zahlreiche Hofbedienstete. Auch Wachter, der für die Anfertigung von Inschriften zuständig war, war betroffen. Zunächst wurden seine Bezüge zur Hälfte, 1722 gänzlich gestrichen; vgl. Leben Herrn Johann George Wachters, aus seiner eignen Handschrift. in: Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste 9/1 (1763), S. 160–171, hier S. 167 f. (Nachdruck in: Wachter, De Primordiis Christianae religionis ... Mit einer Einleitung hrsg. und kommentiert von Winfried Schröder, Stuttgart-Bad Cannstatt 1995, S. 277–290) und Schröder, Spinoza (Erl. 386), S. 67.

390 Friedrich III./ I. (1657–1713), 1688 Kurfürst von Brandenburg, 1701 König in Preußen.

391 Friedrich Wilhelm I. (1688–1740), 1713 König in Preußen.

392 Vgl. Erl. 389. Nach den Erinnerungen Friedrichs II. hatte sein Vater Wachter spontan entlassen, als er erfuhr, dass Wachter lateinische Verse anfertigte; vgl. Schröder, Spinoza (Erl. 386), S. 67, Anm. 241.

393 Johann Georg Wachter, Glossarium Germanicum Continens Origines Et Antiquitates Linguæ Germanicæ Hodierne. Specimen Ex Ampliore Farragine Decerptum, Leipzig 1727.

394 Johann Georg Wachter, Glossarium Germanicum, Continens Origines & Antiquitates Totius Linguæ Germanicæ Opus Bipartitum, Leipzig 1737 (Nachdruck: Hildesheim, New York 1975).

395 Quatuor D. N. Iesu Christi Euangeliorum Versiones perantiquæ duæ, Gothica scil. Et Anglo-Saxonica: Quarum illam ex celeberrimo Codice Argenteo nunc primum depromisit Franciscus Junius. Dordrecht, Hendrick und Johannes van Esch, 1665; vgl. auch Wachter, De Lingua Codicis Argentei, in: Miscellanea Berolinensia 1723, S. 40–47 und Naumann, Catalogus (Abk.), S. 219, Nr. DCCCLXXVI.

rechts lesen frou. heist Gothisch ein herr. froua eine frau. gang heist, was beij [uns]<sup>396</sup> geh im imperat. Der premier ministre von gilgen<sup>397</sup> in Berlin hielt viel auf treümen und punctiren.<sup>398</sup> er war gouverneur eines jungen Herren,<sup>399</sup> und reiste mit ihm. Da er zu Lion war. traff es sich daß man Soldaten des einbruchs wegen decimirte. H. von Gilgen hatte wegen der fremde der sprach einen sprachmeister zu sich genommen. Der verstand die punctuation. und weil die Soldaten durch die Würfel decimirt 216|217 werden sollten, so wollte der sprachmeister aus den händen wißen, welcher des tod s seyn würde, er errichte glücklich es traff alles ein wie er gesagt. er sagte ihm noch sein eleve werde auf dem mist sterben, auch dieses traff ein: Er wurde in Spandau<sup>400</sup> gesezt man gab ihm den staubbesen, und er starb auf dem mist; obschon die familie so erhaben und reich war, daß dieses fast unmöglich schienn.

[am Rand: 22. (Mai)] H. Menz<sup>401</sup> ist ein schöner freündlicher und gelehrter Man dem man das Lob geben kan, daß er gerne mit gelehrten umgeht und sie über etwas instruirt, was die gelehrte sache angeht. Er nahm uns so liebreich auf, als etwas in der welt seyn kan. Er wollte auch gern daß wir den reichthum der wißenschafften in Leipzig admiriren sollten. er wohnt an der Ritterstraße. Göttingen kan niemahl aufkommen;<sup>402</sup> es ist kein weg dorthin aus irgend einem ort in der welt. der handel florirt gar nichts. Es ist keine frequentia Hominum alles muß theür seyn. Die 4 nationes machen die Rectorwahl, sie kommen zusammen und sezen sich an 4 tische, von denen werden 8 ausgeschoßen, die machen den Rector. Die nationes sind die säxische die meißnische, die bayrische oder fränkische, und die pohlische.<sup>403</sup> aus denen 4 nationen geht es tour a tour, aber aus jeder darf man eben nicht den nehmen der am längsten nicht gewesen ist. Die bayrische ist immer die beste, sie ist die weiteste und also hat sie die wenigsten leüte. Wenn sonst etwas zu verrichten ist, das die ganze academie angeht, so berufft der rector die 4 nationes zusamen, und die machen eigentlich das Corpus academiæ aus.<sup>404</sup> Die bestallung der Professoren ist eigentlich klein; aber sie hat dieses schön, daß sie von keinem hofe dependirt, wie die zu Göttingen. Ist da die Cassa erschöpft oder krank, so begehrst man von den professoren, daß sie credit machen; Hier ist alles gewiß. Das sicherste ist 7 dorfschafften,<sup>405</sup> die von dem rector und 4 gliedern aus den nationen erwehlt werden,<sup>406</sup>

396 Hürner schreibt: und.

397 Heinrich Rüdiger von Ilgen (1654–1728), 1679 Geheimer Sekretär in der Geheimen Kanzlei des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, 1693 Hofrat, 1701 Erhebung in den Adelsstand und Wirklicher Geheimer Rat, seit 1711 zuständig für die Außenpolitik Brandenburg-Preußens. Wachter hat den Bericht vermutlich in seiner Berliner Zeit von Ilgen selbst erfahren, »bey welchem er in sonderbahren Gnaden stund«. Zedler 52 (1747) (Abk.), Sp. 348.

398 Punktieren, Punktierkunst, Punktuation: Wahrsagekunst; vgl. Zedler 29 (1741) (Abk.), Sp. 1609–1614.

399 Nicht ermittelt; auch in der vergleichsweise ausführlichsten Biographie wird nur darauf hingewiesen, dass Ilgen »als Hofmeister eines jungen Edelmannes auf dessen Kavalierstour im Stile der Zeit durch Westeuropa« reiste. Peter Baumgart, Heinrich Rüdiger von Ilgen, in: Westfälische Lebensbilder 7 (1959), S. 61–82, hier S. 61.

400 Preußische Festung und Gefängnis.

401 (Johann) Friedrich Menz (1673–1749), 1725 ordentlicher Professor der Philosophie, 1730 der Poesie, 1739 der Physik in Leipzig.

402 Gemeint ist die 1734 gegründete Universität Göttingen.

403 Über die Zuordnung der Regionen und Länder zu den hier genannten Nationen vgl. Gretschel, Universität (Abk.), S. 44 f.

404 Über das Concilium Nationale Magnum vgl. Gretschel, Universität (Abk.), S. 51 f.

405 Neben den sog. drei alten Universitätsdörfern (vgl. Enno Bünz, Gründung und Entfaltung. Die spätmittelalterliche Universität Leipzig 1409–1539, in: Geschichte der Universität Leipzig 1409–2009. Band 1. Leipzig 2009, S. 21–325, hier S. 134) erhielt die Universität 1544 aus vormaligem Klosterbesitz die neuen Universitätsdörfer, fünf bei Leipzig gelegene Dörfer mit allen Zinsen und Diensten ... Durch diese Zuwendung ist die Universität Leipzigs zur reichsten in Deutschland geworden.« Herbert Helbig, Universität Leipzig. Frankfurt am Main 1961, S. 35.

406 Hier fehlt die Aufzeichnung eines Sachverhalts, denn gewählt wurden nicht die Dörfer, sondern 4 Kuratoren, die ihrerseits einen Prokurator ernannten. »Dieses Fünferkolleg, das bald mit dem Concilium Decanale identisch

darüber ist den ein director, der nimt diese gelder ein und distribuirt sie denen 4 facultäten;<sup>407</sup> das judicium<sup>408</sup> wird von dem Magnifico und 4 adssessoribus administrirt; die komen alle wochen 4 mahl zusammen. außer dem gewohnten einkommen der Professoren haben sie dennoch, daß sie sich als ehrliche leüte aufführen können. Die Theologi und Philosophi haben Canonicatus zu meißen und Zeiz,<sup>409</sup> die Jcti<sup>410</sup> haben Consulta die bey 100 alle wochen verfertigt werden, und die 4 mahl zusammenkommen.<sup>411</sup> Die Medici haben eine starke praxin. In Leipzig ist ein starker bücher handel. aber nichts ist gegen der gelegenheit beynahe umsonst studiren zu können. Der König hat 100 freytische, über diese ist ein director tour a tour. Will einer in das Convictorium,<sup>412</sup> so meldet er sich zu Dreßden an, und alsden bekomt er ein billet. aus allen diesen nimmt alsdenn der Director die die er will. an dem Churfürstlichen tische müßen sie noch alle wochen 6. gg geben, über dieses sind noch 100 so von Particulaires sind gestiffet worden; da zahlen sie gar nichts. Viele haben noch in dem paulino freyen tisch. Über das sind ungemein viele Stipendia von particularen<sup>413</sup> für gewiße nationes gestifftet, offt kan einer 4 oder 5 <beneficia> genießen. Erst kürzlich hat ein schlesischer edelmann 15000 thaler angewandt, 9 bursche zu erhalten,<sup>414</sup> die 217|218 [am Rand: Maj. 22.] müßen Lausnizer, Schlesier oder Meißner seyn, sie werden examinirt und die besten looßen einer bekomt 150. der andere 100 der dritte 50. und genießen es 3 jahr.

H. Christius<sup>415</sup> Professor extraord. H. E.<sup>416</sup> wird mir von H. Coste beschrieben als ein vir maximè humanus; er ist es auch. Ich kam zu ihm und er war sehr freündlich und holdselig. er

wurde, war zusammen mit dem Dorfverwalter (dem Prokurator) der Kern der Propsteiverwaltung fast 300 Jahre lang ohne nennenswerte Veränderung.» Karlheinz Blaschke, Die fünf neuen Leipziger Universitätsdörfer, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Leipzig 1951/52, S. 76–125, hier S. 93, zur Verwaltung der Dörfer S. 92–99.

407 Zum Amt des Praefectus villarum oder fisci, das 1735–1755 Johann Erhard Kapp innehatte, vgl. Blaschke (Erl. 406), S. 94 f.

408 Über die Universitätsgerichtsbarkeit vgl. Wabst (Abk.), S. 229–235.

409 Mit dem Kanonikat bezogen die Universitätslehrer Einkünfte, waren aber von Pflichten gegenüber dem Kapitel entbunden; vgl. Markus Cottin, Die Leipziger Universitätskanonikate an den Domkapiteln von Meißen, Merseburg und Naumburg sowie am Kollegiatstift Zeitz im Mittelalter (1413–1542). Rechtliche, wirtschaftliche und prosopographische Aspekte, in: Detlef Döring (Hrsg.), Universitätsgeschichte als Landesgeschichte. Die Universität Leipzig in ihren territorialgeschichtlichen Bezügen (Beiträge zur Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte A 4), Leipzig 2007, S. 279–312; Wabst (Abk.), S. 134–150.

410 Jurisconsulti.

411 Vgl. Wabst (Abk.), S. 297 f. Von der Juristenfakultät wurden Urteile »über wichtige Rechtsfälle, sowohl bürgerliche als peinliche ausgefertigt. Der Ordinarius oder beständige Dekan der Juristenfakultät führt hier das Direktorium ... Sitzungen werden wöchentlich Montags, Mittwochs, Freitags und Sonnabends von drey bis acht Uhr im Petrino gehalten.« Schulz, Beschreibung der Stadt Leipzig (Erl. 341), S. 192 f.

412 Vgl. Alrun Tauché, Das Konvikt an der Universität Leipzig im 18. Jahrhundert – Profil, soziale und wirtschaftliche Bedeutung, in: Döring, Universitätsgeschichte als Landesgeschichte (Erl. 409), S. 239–259.

413 Vgl. Katrin Löffler, Privatstipendien für Leipziger Studenten im 18. Jahrhundert, in: Döring, Universitätsgeschichte als Landesgeschichte (Erl. 409), S. 349–372.

414 Rudolph Ferdinand Freiherr von Sylverstein und Pilnickau (1628–1720) setzte das Kapital in seinem Testament vom 27. Mai 1715 aus; vgl. Johann Daniel Schulze, Stipendien-Lexikon von und für Deutschland, 1. Teil, Leipzig 1805, S. 196 f.; im Exemplar der UB Leipzig (Dt. Gesch. 73380) ist die gedruckte Angabe über die Geldsumme – 4000 Taler –, die für die oben genannten Stipendien zur Verfügung stehen soll, handschriftlich in 14 900 korrigiert.

415 Johann Friedrich Christ (1700–1756), 1731 außerordentlicher Professor der Geschichte, 1739 ordentlicher Professor der Dichtkunst in Leipzig; Christ wird als Begründer der Archäologie als Universitätsfach angesehen.

416 Christ erhielt am 11. April 1731 die »Professionem historiarum publicam extraordinariam« vgl. Edmund Dörffel, Johann Friedrich Christ. Sein Leben und seine Schriften. Ein Beitrag zur Gelehrten geschichte des 18. Jahrhunderts, Leipzig 1878, S. 34 bzw. Huttner (Abk.), S. 105–108 u. ö. Möglicherweise nimmt Hürner wegen der im

kante h. Fellenberg,<sup>417</sup> der hörte unter ihm collegia, denn er docirte zu erst daselbst.<sup>418</sup> Jez will er über die hist. Eccl. nicht lesen, weil es gar zu viele recherches brauche, er liest antiquitates Rom. und die münzen. Ich bin in holland und Engelland gewesen der studien halber:<sup>419</sup> aber ich hab keinen ort funden, der für die Studia so gut und vortrefflich sey als dieser; es ist hier nicht nur der bücherhandel, sondern viele Bibliotheken, und insonderheit die conversation der gelehrten. Der auerbachische hof. Die kaufleute sind alle in gewißer maß gelehrt. Die bur-sche haben eine æmulation, jeder will bald der gelehrteste seyn. Es wird ihnen nicht so wol zu Halle gefallen, wie sie es sich einbilden. Alles ist wenig werth. Der das museum etruscum<sup>420</sup> schreibt,<sup>421</sup> beßert sich, sein Museum florentinum ist so gut nicht. er irrt noch, daß er gar zu frech ist und ohne langes besinnen darundersezt, war ein Gott gewesen.<sup>422</sup> Er pretendirt ein Carmen etruscum ex professo zu verstehen.

<H.> ernesti, Rector an der Thomasschule<sup>423</sup> ist gewiß ein artiger und geschikter Mann. Kein Mensch sollte ihn für einen Schulman ansehen. Verburgs<sup>424</sup> und Clerici edition ist schlecht,<sup>425</sup> der erste hat nur die glossen Gronovij<sup>426</sup> und Grævij<sup>427</sup> dazugenommen, und hat gar kein MSS. gehabt. H. d'orville<sup>428</sup> muß ein schöner man seyn. Er schreibt artig aber ein wenig beißig in seinem vannus

weiteren Verlauf des Abschnitts erwähnten verweigerten Kirchengeschichtsvorlesung an, dass Christ ein Extra-ordinariat für Kirchengeschichte – Historiarum Ecclesiasticarum – innehatte.

<sup>417</sup> Johann Jakob Fellenberg (1700–1776), 1746 Landvogt in Vivis, 1756 Mitglied des Kleinen Rates in Bern; vgl. Wielands Briefwechsel, hrsg. von Hans Werner Seiffert, Anmerkungen zu Band 1, Berlin 1968, S. 404 zu Nr. 413, Z. 30.

<sup>418</sup> Christ lehrte 1726–1729 in Halle, Fellenberg wurde dort am 9. April 1728 immatrikuliert; vgl. Fritz Juntke, Matrikel der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg 1 (1690–1730), Halle 1960, S. 143.

<sup>419</sup> Christ reiste unter Beibehaltung seiner Professur und seines Gehalts 1733–1734 als Begleiter des Grafen Rudolf von Bünau (1711–1772) durch mehrere europäische Länder; vgl. Dörrfel (Erl. 416), S. 37–39.

<sup>420</sup> Anton Francesco Gori, Museum Etruscum Exhibens Insignia Veterum Etruscorum Monumenta. 3 Bände. Flo-renz 1737–1743.

<sup>421</sup> Anton Francesco Gori (1691–1757), 1717 Priester, 1735 Mitbegründer der Società Colombaria in Florenz, 1746 »prevosto del battisterio di S. Giovanni«. Dizionario Biografico Degli Italiani 58 (2002), S. 25–28, 28.

<sup>422</sup> Museum Florentinum Exhibens Insigniora Vetustatus Monumenta. 6 Bände. Florenz 1731–1743. Schon aus den Bandtiteln geht hervor, dass Abbildungen und Beschreibungen von Statuen und Gemmen »deorum et virorum illustrium« mitgeteilt werden. In den Beschreibungen wird nach dem Namen auch die Funktion der jeweiligen Gestalt, z. B. Gott oder Göttin, mitgeteilt.

<sup>423</sup> Johann August Ernesti (1707–1781), 1734–1759 Rektor der Thomasschule in Leipzig, 1742 außerordentlicher Professor der klassischen Literatur, 1756–1770 ordentlicher Professor der Beredsamkeit, 1759 ordentlicher Professor der Theologie; vgl. Hein, Junghans (Abk.), S. 188.

<sup>424</sup> Isaac Verburg (Verburgh) (1680–1745), 1706 Lehrer an der lateinischen Schule in Amsterdam, 1722 Rektor der Schule; vgl. P. C. Molhuysen, P. J. Blok (Hrsg.), Nieuw Nederlandsch Biografisch Woordenboek, 3. Teil, Leiden 1914, Sp. 1283 und Zedler 47 (1746) (Abk.), Sp. 271.

<sup>425</sup> Hürner notiert nicht, welcher Autor in den entsprechenden Editionen veröffentlicht wird. Da Ernesti zu diesem Zeitpunkt mit einer Cicero-Ausgabe befasst war, liegt der Bezug zu Ciceroausgaben nahe. Verburgs Cicero-Ausgabe erschien 1724 in Amsterdam in 11 Bänden, der berühmte Theologe Jean Le Clerc (1657–1736) hat andere antike Autoren, aber keine Cicerotexte ediert (vgl. das Literaturverzeichnis bei Haag [Erl. 140]); im Zusammenhang mit Cicero kommt als Clericus nur Ubertino Clerico († um 1500) in Frage, von dem 1480 ein mehrfach nachgedruckter Kommentar zu Ciceros Briefen veröffentlicht wurde; vgl. Dizionario Biografico degli Italiani 26 (1982), S. 404–406. Vgl. auch Ernestis Übersicht über die Cicerophilologie, in der Verburg und Clericus erwähnt werden: Johann Albert Fabricius, Bibliotheca Latina, Band 1, hrsg. von Johann August Ernesti, Leipzig 1773, S. 137–234, hier S. 172 und 220.

<sup>426</sup> Johann Friedrich Gronovius (1611–1671), 1643 Professor für Rhetorik in Deventer, 1658 Professor für Griechisch in Leiden.

<sup>427</sup> Johann Georg Graevius (1632–1703), 1662 Professor für Rhetorik, 1667 für Geschichte und Politik in Utrecht.

<sup>428</sup> Jacques Philippe d'Orville; vgl. Erl. 268.

critica.<sup>429</sup> Index ist noch kein guter. Ich hab ungemein viel müh einen guten index zu machen<sup>430</sup> ich hab über 8 < Cneios ><sup>431</sup> scipiones gefunden. Die muß man doch alle nach ihren thaten unterscheiden. In der hiesigen Bibliothec ist ein Manilius,<sup>432</sup> der ist schon dem Bentley<sup>433</sup> in Collation überschikt.<sup>434</sup> Stephani thesaurum<sup>435</sup> verleget hier in Leipzig Fritschius.<sup>436</sup> Aber h. Gesner<sup>437</sup> ist gar langsame, daher werden ihm die basler mit dem thesauro Birrhi<sup>438</sup> wol zuvorkommen.<sup>439</sup> Er zeigte mir seine Bibliothec. Die ist klein und hat etwelche rare editiones von büchern und alten authoren. Er hat noch einen alten Manilius.<sup>440</sup> einen Artemidorum.<sup>441</sup> Plinium,<sup>442</sup> Lactantium,<sup>443</sup> Macrobius<sup>444</sup>

429 [Jacques Philippe d'Orville], *Critica Vannus In Inanes Joannis Cornelii Pavonis Paleas*. Amsterdam: Johann Jansson van Waesberge und Söhne, 1737; das Buch ist der Auseinandersetzung mit Johann Cornelius von Pauw gewidmet; vgl. Erl. 270.

430 Ernestis Ausgabe der Werke Ciceros erschien 1737, der dazu gehörige Index erst 1739. Während der Besuchszeit Hürners war Ernesti demnach mit dessen Erarbeitung befaßt; vgl. Cicero, *Opera Omnia*, 4 Bände, curavit Io. Augustus Ernesti, Leipzig 1737 und Ernesti, *Clavis Ciceronianæ*, Leipzig 1739.

431 Cornelius (Cornelia) ist der gebräuchliche Vorname der gens Cornelia mit dem Kognomen Scipio.

432 Feller, *Catalogus* (Abk.), S. 291, Nr. 13: »Manili Astronomicum poëticum«, heutige Signatur: Ms 1465; erwähnt auch bei Charles E. Jordan, *Histoire D'Un Voyage Littéraire, Fait En M.DCC.XXXIII*, La Haye 1735, S. 19, der seinerseits auf weitere gedruckten Nachrichten über das Manuscript hinweist. Das »Astronomicum« wurde zwischen 9 und 22 n. Chr. verfasst, der Autorennname Manilius erscheint erst in jüngeren Handschriften; vgl. Pauly 3 (Abk.), Sp. 959.

433 Richard Bentley (1662–1742), 1694 königlicher Bibliothekar, 1700 Vorsteher des Trinity College in Cambridge, 1716 Professor der Theologie.

434 Vgl. den Hinweis auf die Unterstützung aus Leipzig in M. Manilius, *Astronomicum Ex Recensione Et Cum Notis Richardi Bentleii*, London 1739, S. XIV.

435 Robert Stephanus (1503–1559) aus der französischen Buchdruckerfamilie Stephanus (Etienne; vgl. Erl. 445) war der Verfasser und Drucker des epochemachenden »Thesaurus linguae latinae« (zuerst 1532).

436 Bei Erscheinen des Werks war der Verleger Caspar Fritsch (1677–1745) bereits verstorben, der Verlag wurde von seiner Frau Rosine Elisabeth, geb. Petzsch (um 1698–1764) fortgeführt; *Novus Linguae Et Eruditionis Romanae Thesaurus Post Ro. Stephani ... Curas ... Emendatus ... A Io. Matthia Gesnero*, 5 Teile, Leipzig 1749.

437 Johann Matthias Gesner (1691–1761), 1730 Rektor der Thomasschule in Leipzig, 1734 Professor der Poesie und Beredsamkeit an der Universität Göttingen.

438 Anton Birr (1693–1762), Arzt, 1745 Professor der griechischen Sprache, 1748 Doktor der Medizin in Basel.

439 Dass in Basel eine Ausgabe des »Thesaurus« geplant war, war durch Pränumerationsaufrufe in Zeitschriften seit längerem bekannt; vgl. z. B.: »Es wird auch annoch Pränumeration angenommen auf Roberti Stephani Thesaurum linguae latinae, so zu Basel von Antonio Birrio in IV. Tomis med. folio, nach der letzten Englischen Edition herausgegeben wird. Die erste Pränumeration kostet 3 Rthlr. 8 Gr. und überhaupt 10. Rthlr. wie hieron in einem gedruckten Avertissement mehrere Nachricht gegeben worden.« Wöchentliche Hallische Anzeigen Nr. 35, 2. September 1737, Sp. 583. Die Ausgabe erschien ab 1740: Roberti Stephani Lexicographorum principis thesaurus linguae Latinae ... nova cura recensuit ... Antonius Birrius, Band 1–4, Basel 1740–1743 (Nachdruck: Brüssel 1964).

440 Ernesti besaß das »Astronomicum« (vgl. Erl. 432) in den Ausgaben Rom 1510 und Straßburg 1655; vgl. Ernesti, *Catalogus* (Abk.), S. 181, Nr. 2715 f.

441 Artemidorus Daldianus, 2. Hälfte des 2. Jahrhunderts; vgl. Pauly 1 (Abk.), Sp. 617 f. Ernesti besaß seine Traumdeutungen (*Oneirocritica*) in einer Ausgabe von 1603; vgl. Ernesti, *Catalogus* (Abk.), S. 139, Nr. 2099.

442 Gaius Plinius Secundus, der Ältere (23–79); seine »Historia naturalis« war in Ernestis Bibliothek in mehreren Wiegendrucken und späteren Ausgaben vertreten: vgl. Ernesti, *Catalogus* (Abk.), S. 174–176, Nr. 2597–2619 und Nr. 2729.

443 Lucius Caelius Firmianus Lactantius (um 250–um 320), Kirchenvater. Ernesti besaß von Laktanz' »Divinae Institutiones« die Ausgaben Rostock 1576 und Venedig 1515; vgl. Ernesti, *Catalogus* (Abk.), S. 59, Nr. 982 und S. 66, Nr. 1063b.

444 Ambrosius Theodosius Macrobius (Anfang 5. Jahrhundert; vgl. Pauly 3 [Abk.], Sp. 857 f.) verfasste um 400 einen Kommentar zu Ciceros »Traum des Scipio« und das Sammelwerk »Saturnalia«. Ernesti besaß mehrere Ausgaben; vgl. Ernesti, *Catalogus* (Abk.), S. 174, Nr. 2582–2585.

ein paar griechische von Stephano.<sup>445</sup> ein paar von aldo manutio.<sup>446</sup> es war 12. sonst wäre man länger bej ihm geblieben.

H. von Steinwehr ist der zeitungschreiber.<sup>447</sup> Er ist ein artiger feiner Mann, der nichts sagte, als daß er von denen Orell und Compagnie<sup>448</sup> jez nichts empfangen habe, er sagt wir fangen an es ihnen zuvor zu thun.

H. Doctor Böerner<sup>449</sup> empfieng mich einmahl. Er war sehr freündlich und machte mir excuses; das ist ein vortrefflicher und redlicher man 218|219 er muß etwas langsam in seiner arbeit seyn, und ein wenig zu sehr seine commodität lieb haben: er liest lang an denen collegiis, und fängt nicht gerne frische an.<sup>450</sup> Er hat seine Bibliothech charge<sup>451</sup> dem tochterman Professor Richter<sup>452</sup> übergeben. aber mit dem allem ist er die ehrlichkeit selber. Man wird kaum einen Man finden, dem so treüherziges wesen zu den augen aus blike. Er hat diese schwachheit, daß er immer die pfeiffe in dem munde haben muß, und man sieht es ihm an, daß es ihm nicht wohl ist, wenn er nicht kan rauken. Er sagt daß der buchhandel gut beschaffen sey in Leipzig, ausgenommen die englischen. Diese nation frägt den außländischen subsidiis gar nichts nach, und ist böse über sie zu sprechen, daß sie ihnen zu weilen nachdruken. Die druker betrieben zuweilen die subscripten. Die annales ferdinandei<sup>453</sup> haben bej Weidenmann<sup>454</sup> 60. thlr. per subscriptionem gekostet. hernach gab er sie für 30. Vor etwan 16 Jahren war der Datichi von Antiochien<sup>455</sup> hier ich profitirte under ihm in dem arabischen es war ein ganz geschikter Kerl

445 Die französische Buchdruckerfamilie Stephanus (Etienne) wurde von Heinrich (Henri) d. Ä. (1460–1520) begründet. Griechische Drucke veröffentlichten erst sein Sohn Robert (1503–1559) und vor allem dessen Sohn Heinrich d. J. (1528–1598); Ernesti besaß mehrere einschlägige Ausgaben; vgl. Ernesti, Catalogus (Abk.), S. 119–169, darunter die erste Ausgabe des berühmten »Thesaurus graecae linguae« in 4 Bänden von 1572; vgl. Ernesti, Catalogus (Abk.), Nr. 1828–1831.

446 Aldus Manutius (Aldo Manuccio) (1449–1515) gründete um 1490 in Venedig eine Druckerei, deren griechische und lateinische Textausgaben durch Genauigkeit und typographische Qualität berühmt waren. Die Druckerei blieb bis 1585 in Familienbesitz, ihre Drucke werden als Aldinen bezeichnet; über entsprechende Ausgaben in seinem Besitz vgl. z. B. Ernesti, Catalogus (Abk.), S. 125–162.

447 Wolf Balthasar Adolph von Steinwehr (1704–1771), 1736 Herausgeber der Leipziger »Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen«, 1738 Professor der deutschen Sprache und Poesie in Göttingen und erster Herausgeber der »Göttingischen Zeitungen von gelehrten Sachen«, 1741 Professor des Natur- und Völkerrechts und der Geschichte in Frankfurt an der Oder.

448 Hans Conrad Orell (1714–1785), gründete 1734 in Zürich einen Verlag, der nach dem Kauf einer Druckerei als »Conrad Orell & Co.« firmierte.

449 Christian Friedrich Börner; vgl. Erl. 46.

450 In der 1742 eingereichten Klageschrift über die unzulängliche Vorlesungstätigkeit mehrerer Leipziger Professoren wird die Untätigkeit Börners besonders angeprangert; vgl. Johann Gottlieb Reichel, Thränen und Seufzer wegen der Universität Leipzig 1742, Leipzig 1929, S. 4 f. u. ö.

451 Börner war seit 1711 Leiter der Universitätsbibliothek; vgl. Loh (Abk.), S. 34–36.

452 Georg Friedrich Richter (1691–1742), 1726 außerordentlicher Professor der Mathematik, 1735 Professor der Moral und Politik. 1737 Ehe mit Johanna Sophia Börner († 5. Februar 1739), 1738 Universitätsbibliothekar; vgl. Loh (Abk.), S. 36.

453 Franz Christoph Khevenhüller, Annales Ferdinandei Oder Wahrhaffte Beschreibung, Käysers Ferdinandi Des Andern ... In Zwölf Theilen, Leipzig 1721–1726.

454 Moritz Georg Weidmann (1686–1743), Leipziger Verleger.

455 Karl Rali Dadichi († 1734), angeblich aus Aleppo in Antiochien (tatsächlich aus Frankreich), Aufenthalt in Paris, Rom, 1717 in Straßburg, 1718 Immatrikulation in Marburg, 1718 Aufenthalt in Gotha und in Frankfurt am Main, Beschreibung der arabischen und türkischen Handschriften im Katalog der Bibliothek Zacharias Konrad von Uffenbachs, 1718 Immatrikulation in Halle, 1719 Immatrikulation in Leipzig, Beschreibung der orientalischen Handschriften der Ratsbibliothek, vermutlich 1720 Weggang aus Leipzig, Reisen durch Westeuropa, später in London königlicher Dolmetscher der orientalischen Sprachen; vgl. Wolfram Suchier, C. R. Dadichi oder wie sich deutsche Orientalisten von einem Schwindler düpieren ließen. Ein Kapitel aus der deutschen Gelehrtenrepublik der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, Halle 1919.

und H. du mont<sup>456</sup> lehrte beÿ ihm syrisch. allein er spottete der bibel, und sagte, daß eben die redensarten, die wir in den Propheten admiriren in dem alcoran seÿen. Er gieng hernach in Engelland, und war beÿ der Königin<sup>457</sup> sehr wol angesehen. Salomo negri<sup>458</sup> kam auch: aber er war nicht wie jener in allen wißenschafften bewandert. H. Börner offerirte mir alles was von ihm dependirte und ließ mich nach einer stündigen visite von sich. Er hat eine weiße stube, und die meubles sind schwarz von grobem tuch; und er hat einen porphyrienen tisch.

H. Mag. Hofman<sup>459</sup> prediger beÿ der Petriner Kirche nahm meinen landsman<sup>460</sup> freündlich auf. er sagte er habe sehr viele Ms. für die historie der reformation von Leipzig, die wolle er deutsch machen, und zur erbauung seiner gemeind einrichten.<sup>461</sup> Er ist H. Abt Mosheims meinung mit der Union. Er hatte einmahl in einer dissertation die Calvinisten Calvinianos genant.<sup>462</sup> Im blik schreibt H. la Croze<sup>463</sup> und beklagt sich. Er aber entschuldigt sich, daß man beÿ ihnen das für kein schelwort ansehe.<sup>464</sup> Die humaniora sind wol gar zu sehr gefallen. noch vor 10 Jahren hatte ich beÿ 50 auditores in dem hebraeischen aber iez bekäme ich nicht mehr 10.

H. Börner sagte mir noch: Es seÿ hier ein ungemeiner guter araber, der Clodius<sup>465</sup> der aber ein valetudinarius ist. Er schreibt so gut syrisch, arabisch und alle sprachen, als etwas seÿn kan. Der Kehr<sup>466</sup> war auch so aber doch nicht so gut.

456 Als Dadichi sich hier aufhielt, war Gabriel Dumont noch als Pfarrer in Leipzig tätig; vgl. Erl. 47.

457 Caroline (1683–1737), Königin von Großbritannien und Irland.

458 Salomon Negri (um 1665–1729), geb. in Damaskus, von Jesuitenmissionaren in griechischer und lateinischer Sprache unterrichtet, Studium in Paris, 1701–1705 Lehrer des Arabischen in Halle, anschließend Aufenthalt in Italien, in Konstantinopel Ordination zum Geistlichen der griechischen Kirche, Aufenthalte in Rom, Venedig und Halle, schließlich in London, wo er verstarb.

459 Karl Gottlob Hofmann; vgl. Erl. 352.

460 Michael Schlatter; vgl. Erl. 92.

461 Karl Gottlob Hofmann, Ausführliche Reformation=Historie der Stadt und Universität Leipzig, Leipzig 1739.

462 In einer Dissertation, die Hofmann verfasst und unter dem Praeses Klausing verteidigt hatte, heißt es, dass die »Calviniani, vel, ut appellari volunt, Reformati« Irrtümer u. a. in der Auffassung der Prädestination und der Sakramente begangen hätten; Heinrich Klausing (Praes.), Karl Gottlob Hofmann (Autor), Controversia Nestoriana Olim Agitata Haud Fuisse Logomachia (Disputation am 20. Juli 1725), Leipzig 1725, S. 4.

463 Mathurin Veyssiére de La Croze (1661–1739), 1677 Eintritt in den Benediktinerorden, 1696 Konversion zum reformierten Protestantismus in Basel, 1697 Bibliothekar in Berlin, 1724 Professor der Philosophie am französischen Collegium in Berlin.

464 Karl Gottlob Hofmann, Defensio Dissertationis, De Controversia Nestoriana, Olim In Academia Lipsiensi Ventilatae. Qua Literis Et Objectionibus ... Maturini Veyssiére La Croze Respondetur, Leipzig 1731. Im Vorwort weist Hofmann darauf hin, dass de La Crozes Schreiben im Museum Bremense veröffentlicht wurde; vgl. Museum Historico-Philologico-Theologicum 1 (1728), S. 78–94. Hofmann reagierte überrascht und betonte, dass der Begriff »Calvinianic« in seiner Umgebung selbstverständlich und wertungsfrei gebraucht werde.

465 Johann Christian Clodius (1676–1745), 1700 Studium in Jena, um 1720 in Leipzig, 1724 außerordentlicher Professor der arabischen Sprache in Leipzig; vgl. Holger Preißler, Orientalische Studien in Leipzig vor Reiske, in: Hans-Georg Ebert, Thoralf Hanstein (Hrsg.), Johann Jacob Reiske – Leben und Wirkung. Ein Leipziger Byzantinist und Begründer der Orientalistik im 18. Jahrhundert (Beiträge zur Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte B 6), Leipzig 2005, S. 19–43, hier S. 36–43. Vgl. auch Clodius' Briefe an Gottsched in: Gottsched, Briefwechsel 1 (Abk.), weitere Angaben dort S. 485. Obwohl Hürner über ein Empfehlungsschreiben an Clodius verfügte (vgl. Erl. 48), gibt es keine Aufzeichnungen über einen Besuch.

466 Georg Jacob Kehr (1692–1740), 1713 Studium in Halle, 1723 Anfertigung eines handschriftlichen Katalogs der orientalischen Handschriften der Leipziger Ratsbibliothek, 1727 Lektor für orientalische Sprachen in Leipzig, 1732 Mitarbeiter am Kollegium des Auswärtigen in St. Petersburg, Katalogisierung der orientalischen Münzsammlungen; vgl. Preißler, Orientalische Studien (Erl. 465), S. 32–36, über die Rivalität zwischen Clodius und Kehr S. 35 und 38.

[am Rand: 23. (Mai)] H. Siber<sup>467</sup> ist gewiß ein vernünftiger und bescheidener Mann. Man kann nicht feiner die Leüte empfangen, als er sie empfängt. Alles lacht an ihm. er ist klein und dick und ein großer Liebhaber von der gelehrtheit u. der Kirchenhistorie. Er fieng an von der religions-veränderung in Sachsen zu reden,<sup>468</sup> beklagte sich, daß man so viel die religion darin umsetze, daß alle kleine fürsten beyñahe wiederum catholisch werden. Vor 20 Jahren waren mehr nicht denn 30 catholische in Leipzig iez sind über 200. alle schlechte leüte die abfallen die werden promovirt, an dem hofe. Es ist 219 | 220 [am Rand: Maÿ 23.] sehr zu befürchten sachsen werde mit der Zeit ganz catholisch. Ich machte ihm ein compliment über seine wißenschafft in den historicis. Er sagte mir, daß er nur ein Liebhaber seye. Die kleinen Werkgen, die man nicht finden könne seyen nichts werth. seine historia thessalonicensis ist fertig;<sup>469</sup> allein sie sollte abgeschrieben seyn. die historia melodorum ist auch fertig, auch die de Pontificibus. er hat von allen Brüggen eine besondere notiz. und von allen in dem Schweizerland, von der zu St moriz weiß er, daß sie von dem Duce Legionis thebea<sup>470</sup> erbauen ist. er gabe h. Schramm,<sup>471</sup> der einen tractat davon gemacht, nachrichten; allein der man wuste es nicht zu brauchen.<sup>472</sup> De usu florum will er nicht eylen. De stylitis ist ausgemacht. Er redete weiters nichts als von seinen Stylitis, er hat sonderlich neue sachen, sonderlich hat er ein griechisch Ms. von Daniele Stylita.<sup>473</sup> er erzehlte viele dinge davon. sie hatten im anfang nur kleine maß, hernach ließen sie geländer darum machen, Theodoreetus<sup>474</sup> selbst redete vortrefflich von diesen leüten.<sup>475</sup> sie froren zuweilen auf der säule an. offt aber faulten ihnen die füße an. Sie wurden von allen fürüber gehenden angebettet, diese gaben ihnen offt zum zeichen daß sie ihr gebet erhörten eine laus, oder zerrißnen lumpen. im anfang hatten sie nur kleine säulen. Hernach aber hohe biß 60 ellen lang<sup>476</sup> die zuweilen der wind umwehete; es geschah daß sie sich in trier ein nisten wollten; der Kerl war schon auf der säule, und man konte ihn nicht herunterbringen, biß der Kaiser

467 Urban Gottfried Sieber (1669–1741), 1698 Rektor in Schneeberg, 1708 Archidiakon in Leipzig, 1714 außerordentlicher Professor für kirchliche Altertümer an der philosophischen Fakultät, 1739 Pfarrer an der Thomaskirche; vgl. Petzoldt (Abk.), S. 153 f.; Hein, Junghans (Abk.), S. 269.

468 Vgl. Paul Franz Saft, Der Neuaufbau der katholischen Kirche in Sachsen im 18. Jahrhundert (Studien zur katholischen Bistums- und Klostergeschichte 2), Leipzig 1961.

469 Diese und die in den folgenden Sätzen genannten Titel sind im Schriftenverzeichnis Siebers als Manuskripte aufgeführt; vgl. Zedler 37 (1743) (Abk.), Sp. 1037 f.

470 Gemeint ist Mauricius, der als Kommandant der Thebäischen Legion während der Christenverfolgung des Kaisers Maximinus († 313), in Agaunum, dem später nach ihm benannten St. Moritz, um 305 mit seiner gesamten Legion den Märtyrtod erlitten haben soll; zur Diskussion um den historischen Sachverhalt vgl. Heinz Bellen, Der Primicerius Mauricius. Ein Beitrag zum Thebäerproblem, in: Historia 10 (1961), S. 238–247; zur zeitgenössischen Sicht Zedler 19 (1739) (Abk.), Sp. 2217 f.

471 Carl Christian Schramm (1703–vor 1760), 1724 Advokat in Dresden, 1741 Hofrat des Markgrafen Friedrich von Brandenburg-Bayreuth-Kulmbach. Sein Todesdatum konnte nicht ermittelt werden; aus der Todesanzeige für seinen 1760 verstorbenen Bruder Johann Benjamin Schramm geht hervor, dass er in den fünfziger Jahren in Dresden verstorben ist, denn dieser wird als »Bruder des vor einigen Jahren allhier verstorbenen berühmten ... Marggräfl. Culmbachischen Herrn Hofrath, Carl Christian Schramms« bezeichnet. Neueröffnetes Historisch-Sächsisches Curiositäten Cabinet 1760, S. 221.

472 Carl Christian Schramm, Historischer Schauplatz, in welchem die merkwürdigsten Brücken ... beschrieben werden insonderheit aber die Dresdner Elbbrücke, Leipzig 1735, über die Schweizer Brücken S. 233–238.

473 Das Leben Danielis Stylita wurde ihm aus der Leipziger Ratsbibliothek geliehen; vgl. Zedler 37 (1743) (Abk.), Sp. 1037; über Daniel Stylita (um 409–493) vgl. Otto Wimmer, Hartmann Melzer, Lexikon der Namen und Heiligen, Hamburg 2002, S. 207.

474 Theodoret (399–um 460), Bischof von Kyrrhos.

475 Vgl. Theodoreton von Cyrus, Mönchsgeschichte, aus dem Griechischen übersetzt von Konstantin Gutberlet, München 1926, S. 162 f.

476 Eine Elle beträgt in den meisten deutschen Städten zwischen 55 und 60 cm; vgl. Helmut Kahnt, Bernd Knorr, Alte Maße, Münzen und Gewichte, Leipzig 1986, S. 81 f.

selber kam und ihn bate. Er kam, man ließ ihm die säule niederreißen, und bat ihn er möchte doch mit einem gemach das an der kirche in der höhe gebauet vorliebnehmen.<sup>477</sup> Sie sind noch in Moscau. h. Brun<sup>478</sup> hat in seinem voyage en moscovie die kupfer gestochen.<sup>479</sup> allein sehr unrecht. Man kan mit einiger gewißheit sagen, daß diese Styliten eben nicht aus narrheit an diesen ort gegangen. ihre säule war in mitten in dem kloster gebäuw aufgestekt. Zu einer seite war die Kirche, zu der anderen das kloster, weiter die oeconomie häuser &c. Von dar gab der stylit befehl an alle seine brüder, und observirte wen ein jeder aus seiner hütte gieng. sagte hernach, der geist Gottes habe es ihm eingegeben. so hatten sie da gleichsam die wache. Im übrigen bat ich ihm die Bibliothec zu sehen. allein er hatte keine ohren; und sagte die feyertagen ruken zu. die sachen von pohlen<sup>480</sup> hat niemand anders gemacht als Böhmer.<sup>481</sup> und Thomasius.<sup>482</sup> der hat den herren das principium gegeben, daß sie herren der religion seyen.<sup>483</sup> hätte man diesen man hier behalten, so wär es nicht wiederfahren, allein er hatte händel mit Ittig,<sup>484</sup> Rechenberg,<sup>485</sup> die wollten nicht daß dieser böse kopf sollte Professor werden,<sup>486</sup> der arnold<sup>487</sup>

<sup>477</sup> Vermutlich spielt Sieber auf den einzigen bekannten Fall eines westlichen Mönchs an, der dem Beispiel der Styliten folgen wollte: Wulflaik (Wulflaich) († 600) ließ sich in den Bergen bei Yvois in Nordfrankreich eine Säule errichten. Bischof Magnerich von Trier († nach 578) untersagte die Lebensweise und ließ die Säule zerstören. Wulflaik erbaute daraufhin die Kirche St. Walfroy; vgl. Wimmer, Melzer (Erl. 473), S. 865 und Gregor von Tours, Historiarum libri decem 8, 15.

<sup>478</sup> Cornelis de Bruyn (1652–1726/27), niederländischer Maler, Zeichner, Schriftsteller. Seine zweite große Reise führte Bruyn nach Rußland (1701–1702), Persien, Ost-Indien, Ceylon und Java; die Beschreibung der Reisestattete er mit unterwegs gezeichneten Darstellungen aus, die er später vermutlich selbst in Kupfer stach; vgl. Allgemeines Künstlerlexikon, Band 14, München 1996, S. 616.

<sup>479</sup> Cornelis de Bruyn, Voyages Au Levant, C'est à-dire, dans les Principaux endroits de l'Asie Mineure. Nouvelle Édition, augmentée considérablement, 5 Bände, Rouen 1725. Vom dritten Band an trägt die Ausgabe den Titel: Voyages De Corneille Le Bruyn Par La Moscovie, En Perse, Et Aux Indes Orientales. Das Werk war nach de Bruyn Rückkehr von seiner Reise (1708) zuerst unter dem Titel »Reizen over Moscovie door Persie en Indie, verrijkt met 300 konstplaten, door den autheur zelf na't leven afgtekent« 1711 in Amsterdam erschienen; vgl. Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart, Band 5, begründet von Ulrich Thieme, Felix Becker, Leipzig 1911, S. 159.

<sup>480</sup> 1697 wurde August der Starke zum König von Polen gewählt, Voraussetzung für die Königskrone war die Konversion zum Katholizismus.

<sup>481</sup> Just Henning Böhmer (1674–1749), 1697 Hofmeister in Rinteln und Halle, Vorlesungsbesuch u. a. bei Christian Thomasius, 1701 außerordentlicher, 1711 ordentlicher Professor der Rechte in Halle, 1743 Regierungskanzler des Herzogtums Magdeburg. Böhmer genoß das besondere Vertrauen des preußischen Königs Friedrich Wilhelm I.

<sup>482</sup> Christian Thomasius (1655–1728), Jurist und Philosoph, 1681 Lehrtätigkeit an der Leipziger Universität, 1690 Vorlesungsverbot in Leipzig, Ausreise nach Brandenburg, 1694 Professor der Rechte in Halle.

<sup>483</sup> Christian Thomasius – wie auch Böhmer – war ein Verfechter des sogenannten Territorialsystems, einer staats-kirchenrechtlichen Theorie, die dem Staat weitgehende Herrschaftsrechte über das Kirchenwesen einräumte. In der von Thomasius behaupteten Version, die auf dem säkularen Naturatrecht beruht, besitzt der von religiösen Zwecken entbundene und auf religiöse Begründungen verzichtende Staat die Souveränität über den gesamten Sozialbereich und kann zur Sicherung der staatlichen Ordnung in kirchliche Belange eingreifen.

<sup>484</sup> Thomas Ittig (1643–1710), seit 1671 Pfarrstellen in Leipzig, 1697 außerordentlicher, 1698 ordentlicher Professor der Theologie; vgl. Hein, Junghans (Abk.), S. 216 f.

<sup>485</sup> Adam Rechenberg; vgl. Erl. 242.

<sup>486</sup> Zu den Auseinandersetzungen in Leipzig vgl. Rolf Lieberwirth, Christian Thomasius' Verhältnis zur Universität Leipzig, in: Rolf Lieberwirth, Rechtshistorische Schriften, hrsg. von Heiner Lück, Weimar, Köln, Wien 1997, S. 31–60. Die Namen von Ittig und Rechenberg werden hier nicht erwähnt.

<sup>487</sup> Gottfried Arnold (1666–1714), mystisch-spiritualistischer Theologe, radikaler Pietist, 1697 Professor der Geschichte in Gießen, Rückzug aus dem akademischen Leben, 1702 Hofprediger in Alstedt, 1705 Pfarrer und Superintendent in Werben (Altmark), 1707 Pfarrer und Superintendent in Perleberg.

war auch so. beide giengen nach halle,<sup>488</sup> und da setzte der arnold den schandflek der lutherischen K. sein historie<sup>489</sup> auf.

[am Rand: 24. (Mai)] Diesen tag brachte ich zu mit dissertationes aufsuchen, weiters that ich nichts

[am Rand: 25 (Mai)] Heute ist pfingsten, und der schönste tag. H. D. Pfeiffer<sup>490</sup> predigete in der Collegiums Kirche. Ich weiß nicht, wie mir diese predig fürkommen ist. er bewies warum der H. Geist so genant werde. Mir deüchte ich hörte den H. Ringier<sup>491</sup> 220|221 predigen. es war überaus theologisch; allein mit dem allem nichts als ein register der passages, darin das wort geist vorkommt; ein jargon, darin weder verstand noch einsicht herrschte. er insistirte sehr auf das  $\alpha\lambda\alpha$ , aber ihr sejd abgewaschen;<sup>492</sup> von der transposition, sagte er es habe der geist G.<sup>493</sup> dieses offt im brauch, so sage er die gnad unsers Herren. H. Gottsched sagte mir alles das mit denen wörtern sind contes, die Apostel haben nicht auf Wörter gesehen. Ich bringe diesen einzigen grund an: weil sie alle viere die inscriptionem crucis anders haben:<sup>494</sup> Dennoch ist gewiß, daß sie nur auf eine manier gewesen. Nach der predig hielte feine music, die war schöner als die predig; um 12. uhr war eine Oration. Rector und Professoren facultatum zogen von St. Nicol. in das Paulinum und da in der Kirche. auf einem Catheder hiezu hielte ein bursche eine rede,<sup>495</sup> der H. Klausing hatte ein lateinisches programma hiezu gemacht,<sup>496</sup>

488 Nicht Arnold, sondern August Hermann Francke (1663–1727) gelangte wie Thomasius von Leipzig nach Halle. Er hatte wegen der von ihm gehaltenen Erbauungsstunden Auseinandersetzungen mit der Universität und der Stadt Leipzig und mußte sich einer von der kurfürstlichen Regierung angeordneten Untersuchung stellen. Christian Thomasius verteidigte ihn als Jurist in einem »Rechtlichen Bedenken«, in dem er die Gegner Franckes, die auch seine eigenen waren, scharf angriff. Thomasius wurde mit einem Anstellungsdekret vom 4./14. April 1690 zum brandenburgischen Hofrat ernannt und erhielt die Erlaubnis, in Halle Vorlesungen zu halten. Durch Thomasius' Vermittlung gelangte 1692 auch Francke nach Halle; vgl. Walter Bienert, Der Anbruch der christlichen deutschen Neuzeit dargestellt an Wissenschaft und Glauben des Christian Thomasius. Halle 1934, S. 158–160 und Martin Brecht, Klaus Deppermann, Ulrich Gäßler und Hartmut Lehmann (Hrsg.), Geschichte des Pietismus, Band 1, Göttingen 1993, S. 447 f. Allerdings bestand auch zwischen Arnold und Christian Thomasius eine persönliche Verbindung; vgl. Erich Seeberg, Christian Thomasius und Gottfried Arnold, in: Neu Kirchliche Zeitschrift 31 (1920), 337–358, hier S. 356–358 und Jürgen Büchsel, Dietrich Blaufuß, Gottfried Arnolds Briefwechsel. Erste Bestandsaufnahme – Arnold an Thomasius 1694, in: Dietrich Meyer (Hrsg.), Pietismus – Herrnhutertum – Erweckungsbewegung. Festschrift für Erich Beyreuther (Schriftenreihe des Vereins für Rheinische Kirchengeschichte 70), Düsseldorf 1982, S. 71–106, hier S. 95 f.; Abdruck von Arnolds Brief an Christian Thomasius vom 23. November 1694.

489 Gottfried Arnold, Unparteyische Kirchen= und Ketzer=Historie, Frankfurt am Main 1699–1700 und weitere Ausgaben. Durch die antiinstitutionelle Grundhaltung, die Hochschätzung praktischer Frömmigkeit und die individuelle Würdigung der kirchlicherseits diskreditierten Häretiker wurde die Kirchen= und Ketzer=Historie zum Stein des Anstoßes für die Orthodoxie und zu einem Grundbuch für den Pietismus, das auch der Geschichtsschreibung starke Impulse gegeben hat.

490 Johann Gottlob Pfeiffer; vgl. Erl. 300.

491 Johann Heinrich Ringier (1688–1745), 1692 Feldprediger in Holland, 1699 Pfarrer in Zimmerwald, 1715 Professor der griechischen Sprache in Bern, 1720 der Theologie; Stammbucheintrag vom 18. Juli 1736; Hürner, Stammbuch (Abk.), S. 53.

492 1. Korinther 6, 11. Das Wort  $\alpha\lambda\alpha$  – aber – wird im Satz dreimal gebraucht: Aber ihr seid abgewaschen, aber ihr seid geheiligt, aber ihr seid gerecht geworden durch den Namen Jesu Christi.

493 Gottes.

494 Zu den unterschiedlichen Versionen der Inschrift am Kreuz Christi bei den Evangelisten vgl. Matthäus 27, 37; Markus 15, 26; Lukas 23, 38; Johannes 19, 19.

495 Johann Gottlieb Bosseck (1718–1798), 1745 außerordentlicher Professor der hebräischen Sprache in Leipzig (vgl. Hein, Junghans [Abk.], S. 175) referierte zum Thema: »De Επιλήσσει Ecclesiae Graecae ad Spiritum Sanctum in Eucharistia«. Der Name des Redners und das Thema sind auf S. XII des in der folgenden Erl. genannten Programms festgehalten.

496 Heinrich Klausing, ΑΠΙΩΔΕΙΞΙΝ ΤΟΥ ΠΙΝΕΥΜΑΤΟΣ ΚΑΙ ΔΥΝΑΜΕΩΣ ΤΟΥ ΘΕΟΥ. Quaerendam Et Adhibendam In Omnibus Doctrinae Christianae Capitibus Commendat Rector Academiae Lipsiensis Et Ad

und darin grausam auf die falsche philosophie und oratorie losgezogen.<sup>497</sup> In der predig sagte H. Gottsched mir er wollte zu mir kommen; er ließe sich anmelden schon am mitwochen.<sup>498</sup> allein es war mir nicht gelegen, und ich war auch nicht zu hause. Heute muste ich ihn annehmen. Ich hatte mit meinem landsmann<sup>499</sup> ein gefecht. Dieser meinte, ich sollte ihn auch beÿ der visite haben; die opposition war gut: ich hatte genugsahme gründe das nicht zu thun, denn ich konte keinen grund haben Herren Gottsched einen frischen gefehrten aufzubürden alleine seine opposition war hierüber unüberwindlich. Endlich remedirte der Hospes<sup>500</sup> und gab mir seine stube.

H. Wachter ließ fragen, ob ich lieber zu ihm kommen sollte, oder ob er kommen sollte zu mir. Ich fund es der höflichkeit gemäse. Er fieng an mir von H. Mosheim zu reden, und mir zu sagen, daß er ihn für einen der grösten Theologen halte, und einen philosophum, der alle theile durchgegangen ist. er habe an seinem Cudworth<sup>501</sup> 3 monat diesen winter gelesen, und diese Lectur habe ihn in große opinion gegen diesen Mann gesezt. Doch hat weder er noch Cudworth<sup>502</sup> gewust, daß die alten ein doppeltes wort, ein *ενδοθετον* und ein *προφορικον* statuirten.<sup>503</sup> Das innwendige ist eben das, was die ideen, die idealwelt. Nach diesem hat der sermo *προφορικος* die welt geschaffen durch ein lauter wollen. jenes *λογος* geht den verstand also an. dieses den willen. Die Heil. schrift ist voll von denen expressionen. Das Evangel. Johannis &c. allein es ist daher falsch, wenn h. Mosheim und alle sagen, daß die schule zu alexandria<sup>504</sup> Pantænum<sup>505</sup> und ammonium<sup>506</sup> die ersten gehabt haben, die die philosophie mit der Theologie combinirt.<sup>507</sup> Dieses war der grund warum der arianismus<sup>508</sup> entstand. Christus ist ein

Festos Dies Pentecostales Pie Solennique Ritu Atque Oratione Publica In Aede Paulina Habenda Celebrandos  
Invitat, Leipzig 1738.

497 Klausing legt seinen Ausführungen mit Blick auf das Pfingstfest den im Titel zitierten Text, 1. Korinther 2, 4 zugrunde. Er erklärt, dass Vernunft und mathematische Methode in menschlichen Wissenschaften wie Philosophie, Medizin und Jurisprudenz ihre Berechtigung haben. Im Bereich der Offenbarungstheologie aber wirke die Kraft Gottes, die den Beweisen aller Redner und Weisen dieser Welt unendlich überlegen sei. »Voluit nimurum Paulus, vt Corinthii *αποδειξη* illam diuinam et caelestem praedicationis sua, demonstrationibus humanis omnibus, omnium oratorum et sapientum huius mundi, innumerabilibus gradibus preferendam.« Klausing, ΑΠΟΔΕΙΞΙΝ (Erl. 496), S. VIII f.

498 Gemeint ist der vergangene Mittwoch (21. Mai).

499 Michael Schlatter; vgl. Erl. 92.

500 Hürners Wirt und Vermieter; vgl. Erl. 2.

501 Ralph Cudworth, *Systema intellectuale huius universi*. Ioannes Laurentius Mosheimus ex Anglico Latine vertit ... et auxit, Jena 1733. Mosheim arbeitete seit 1725 an der Übersetzung, 1729 wurde mit dem Druck begonnen; vgl. Karl Heussi, Johann Lorenz Mosheim, Tübingen 1906, S. 132 f.

502 Ralph Cudworth (1617–1688), *Philosoph*, 1654 Master des Christ's College in Cambridge.

503 Die Spekulationen um den in Gott innwohnenden und den aus ihm hervorgehenden Logos dienten vor allem der Klärung des innergöttlichen Verhältnisses von Gott dem Vater und Christus als dem Sohn, vgl. Adolf Harnack, *Lehrbuch der Dogmengeschichte*, Band 1, Freiburg, Leipzig, 3. Auflage, 1894, S. 491 und Hermann J. Vogt, *Bemerkungen zu Exegese und Christologie des Theodor von Mopsuestia*, in: *Annuario historiae conciliorum. Internationale Zeitschrift für Konziliengeschichtsforschung* 27/28 (1995/1996) 1, S. 5–27, hier S. 9.

504 Die Theologenschule im ägyptischen Alexandria zeichnet sich durch die Synthese von christlichem und griechisch-philosophischem Denken, durch stark spekulative Elemente und die Bevorzugung nichtliteraler Schriftauslegung aus. Ihre bedeutendsten Theologen sind Clemens von Alexandrien (150–um 215) und Origenes (um 185–um 254).

505 Pantaenius von Alexandria († um 200), stoischer Philosoph, der zum Christentum übergetreten ist, Gründer der Katechetenschule von Alexandria, Lehrer des Clemens von Alexandrien.

506 Ammonius Sakkas († um 241), Begründer der neuplatonischen Schule von Alexandria, Lehrer Plotins.

507 Vgl. Johann Lorenz Mosheim, *Institutiones Historiae Christianae Antiquioris*, Helmstedt 1737, S. 149–157.

508 Glaubensrichtung, benannt nach Arius (um 280–336), Presbyter in Alexandria. Seine Auffassung, dass Gott nur Einer und Christus mit Gott nicht wesengleich sei, sondern von Gott vor aller Zeit aus dem Nichts geschaffen wurde, führte zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen Anhängern und Gegnern und zur Exkommunikation

geschöpf aber nicht aus denen dingen die waren sondern εξ ουκ οντων.<sup>509</sup> er Confundirte also unigenitum et primogenitum mit einander; unigenitus heist er dieweil niemand sonst so gebohren worden, primogenitus, weil die ganze welt nach ihm erst ist gebohren worden. Allein ich gestehe hier verstand ich ihn nicht recht, Ich erwarte noch liecht.<sup>510</sup> Ich hörte, daß er schon h. Leibniz<sup>511</sup> etwelchs dieser gedanken gesagt, und geschrieben hatte,<sup>512</sup> allein H. Leibniz gab es im blik für das seinige aus und schrieb an die Jesuiten 221 | 222 [am Rand: Maÿ 25] so miech er es immer. Es war gefährlich beÿ ihm zu seÿn. Er frug biß daß er es konte errathen, was man für gedanken hätte; und selbst aus dem, das man nicht sagen wollte, konte er schließen, das das man sagen sollte. mit einem Wort wir hielten ihn für einen rechten gedanken dieb. Er schmeichelte den Jesuiten mit seinem Calculo infinitesim. ist ein corper so sehr divisibel, so kan auch der Leib Christi an vielen örtern seÿn. Das kommt mit dem überein, was mir H. Abt Mosheim gesagt, daß er es mit den Jesuiten niemahl habe verderben wollen. Daß die Welt eine machine seÿ,<sup>513</sup> ist wohl nicht zu glauben. Es ist vielmehr dieses wahr, daß sie ein thier ist, und daß andere sachen so wol denken als wir. Ich sagte ihm es komme alles auf das volle oder leere an, er sagte man wiße die principia nicht, die schöpfung seÿ eine sache, die der Weisheit Gottes vorbehalten worden; die isis ist verhüllt, hoc peplum nemo revelavit.<sup>514</sup> Ich hingegen schliese daß es auf dreÿ dinge ankomt. Wir müsten, wenn wir rechte physici und metaphysici seÿn wollten diese folgende stüke wißen. Das principium existendi; wir sagen es seÿ in Gott; allein es kommt darauf an, ob nichtsleres seÿe, ob ein vacuum coacervatum seÿe oder nicht.<sup>515</sup> ist kein vacuum coacervatum so ist alles nothwendig, es hat keine bewegung anfangen können, die welt ist unendlich, sie ist nothwendig, sie ist Gott; wie schwehr ist das aber auszumachen. Zweitens sollten wir das principium agendi wißen. entweder sind es gesäze oder es sind keine gesäze; das kommt auf zweÿ Dinge heraus. entweder ist die welt eine machine, oder ein thier, alles geht nach den gesezen der bewegung, oder nach den gesezen, die die geister zu handlen bewegen. und auf der anderen seite. alles ist in der welt voll, dann ist eine Certitudo eventuum<sup>516</sup> oder Epicu-

des Arius. Die Konzilien von Nicaea (325) und Konstantinopel (381) diskreditierten die Lehre des Arius, Arianismus wurde zur Ketzerbezeichnung, mit der indes sehr unterschiedliche Auffassungen belegt wurden. Unter den christianisierten Germanen war der Arianismus bis ins 7. Jahrhundert verbreitet.

509 Das Zitat entstammt einem Brief des Arius, in dem er mitteilt, er sei angeklagt, weil er sage, dass der Sohn im Gegensatz zum anfangslosen Vater einen Anfang habe und aus dem Nichtseindenden geschaffen sei; vgl. Harnack, Lehrbuch, Band 2 (Erl. 503), S. 192.

510 Am folgenden Tag wurde das Thema wieder aufgenommen; vgl. unten.

511 Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716).

512 Ein Briefwechsel zwischen Wachter und Leibniz ist nicht überliefert. In Vorbereitung der Gründung der Berliner Akademie und nachher als Akademiepräsident hielt sich Leibniz häufiger in Berlin auf. Er selbst hat in Annotation zu einem Brief von Daniel Ernst Jablonski (1660–1741) vom 5. März 1701 Aufzeichnungen über ein Gespräch mit Wachter hinterlassen, die erstmals von Johann Erhard Kapp veröffentlicht wurden; vgl. Sammlung einiger Vertrauten Briefe, welche zwischen dem weltberühmten Freyherrn, Gottfried Wilhelm von Leibnitz, und dem berühmten Berlinischen Hof=Prediger, Herrn Daniel Ernst Jablonski, auch andern Gelehrten ... gewechselt worden sind, Leipzig 1745, S. 260; danach: Leibniz, Sämtliche Schriften und Briefe, Reihe 1, Band 19, Berlin 2005, S. 476.

513 Vgl. Leibniz, Monadologie (Erl. 57), S. 64.

514 Im Tempel Sais soll auf einer vermeintlichen Statue der Isis die Inschrift gestanden haben »Ego sum omne quod fuit quodque est quodque erit et peplum meum nemo mortalium revelavit« (Ich bin alles, was war, ist und sein wird, und kein Sterblicher hat meinen Schleier gelüftet) Plutarch, De Iside et Osir. 9; zum historischen Sachverhalt vgl. Plutarch, Über Isis und Osiris, griechisch und deutsch, hrsg. von Gustav Parthey, Berlin 1850, S. 176 f. und Theodor Hopfner, Plutarch über Isis und Osiris, 2. Teil, Prag 1941 (Nachdruck Hildesheim, New York 1974), S. 83 f.

515 Vgl. die folgende Erl.

516 Vgl. Leibniz, Monadologie (Erl. 57), S. 61: Wenn alles voll ist, hängt alles mit allem zusammen und alles geht aus-einander hervor. »Und folglich verspürt jeder Körper alles, was sich im Universum ereignet, so dass jemand, der

rus hat recht.<sup>517</sup> H. Wachter hat ein Scriptum gemacht von dem glauben der Väter de s. coena von Concil. nic: un einen de origine arianismi, H. Reimman<sup>518</sup> hat ihm den lezteren erwischt und ihn für einen atheisten ausgeschrien;<sup>519</sup> darum fragte er mich, ob H. Mosheim weder zu gutem noch zu bösem von ihm gerecht hätte. Er ist lutherisch geworden, und ist zu Berlin aus Conviction reformirt worden. Er invitirte mich auf die Bibliothec, da er den schlüssel zu dem Cabinet hat; und sie steht ihm allezeit offen.<sup>520</sup> Er schlug mir sein glossarium<sup>521</sup> auf. Hürner will nichts anders sagen horener ein horn bläser.<sup>522</sup> Bern heist nicht von dem bär, sondern von bern barn judicium, mallus; helvet ist hill heist hohe, beiten ist Weiten. bergwohner; Schweizer suit hieße celtisch ein thal. uchtland land gegen morgen.

H. Gottsched kam um 4 uhr zu mir es war mir die angenehmste visite die ich hätte bekommen können. ich konte noch mit meinem Logis bestehen, und er fand, daß es gut genug wäre. Einer seiner disciplen genant<sup>523</sup> gab den ersten theil Saurin heraus teüsch, samt <1> über den passion,<sup>524</sup> iezo aber ist noch ein habilerer, der den 2ten ausgiebt, 222 | 223 der ist selber ein orator und seine übersetzung geräth excellent.<sup>525</sup> Tillotson<sup>526</sup> hat noch so annehmlichkeit.

alles übersieht, in jedem lesen könnte, was sich überall ereignet, und selbst das, was geschehen ist oder geschehen wird. Leibniz, Monadologie (Erl. 57), S. 45.

517 Vermutlich betrachtet Hürner Epikur hier in der Sicht von Leibniz' »Theodizee«, derzufolge Epikur zur Rettung der menschlichen Freiheit bestreitet, dass künftige Ereignisse determiniert sind; vgl. Leibniz, Theodizee (Erl. 326), § 169.

518 Jakob Friedrich Reimann (1668–1743), 1717 Superintendent in Hildesheim.

519 Reimann besaß mehrere ungedruckte Schriften Wachters, die er in seiner Geschichte des Atheismus und in der Beschreibung seiner theologischen Bibliothek in der Abteilung 6, »de scriptoribus atheistis et antiatheisticis« vorstellt: »Theologia martyrum«, ein Buch, das nach Reimann das paradoxeste aller theologischen Systeme enthält und mit Zeugnissen der Kirchenväter der ersten 4 Jahrhunderte ausgestattet ist, »De Origine rerum humanarum ex Affectibus Zodiacus Caballisticus«, in dem er die Affekte als Eigenschaften der menschlichen Natur neutral darstellt, und »De Christianae Religionis Primae incunabilis Libri duo«, das Christus als Schüler der Essener (vgl. Erl. 590) und das Christentum als gereinigten Essenismus darstellt; Reimann, Catalogus Bibliothecae Theologicae, Systematico-Criticus, Hildesheim 1731, S. 977, 992 f. und 1025 f.; und Reimann, Historia universalis Atheismi et atheorum falso et merito suspectorum, Hildesheim 1725 (Nachdruck: Stuttgart – Bad Cannstatt 1992), S. 516–519. Über Wachters Handschriften und ihre Überlieferung wie auch die Veröffentlichungen vgl. Winfried Schröder, Einleitung, in: Wachter: Der Spinozismus im Jüdenthumb (1699), Stuttgart-Bad Cannstatt 1994, S. 7–48, hier S. 19 f. und 36 f.

520 Wachter war für die Katalogisierung der Münzen der Ratsbibliothek zuständig; vgl. Wustmann, Stadtbibliothek (Abk.), S. 78–80.

521 Wachter, Glossarium (Erl. 394).

522 Vgl. Wachter, Glossarium (Erl. 394), Sp. 752 und zu den folgenden Ausführungen Sp. 116 f., 731, 1488, 1738.

523 Im Text ist ein Spatium für ein zusätzliches Wort belassen. Vermutlich wollte Hürner den Namen des Schülers, den er nicht verstanden oder nicht genannt bekommen oder vergessen hatte, nachtragen; vgl. die folgende Erläuterung.

524 Gemeint ist wahrscheinlich Jacques Saurin, Reden über die Geschichte von dem Leiden unsers Herrn Jesu Christi und andern dahin gehörigen Materien, 2 Bände, aus dem Französischen übersetzt von Johann David Steinmüller, Leipzig 1734. Steinmüller (1708–1767) hatte in Leipzig studiert und war Mitglied der von Gottsched geleiteten Nachmittäglichen Rednergesellschaft, wurde 1736 Prediger in Nürnberg, 1739 Superintendent in Oelsnitz, 1750 Superintendent in Merseburg; vgl. Gottsched, Briefwechsel 3 (Abk.), S. 497 f. und Pfarrerbuch der Kirchenprovinz Sachsen, Band 8: Biogramme Schr-To, Leipzig 2008, S. 377.

525 Im Text ist wiederum ein Spatium für den Nachtrag des Namens belassen. Gemeint ist Abraham Gottlob Rosenberg (1709–1764), der während seiner Studienzeit in Leipzig seit 1728 ebenfalls der Nachmittäglichen Rednergesellschaft angehörte und 1737 als Pfarrer in Oberau, seit 1738 in Mertschütz wirkte. Rosenberg veröffentlichte von 1737 bis 1750 neun Bände mit Predigten Saurins in deutscher Sprache; vgl. Michael Schlott, »Einer meiner damaligen geschicktesten Zuhörer. Einblicke in Leben und Werk des Gottsched-Korrespondenten Abraham Gottlob Rosenberg (1709–1764), in: Manfred Rudersdorf (Hrsg.), Johann Christoph Gottsched in seiner Zeit, Berlin, New York 2007, S. 155–337, Bibliographie der Predigtdrucke S. 233.

526 John Tillotson (1630–1694), Professor der Theologie in Cambridge, 1691 Erzbischof von Canterbury, einflussreicher englischer Prediger.

allein die meisten anderen Engelländer haben nichts annehmliches; ich erziehe bey nahe diese leute ich giebe ihnen Collegia was sie machen müssen; und sie reussiren ihre sache gut. ich achte mich nicht. ich flattirte ihm, und sagte, daß es gut seye, daß er ein Philosophus dazu seye. er sagte er achte alle wetter nicht. H. Magister Swab macht eine Vorred über die harangues,<sup>527</sup> das ist nur der erste theil. In 50 jahren müssen sich die Theologi ergeben; sie mögen es machen wie sie wollen. H. Reinbeck fängt an, und ihm werden viele folgen. Er hielte 2 predigten von der menschwerdung,<sup>528</sup> darinn er ganz ordentlich geht; er beweist, daß es mysteria geben müssen, er zeigt, daß das geheimniß durch die erfahrung oder durch die vernunfft müsse gewisen werden oder durch eine offenbarung, und weist, daß die stellen, die von dieser sache vorhanden sind, genugsam seyen die sache zu beweisen. in der zweiten predig zeigt er den nuzen davon. Dem König in Preüßen gieng gleichsam ein neües liecht auf, da er dieses hörte. er ließ die predigen drucken. Ich befragte ihn umb die gradus academiæ. Wenn einer will Baccalaureus in der theologie werden, so examiniren ihn die 4 ordinarij in den stükken der theologie, und man giebt ihm ein capitel ex N. T.<sup>529</sup> das muß er analyticce, gramaticce, critice, exegetice, homiletice, polemice dogmaticce durchgehen, dann hat er Licentiam docendi; das kost ihn mehr nicht als 50 thlr. Will er Licentiatus werden, so muß er wiederum wie vorher disputiren, und ihm wird weiter nichts aufgegeben, als ein caput ex N. T. Zum gradu Doctoratus ist dann weiter nichts als daß er pronontirt werde. In philosophia wird einer so Baccalaureus. Er wird von 7. examinirt ½ stund lang; aber nicht vom Professore organi und auch nicht vom Professore Moral. Quia juvenis harum rerum non capax est.<sup>530</sup> Zu dem muß er eine Chrie noch machen, und dazu wird ihm die disposition gegeben. 1. jahr darauf kan er magister [werden],<sup>531</sup> wird von allen 9.<sup>532</sup> 1 stund examinirt, muß eine chrie machen, und disputirt cum respondent. In einem jahr darauf kommt er vor die philosophische facultät, haltet an, daß er möchte pro Loco<sup>533</sup> disputiren und das that er Latein, hat einer das erste mahl es nicht gut gemacht, so gibt man ihm einen verweis, oder schlägt es ihm gänzlich ab. Dieses mahl disputirt er sine respondent und darf keine opponenter bestellen; er kommt in einem jahr wieder und dann muß er 2tens pro loco disputiren wie das erste. In einem halben jahr darauf kommt er und flagitirt inspectio-nem Schedularum, fält die gut für ihne aus, so wird er zum assessor facultatis declarirt. Diese gewohnheit kommt daher. Ehemahls war ein mangel an opponenter wen einer im pabsthum disputirte, <darin> die disputation wurd sehr <gerüfnet>,<sup>534</sup> und wegen der philosophischen secten hohe gehalten; und dieses allein behielt eine academie im ruhm und flor, wen sie gute disputationes hatte; man obligirte die magister damit, wollten sie assidores werden, so musten sie 30 mahl bey ofentlichen disputationen wohnen, auf den Subsellii sizen, und parat seyn zu opponiren; das zeichnete der pedell auf, und eine solche pflicht muste der respondent 30 mahl

527 [Johann Joachim Schwabel], Vorrede, in: Schwabe, Proben der Beredsamkeit (Erl. 347).

528 Johann Gustav Reinbeck, Zwey Predigten Welche über das Geheimniß Der Geburth Christi An dem Weynachts-Fest MDCCXXXVII. Aus dem ordentlichen Fest=Evangelio sind gehalten Und Auf Sr. Königl. Majestät von Preußen allergnädigsten Befehl, dem Druck übergeben worden, Berlin 1738.

529 Novo Testamento.

530 Denn ein junger Mensch versteht diese Dinge noch nicht.

531 Hürner schreibt: wird.

532 Über die Professuren der philosophischen Fakultät vgl. Schulze, Abriß einer Geschichte (Erl. 194), S. 39–47.

533 Die Pro-loco-Dissertationen bzw. -Disputationen sind nicht mit einem weiteren Graderwerb verbunden, sondern bilden die Basis für den Einstieg in den universitären Lehrkörper; vgl. Hanspeter Marti, Dissertation und Promotion an frühneuzeitlichen Universitäten des deutschen Sprachraums. Versuch eines skizzenhaften Überblicks, in: Rainer A. Müller (Hrsg.), Promotionen und Promotionswesen an deutschen Hochschulen der Frühmoderne (Abhandlungen zum Studenten- und Hochschulwesen 10), Köln 2001, S. 1–20, hier S. 16.

534 Genoss einen guten Ruf; vgl. Schweizerisches Idiotikon 6 (Abk.), Sp. 690. Oder geeüfnet: begünstigt, unterstützt; vgl. Schweizerisches Idiotikon 1 (Abk.), Sp. 123.

erfüllt haben. Das amt eines assessoris ist nichts; als dieses heüte kan er noch als assessor zu den Collegiaturen<sup>535</sup> gelangen, er kan schedulos ohne permission des Decani anschlagen, und er kan allein zu professionen vorgeschlagen werden. Ehe mahl hatte ein adsessor viel mehr zu sagen. Er hatte stimm in der facultät 223|224 [am Rand: majj. 25] konte decan, auch wol rector werden, das dauerte biß zu end des vorigen seculi und wir haben noch einen assessor so gehabt, der nichts weiter war als assessor.<sup>536</sup> dieses kommt daher. In der ersten zeit waren keine ordentlichen professoren, die publice lasen. alles war in facultäten eingetheilt. eine gewiße zahl von leüten hatten wohnung in einem der Collegiorum, im großen, im kleinen fürsten, im frauen collegio &c. Da wohnten auch die studiosi, diese unterwiesen sie privatim. nach und nach kam man auf die gedanken, daß man einen ofentlichen professor für ein jahr bestimte. Man ernante einen, der dieses jahr sollte moralem lesen, einen anderen für das organum. Es blieb bey ein baar, und wenn das jahr aus war, so bestimte man andere, und dachte ihnen ein gewiß stuk gelds zu, das aus den verehrungen gehoben wurde: Das ist der grund der öffentlichen gages. nach und nach multipicirte sich die zahl. die facultät besezte noch allezeit ihre ofentliche lehrer. Eins mahls konten sie über die <Wahl> nicht einig werden, sonder apellirten nach hofe, da besezte der hof die stelle und behielt dieses eine Zeit lang. endlich gab sie es dem Concilio, dieses nennen sie die versammlung aller professoren. Da auch diese einmahl zerfielen, so übergab man die besezungen alle von seiten des hofs dem Joachimo Camerario.<sup>537</sup> Dieser zwist entstande daraus, weil die philosophi immer schäl ansahen, daß sie ihre glieder von den anderen facultäten müssen besezt sehen. Das verdroß sie so gewaltig, daß sie nicht ruheten, biß der hof es wieder zu sich nahm. Camerarius hatte dieses amt eine Zeit lang. Endlich aber da er starb nahm man es bey hofe wieder, so ist es von der zeit an. Mit auswertigen Magistris wird es so gehalten, wenn einer will magister noster heißen, so muß er wenn er schon anderwerts promovirt denoch hier eine dissertation halten, und am morgen cum präside, nach mittag sine präside disputiren.<sup>538</sup> Wir kamen auf die composition der cörper und auf die dubia, die er gegen Leibnizens Monades gemacht.<sup>539</sup> Er sagte, daß er damahls nicht unterscheiden können

535 Die Kollegien, großes und kleines Fürsten- und Frauenkolleg (Collegium Beatae Virginis Mariae), wurden nach der Gründung der Universität Leipzig angelegt und dienten der Versorgung der Lehrenden bzw. der Lebens- und Arbeitsgemeinschaft von Lehrern und Studenten. Zu Gottscheds Zeit waren die Kollegiaturen vor allem eine zusätzliche Einnahmequelle. Gottsched selbst war 1725–1739 Mitglied des Frauenkollegs und 1739–1766 Mitglied des großen Fürstenkollegs; vgl. grundsätzlich und zu den drei Leipziger Kollegien Beate Kusche, »Ego collegiatus – Die Magisterkollegien an der Universität Leipzig von 1409 bis zur Einführung der Reformation 1539. Eine struktur- und personengeschichtliche Untersuchung (Beiträge zur Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte A 6). Leipzig 2009.

536 Gemeint ist vermutlich: »wir haben noch einen ›Rektor‹ so gehabt, der nichts weiter war als assessor.« Der letzte Rektor, der nicht zugleich Professor war, war Johann Ernst Noricus (Nürnberger) (1634–1678), Studium in Altdorf und Rostock, seit 1658 in Leipzig, 1660 Vorlesungstätigkeit, 1663 Doktor der Rechte und Assessor des akademischen Konzils der sächsischen Nation, Rektor im Sommersemester 1665; über die Rektoren von 1665 bis 1738 vgl. Alma mater Lipsiensis Rectores magnifici. Leipzig 1989, S. 358–383.

537 Joachim Camerarius (1500–1574), 1519 Lehrer der griechischen Sprache in Erfurt, 1537 Universitätslehrer in Tübingen, 1541 Professor für klassische Sprachen in Leipzig.

538 Gottsched kannte das Verfahren aus seiner eigenen Biographie. Nach seiner Promotion in Königsberg hatte er in Leipzig eine »Dissertation nach hiesigen Statuten, als ein fremder Magister, Vormittags ohne Respondenten, gegen 5 Gegnere zu verteidigen, am Nachmittag musste er »von neuem mit einem Respondenten die Katheder betreten«. Gottsched, Fortgesetzte Nachricht, von des Verfassers eignen Schriften, bis zum 1745sten Jahre, in: Johann Christoph Gottsched, Ausgewählte Werke, Band 5/2, Berlin, New York 1983, S. 3–66, hier S. 9 f.

539 Christoph Langhans (Praes.), Johann Christoph Gottsched, Dubia circa monades Leibnitianas quatenus pro elementis corporum venditantur. Königsberg 1721; Neudruck in: Enrico Pasini, La prima recensione della «Monadologia». Dalla tesi di Gottsched alla controversia sulla dottrina delle monadi, in: Studi Settecenteschi 14 (1994), S. 107–163, hier S. 145–163.

zwischen dem puncto mathematico und dem monas. Jenes kan in ewigkeit keine linie, keine fläche kein corpus machen: denn es braucht daß eine distanz zwischen beyden seye, die giebt es nicht in punctis mathematicis. hingegen die atomi haben eine subsistenz, eine krafft, und es ist wohl zu begreifen, daß sie coacervatae ein corpus ausmachen können. Man figurire sich eine uhr die räder alle sind nicht in der bewegung, wenn sie zerstreüt liegen, und wenn schon die feder aufgezogen ist, fügt man sie zusammen, so entsteht die wegung<sup>540</sup> in allen theilen, so ist es mit anderen.

Da Thomasius die philosophie docirte hatte er darinn einen vortheil, daß er alles mit lebhafftigkeit vortragen und zimlich scherzen konte; dadurch wurde seine philosophie so beliebt, er hatte einen famulum Rüdiger,<sup>541</sup> der wuste alle seine säze; nach seinem ende beflß er sich die philosophie Thomasii auszuziehen und in einigen stüken zu ändern und auszubesseran. er veränderte fast alles und ihm blieb von Thomasio schier nichts übrig, als daß er sein scoptisches<sup>542</sup> und lächerliches ingenium behielt. Er kam damit nach Leipzig, und hatte um desto mehr einen großen zulauf, weil biß dato aristoteles noch gegolten. Die ganze welt fieng beyñahe an in Leipzig rudigerianisch zu werden. seine kunst bestande darinn, daß er die Logic mit den cörperlichen ideen bestätigte und ex comparitione idearum zimlich gut die artem Syllogisticam 224|225 und methodum ratiocinandi anführen konte.<sup>543</sup> Von der metaphysic statuirte er nicht viel, sondern tractirte die prima principia nach der moral. Rüdigers Philosophie war so gut nicht ersonnen, daß sie bleiben konte. er überlebte seine ausgeburt weit. H. müller<sup>544</sup> der heutige professor organi hatte sich nun lange zu Rüdiger gehalten, allein er konte nichts werden. Endlich wie der vorige Professor organi alt ward,<sup>545</sup> dacht er diese profession zu bekommen. In seinen lectionen citirte er immer den aristotelem; daher kam es, daß er rüdigers philosophie stark mit der aristotelischen vermischte. Da der Professor starb, da wurd er professor organi. Sein buch<sup>546</sup> ist nicht schlamm. es lässt sich gut brauchen, sonderlich in Logicis.<sup>547</sup>

H. haller soll den Seidel<sup>548</sup> nicht rühmen.<sup>549</sup> H. seidel hat reimen gelehrt, Wir wißen wol wie er die reimen macht. er hat imer hübners reim register<sup>550</sup> vor sich, sucht da die reimen und

540 Schweizerisches Idiotikon 15 (Abk.), Sp. 729.

541 Andreas Rüdiger (1673–1731), 1692 Studium in Halle, Hauslehrer bei Christian Thomasius, 1696 Studium der Theologie in Jena, 1697 Studium der Medizin in Leipzig, 1700 Magister der Philosophie und Lehrtätigkeit in Leipzig, 1703 Doktor der Medizin, 1707 Lehrtätigkeit in Halle, seit 1712 Lehrtätigkeit und medizinische Praxis in Leipzig spöttisch, stichelnd.

542 Vgl. Andreas Rüdiger, *Philosophia synthetica*, mit einem Vorwort hrsg. von Ulrich Leinsle, Hildesheim, New York 2010. Zur Spezifiz und zu den Veränderungen von Rüdigers Philosophie vgl. das Vorwort Leinsles.

544 August Friedrich Müller; vgl. Erl. 152.

545 Christian Ludovici (1663–1732), 1699 außerordentlicher Professor der morgenländischen Sprachen und des Talmud, 1700 ordentlicher Professor des Aristotelischen Organs in Leipzig. Gottsched hielt die akademische Trauerrede auf Ludovici; vgl. Johann Christoph Gottsched, *Ausgewählte Werke 9/1*, Berlin, New York 1976, S. 278–290.

546 August Friedrich Müller, *Einleitung in die Philosophischen Wissenschaften*, Leipzig, 1. Teil. 2., vermehrte und verbesserte Auflage, 1733 (1. Aufl.: 1728), 2. und 3. Teil 1733 (Nachdruck: Hildesheim, New York 2008).

547 Die Logik ist im 1. Teil enthalten.

548 Samuel Seidel (1698–1755), 1723 Mitglied der Deutschen Gesellschaft in Leipzig, 1732 Konrektor, 1740 Rektor des Gymnasiums in Lauban. Seidel wurde gelegentlich als einer der besten Odendichter seiner Zeit angesehen; vgl. Gottsched, *Briefwechsel 1* (Abk.), S. 125, Z. 10 und 373, Z. 20–22.

549 Der Bezug konnte nicht ermittelt werden. In den frühen Veröffentlichungen Hallers wird Seidel nicht genannt; vgl. dazu das Personenregister in Haller, *Gedichte* (Erl. 42). Möglicherweise hatte Hürner eine mündliche Äußerung Hallers kolportiert.

550 Johann Hübner, *Neu=vermehrtes Poetisches Hand=Buch*, Das ist, Eine kurtzgefaste Anleitung zur Deutschen Poesie, Nebst Einem vollständigen Reim=Register, den Anfängern zum besten zusammen getragen, Leipzig 1712 (Nachdruck: Bern 1969).

adaptirt darauf die gedanken, er sucht aber immer die reimen die übel und seltsam klingen und wiklet auf das unverständigste die wörter und construction durch einander; H. haller kan lust daran haben, weil er selber auf stelzen geht. Brandenburg<sup>551</sup> hat niemahl keinen besonderen beýfall beý der welt gehabt. H. Bodmer ist ein sonderbahrer poet. Sein milton ist ein meisterstüke.<sup>552</sup> Ich hätte nie gedacht, daß man die englische sprache im Deütschen so gut ausdrüken ließe. es ist auszusezen, daß es zuweilen was roh lautet, und daß er viele neue wörter macht. Er hätte dieses thun sollen. Er hätte sollen einen famulum aus saxen haben, der nur zuweilen anstatt dieses ein anders wort ihm dictirt hätte. oder hätte er nur den Spreng<sup>553</sup> genommen, so wäre alles gut gewesen. Das ist ein Schwabe von geburt, aber ein schöner kopf. sein gedicht damit er einem Bürgermeister in Basel gratulirte<sup>554</sup> ist etwas recht schönes. Ich habe ihm oft seine gedanken vergönnet.

Zu Basel haben sie disputationes pro cathedra, Ein professor hat mir eine prælection geschikt.<sup>555</sup> Ich sagte ihm, ich habe auch disputirt pro cathedra.

Das raisoniren der philosophen ist ganz anders als das raisoniren der philologen, diese gehen auf ein wort hangen daran, und ziehen unzählige geheimniße daraus allein ganz anders die Philosophi. Wir giengen in den bosischen garten.<sup>556</sup> es ist ein gutes stük darinn, ein demicerle auf deßen end ein hause steht. Zu beiden seiten und vor durch ist es erhöhet. es hat geschmak allein der garten ist so Spatius nicht. er hat den potager vor dem hause; und vignes im demicerle, die bald alles überwachsen werden. Die bilder sind nicht viel werth. ausgenommen eins, das beý der grotte steht. Ich sagte ihm ich wolle ihm leüte zuweisen die zu ihm gehen und seine reglen gustiren. Es freüt ihn, allein er begehrte leüte die gute humaniora haben, die den Cicero mit lust lesen, und die englisch und französisch verstehen. Das Italienische findet er nicht so für nöthig. Ich sagte ihm, ich wolle vielleicht Tertulliani apologeticum<sup>557</sup> übersezen und noten dazu machen.<sup>558</sup> Er sagt mir, ich solle gute deütsche bücher lesen, und erst dann anfangen zu übersezen, biß ich finde, daß die deütsche sprach nicht arm seý etwas auszudruken. So lang man sagt. es ist nicht möglich dieses zu übersezen, so lange wage man den streich nicht. Mit denen Patribus ist es eine miserable sache. Es ist kein Beweis darinn. Sollen sie angreifen, so sind sie rechte helden. Lactantius ist recht schön wenn er die götter

551 Michael Christoph Brandenburg (um 1694–1766), Lyriker und Librettist. Brandenburg wurde von einigen Zeitgenossen Gottscheds sehr geschätzt und als »Autorität in dichterischen Fragen« anerkannt; Jürgen Rathje, Brandenburg, Michael Christoph, in: Walther Killy, Literatur Lexikon 2 (1989), S. 142 f. (2. überarb. Auflage: 2 [2008], S. 123–125).

552 Johann Miltons Verlust des Paradieses. Ein Helden=Gedicht. In ungebundener Rede übersetzt [von Johann Jacob Bodmer], 2 Teile, Zürich 1732; über weitere Auflagen vgl. Karl Heinrich Jördens, Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten, 1. Band, Leipzig 1806, S. 129 f.

553 Johann Jacob Spreng (1699 in Basel–1768), 1723 kaiserlicher Poet, Hauslehrer und Prediger u. a. in Heilbronn, 1743 außerordentlicher Professor der Beredsamkeit und der deutschen Dichtkunst in Basel, 1746 Pfarrer am Waisenhaus, 1754 außerordentlicher Professor für Schweizer Geschichte, 1762 ordentlicher Professor der griechischen Sprache; vgl. Gottsched, Briefwechsel 4 (Abk.), Nr. 173 und S. 615.

554 Johann Jacob Spreng, An Seine Hochwolgebohrnen Gnaden, Herrn Samuel Merian, des Hochlöblichen Freystandes Basel Bürgermeister, als Dieselben den 24. Brachmon. 1731. Ihre Regirung glücklich antraten, in: Spreng, Geistliche und weltliche Gedichte, Erster Theil, Zürich 1748, S. 362–367.

555 Es ist nur ein vor diesem Zeitpunkt aus Basel geschriebener Brief an Gottsched überliefert. Er stammt von Karl Friedrich Drollinger (1688–1742), Registratur des baden-durlachischen Geheimarchivs in Basel; vgl. Gottsched, Briefwechsel 4 (Abk.), Nr. 87 und S. 569.

556 Die Beschreibung verweist auf den Großbosischen Garten im Osten von Leipzig; vgl. die Abbildungen bei Rüdiger (Erl. 336), S. 134 f. und 138 f.

557 Das »Apologeticum« des ersten lateinischen Kirchenvaters Tertullian (um 160–nach 220) ist um 197 entstanden und zählt zu den bedeutendsten Verteidigungsschriften des frühen Christentums.

558 Eine Übersetzung Hürners ist nicht erschienen.

der heiden umwirft. allein man hätte ihn antworten können, daß sie beweisen sollen, warum ihr Jesus ein Größerer gott wäre als Jupiter.<sup>559</sup> Sie prätendiren nichts anders, als daß man zugebe, daß ein δάιμον in denen leüten gewohnt habe.<sup>560</sup> wenn Lactantius die infinitas radices terræ beweisen will 225 | 226 [am Rand: Maj. 25.] so sagt er so doll zeug, daß man nohtwendig lachen muß. er beweist es damit, weil der himmel nicht rund ist, das seÿ eine heidnische fabel, daß atlas den himmel getragen habe.<sup>561</sup> so ist es mit dem rest. Es wäre vortrefflich, wenn alle junge leüte die ad theologiam aspiriren zu erst gute fundamenta in humanioribus und in der philosophie legten. alles liegt nur daran. fängt man nicht so an, so ist alles vergeben; würde die Theologi erst so gezogen, so würde man bald mit vernunfft die religion tractiren. Ich hab 2 junge leüte, die sich sehr befließen die alte methode umzustößen. Einen hat h. Klausing im hause, und meint, er habe e. vortrefflichen Mann an ihm.<sup>562</sup> allein er lacht über H. Klausing und seine Homiletic. er mieche neulich einen kleinen tractat von dem schaden, den die Homiletic in dieser lezten zeit gemacht.<sup>563</sup> man kan dieses auf zweyerley weise verstehen; es heist entweder die heutige gesunde oder ungesunde oratorie. H. Gottsched hat zu erst die Theologie studirt. in allen Collegiis die ich gehalten hab ich immer gefunden, daß der beweis den Theologis fehlt. Ich suchte daher einen author der etwas bewiese. Ich fand Clericum.<sup>564</sup> ich las seine artem criticam,<sup>565</sup> seine entretiens sur quelque sujets.<sup>566</sup> seine sentimens de quelques theologiens.<sup>567</sup> Er meint mit denen oraculis habe es gar nichts zu sagen. es seÿen lauter poßen und betriegereyen. Er will gar keine teüfelsmacht zugeben. Er dedicirte dem h. Mosheim seine

<sup>559</sup> Im 1. Buch der »Divinae Institutiones«, »de falsa religione«, führt Laktanz die lasterhafte Natur auch Jupiters vor und stellt widersprüchliche Aussagen antiker Autoren über Jupiter gegeneinander; vgl. Lucius Caelius Firmanus Lactantius, *Opera omnia. Emenda et illustrata* a Christoph. Augusto Heumanno, Göttingen 1736, S. 44–58.

<sup>560</sup> Vgl. Lactantius, *Divinae Institutiones* 2, 14 (Opera omnia [Erl. 559], S. 189–191) u. ö. Laktanz geht hier auf Dämonenvorstellungen ein und weist darauf hin, dass beispielsweise Sokrates sich der Führung seines Dämons überlassen habe, sieht aber seinerseits in den Dämonen Verführer, die von der wahren Gottesverehrung ablenken.

<sup>561</sup> Eine entsprechende Stelle konnte nicht ermittelt werden.

<sup>562</sup> Möglicherweise Ernst Friedrich Wernsdorf (1718–1782), der 1736 in Leipzig immatrikuliert wurde, bei Klausing »Tisch und Wohnung hatte und zugleich der nachmittäglichen Rednergesellschaft Gottscheds angehörte; vgl. Heinrich Döring, *Die gelehrten Theologen Deutschlands im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert*, Band 4, Neustadt an der Orla 1835, S. 698–700 und [Johann Traugott Hille], *Neue Proben der Beredsamkeit*, welche in einer Gesellschaft guter Freunde, unter der Aufsicht Sr. Hochedl. des Hrn. Prof. Gottscheds, abgelegt worden, Leipzig 1749, Bl. (\*)2v, Nr. 76. Wernsdorf wurde 1746 außerordentlicher Professor der Philosophie in Leipzig, 1750 ordentlicher Professor der christlichen Altertümer und 1756 außerordentlicher Professor der Theologie in Wittenberg.

<sup>563</sup> Es ist nicht deutlich, ob Hürner den jungen Theologen – also möglicherweise Wernsdorf – oder Gottsched selbst meint. Von Wernsdorf sind zwei in der Rednergesellschaft vorgetragene Reden überliefert, die indes andere Themen behandeln und erst 1739 entstanden sind; vgl. Hille, *Neue Proben* (Erl. 562), S. 371–388 und 477–493. Eine eigenständige Rede Gottscheds zu diesem Thema aus dem Jahr 1738 ist nicht bekannt. Möglicherweise bezieht sich Hürner auf die Reden wieder die homiletischen Methodenkünstler und vor allem »wieder die so genannte Homiletik«, die in der ersten Auflage von Gottscheds »Redekunst« (1736) enthalten waren und Gottsched die erwähnte Vorladung vor das kursächsische Oberkonsistorium und ein Veröffentlichungsverbot eingetragen haben; vgl. Erl. 345. und Johann Christoph Gottsched, *Ausgewählte Werke*, Band 7/3, Berlin, New York 1975, S. 122–138.

<sup>564</sup> Jean Le Clerc; vgl. Erl. 140.

<sup>565</sup> Jean Le Clercs »Ars critica« erschien erstmals 1696 in Amsterdam, die erste Ausgabe in Deutschland wurde 1713 nach dem Text der 4. Auflage von 1712 veröffentlicht: Joannis Clerici Ars critica. Volumina Tria. Editio in Germania Prima Et Novissima, Leipzig 1713.

<sup>566</sup> Entretiens Sur Diverses Matières De Théologie, Amsterdam 1685. Das anonym erschienene Werk besteht aus zwei Teilen in einem Band, der erste Teil stammt von Charles Le Cène, der zweite von Jean Le Clerc. Zu den Gründen für diese Publikationsweise vgl. den »Avertissement«.

<sup>567</sup> [Jean Le Clerc], *Sentimens De Quelques Theologiens De Hollande Sur l'Histoire Critique du Vieux Testament*, composée par le P. Richard Simon de l'Oratoire, Amsterdam 1685.

überersetzung des Fontenelle;<sup>568</sup> h. Mosheim antwortet in seinem Cudworth, er wiße daß vieles nur frazen, aber es könne nicht wohl geleugnet werden, daß ein böser geist die hand im spiel gehabt.<sup>569</sup> Diese vergnügte conversation lehrte mich viel.

[am Rand: 26 (Mai)] Die prediger hier sind auf eine besondere art geschlagen. sie predigen nach meinem gust zimlich. Sie befleißien sich der zierlichkeit der aussprach, aber auf eine ganz andere Weis wie wir sind sie beweglich. Sie können auch die kunst nothwendig beßer, denn sie lehren lang die homiletic und geben sich viele müh, ihr deütsch ist rein, und fließet ihnen von mund; H. hofmann ist ein netter prediger bej St. Peter.<sup>570</sup> sie hatten alle das Evangel. also hat gott die Welt,<sup>571</sup> da zogen sie gewaltig auf die Calvinischen lose. h. hofmann sagte wie die reformation in Leipzig so kaum durch tringen können habe. und daß ein Licentiat <Bosen> greülich dawieder geprediget und gesagt, daß das eine lästergebuhrt seye, darauf seye er auf der kanzel vom schlag gerührt worden.<sup>572</sup> Georg<sup>573</sup> sagte die lehre vom glauben sey eine lehre für die sterbenden nicht für die lebende.<sup>574</sup> H. Gaudliz ist ein artiger Prediger,<sup>575</sup> der gute sachen bringt. H. Wolle<sup>576</sup> redt sehr geschwind. man sieht, daß er ein fertig ingenium hat. er redt geschliffen und mit einbildung. er könnte die Vätter des dordrechtischen Synodi nicht vertragen; alle refutirten uns<sup>577</sup> so, so viel sie diesen text hatten. Christus versteht durch die welt alle menschen, den er unterscheide sie ia in gläubige und ungläubige. H. Hebenstreit<sup>578</sup> in dem paulino ist sehr arm an gedanken. Es ist eine beständige declamaz wider die laster und die ist sehr gemein eingerichtet. er zog los auf die Vernünfftler die alles meßen wollen, wie sie es faßen. 226|227

Die Lutherische Kirch ist in einem miserablen zustand betreffend ihre zwistigkeiten, die sie unter sich hegen; Ich weiß nicht wie lang das währen wird. Einer zieht auf den anderen los, wenn er predigt. Die einen klagen die alten Theologos der dummheit an; die orthodoxen sagen, daß diese Spötter seyen die gott und offenbarung über einen hauffen kehren. Ich sehe nicht anders, als daß ein gut theil der lutherischen Kirche deistisch ist, und daß der wertheimer<sup>579</sup> sehr unterstützt wird. Man kan nach den reglen der politic bej nahe für gewiß sagen, daß man ehe 100 jahr vorbej sind in der lutherischen Kirche eine reformation anstellen wird.

568 Bernhards von Fontenelle Historie Der Hejdnischen Orackel ... Aus dem Französischen übersetzt, und mit ... vermehret von Joh. Christoph Gottsched, Leipzig 1730, Bl.) (2r –) (4v).

569 Cudworth, Systema intellectuale (vgl. Erl. 501), S. 877, linke Spalte; vgl. dazu auch Gottsched, Briefwechsel, 1 (Abk.), Nr. 134 und 2, Nr. 188.

570 Karl Gottlob Hofmann; vgl. Erl. 352.

571 Johannes 3, 16.

572 Wahrscheinlich ist der Bericht identisch mit der Überlieferung in Vogels Annalen zum Jahr 1533. Dort ist es der Licenciat Johann Koß, der Luther, seine Lehre und seine Anhänger beschimpft, auf der Kanzel die Sprache verliert und stirbt; vgl. Johann Jacob Vogel, Leipzigerisches Geschicht-Buch Oder Annales, Leipzig, 2. Auflage 1756, S. 123 f. nach Jacob Weber, Vierzenkurtze Historische Predigten, Erfurt, Jena 1606, S. 69 f.

573 Georg der Bärtige (1471–1539), 1500 Herzog von Sachsen.

574 Die Begebenheit wurde ebenfalls von Vogel kolportiert, der sich dafür auf Martin Luther beruft. Danach soll Herzog Georg, der in seinem Territorium die Einführung der Reformation verwehrte, seinen sterbenden Sohn Johann (1498–1537) getröstet und auf Christus und seine Gerechtigkeit verwiesen haben. Als Georgs Schwiegertochter Elisabeth (1502–1557), eine Anhängerin der Reformation, fragte, warum dies nicht öffentlich gepredigt werden dürfe, soll Georg geantwortet haben: »Liebe Tochter/ man solls nur den Sterbenden sagen/ und nicht den Gesunden« Vogel, Leipzigerisches Geschicht-Buch (Erl. 572), S. 127.

575 Gottlieb Gaudlitz (1694–1745), 1721 Katechet an der Peterskirche, seit 1726 verschiedene Stellen an der Nikolai- und Thomaskirche in Leipzig; vgl. Petzoldt (Abk.), S. 141 f.

576 Christoph Wolle; vgl. Erl. 16.

577 Gemeint sind die Reformierten.

578 Johann Christian Hebenstreit; vgl. Erl. 297.

579 Johann Lorenz Schmidt; vgl. Erl. 106.

Es kan in keiner Kirche eher geschehen als in dieser. In der Catholischen sind die starken Beneficia und die geistliche gewalt, die hinderhaltet.<sup>580</sup> die refomirten laßen vernunfft und überlegung zu, und haben nicht so viele die über unvernunfft klagen können.

In denen Kirchen sind Loge für vornehme und reiche leute, die etwas zu der Kirche ver macht haben. Sie sind tapessiret und mit seslen und ruhbetten geziehret; ich zweifle, ob es immer am keüschesten an diesen örtern zugegangen seye.

Der König liebt nichts mehr als die par force jagd.<sup>581</sup> Die exercirt er im meßnischen,<sup>582</sup> alle jahre 6 oder 8 wochen. Sie peitschen die hierschen zu tode und jagen sie. es ist kein hirz<sup>583</sup> der es 2 stunde aushalten mag. man weis wo der hirsch durchgeht und dann stellen sich die hofleute dahin, und pourchacivieren<sup>584</sup>. ohne den König darf niemand schießen. Wen der hirsch tod fällt vor müde, so sticht der König, und nimt dann einen lauff und hängt sie an guldene ketten umb den hals. und giebt einem auch einen. Geht er in gebüschen oder ins waßer so schist er aber mit seinem carpiner<sup>585</sup>, und im gebüschen erst sticht er ihn dann tod. Der bauer muß dann mit vier pferden kommen und in das jagd-lager bringen, er wird ausgeweidt, und dem bauern wird ein braten gegeben. Das übrige kriegen die hunde und verzehren es par Commando, wenn das horn geblasen wird. Der König stellt den auch festivitäten unter den bauern an. Die müssen auf große abgeschintete beüme die mit öhl bestrichen sind klettern und droben hüte, strümpf, hosen holten, zu weilen fallen sie wie die fröschen herunder.<sup>586</sup> Man macht sie auch ringel zu fahren auf bloßen pferden, und wenn sie nicht sich imer halten, so fallen sie wie die fliegen herunder.<sup>587</sup> man hat auch ein <spiral> ringel spiel, da sie herumgetrieben werden, biß sie drunden. Zulezt gastirt sie der König, stellt ein paar bauernhochzeiten, geht selber daran, und steürt sie aus. Das ist ihr recht gnädiger Herr dieses ist seine lust. Er sieht soldaten nicht sonderlich gerne.

Der Doctor Wachter muste mir seine sache noch einmahl sagen. es verhältet sich so. Die Therapeuten<sup>588</sup> sind zur zeit der Assyrischen gefängnuß<sup>589</sup> in Egypften gegangen, und haben

580 hindert; vgl. Grimm 4 (1878) (Abk.), 2, Sp. 1506.

581 In der Par-Force-Jagd hetzen die Jäger zu Pferde mit Hilfe von Hunden das Wild bis zu dessen Erschöpfung; vgl. die Abbildung in Karl Czok, August der Starke und Kursachsen, Leipzig 1988, S. 219.

582 Bevorzugtes Jagdgebiet der sächsischen Kurfürsten war seit dem 16. Jahrhundert Moritzburg. August der Starke ließ das Moritzburger Schloss 1723–1730 umbauen; vgl. Czok, August (Erl. 581), S. 217 f.; das Amt Moritzburg gehörte zum Meißnischen Kreis; vgl. Zedler 20 (1739) (Abk.), Sp. 380. Sein Sohn und Nachfolger Friedrich August II./III. nutzte das in den Jahren 1721–1723 errichtete Jagdschloss Hubertusburg in der Wermsdorfer Heide, die als eine der »schönsten und vortrefflichsten des Meißner Landes« bezeichnet wurde. Ralf Giermann, Ungleich wie ihre Bauherren, grundverschieden im Schicksal: Die königlichen Jagdschlösser Hubertusburg und Moritzburg, in: Ulrich Pietsch (Hrsg.), Porzellan Parforce. Jagdliches Meißner Porzellan des 18. Jahrhunderts, München 2005, S. 23–29, Zitat S. 25.

583 Hirsch; vgl. Schweizerisches Idiotikon 2 (Abk.), Sp. 1662–1664.

584 Bildung vermutlich von pourchasser – auf etwas Jagd machen.

585 Karabiner; vgl. Grimm 5 (1873) (Abk.), Sp. 205.

586 Die Entrindung und Einfettung von Bäumen, die zur Erlangung eines Preises erstiegen werden mußten, wurde als Brauch nach Ernten oder zur Kirmes in verschiedenen Dörfern gepflegt und wurde als Ablass bezeichnet; vgl. Zedler 1 (1732) (Abk.), Sp. 146.

587 Gemeint ist vermutlich eine Art Karussell, auf dem hölzerne Pferde montiert sind; vgl. Friedrich Sieber, Volk und volkstümliche Motive im Festwerk des Barocks, dargestellt an Dresdner Bildquellen (Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde 21), Berlin 1960, S. 33.

588 Die Therapeuten galten als Gruppe der Essener (vgl. Erl. 590), über die zeitgenössischen Auffassungen vgl. Zedler 43 (1745) (Abk.), Sp. 1128–1135.

589 Vgl. 2. Könige 17; das Königsreich Israel war schon 733 v. Chr. erheblich dezimiert worden, nach dem Fall von Samaria 722/21 wurde die gesamte Oberschicht deportiert; vgl. zum Hintergrund Siegfried Hermann, Geschichte Israels in alttestamentlicher Zeit, Berlin 1973, S. 301–313.

da einige klöster angesezt; diese waren pure contemplanten, wie die Essæi<sup>590</sup> allein practici waren.<sup>591</sup> Diese leüte explicirten Mosen allegorice und ohne zweifel so, daß sie alles auf ihre naturam plasticam hinauszogen. Diese machten ohne zweifel die Scholam alexandrinam<sup>592</sup> auß. und Pantænus<sup>593</sup> und ammonius<sup>594</sup> waren ohne zweifel nicht die ersten. Der Vatter hat einen sermonem internum, das ist mundus idealis, das was wir uns vorstellen, wenn wir eine welt begreiffen, und nach welcher Gott diese welt geschaffen hat. Das war aber nicht genug. Damit Gott 227 | 228 [am Rand: Maji 26] eine welt schaffen könnte hat er ihre müßen ein leben geben; das ist der externus und primogenitus; dieses ist der Sohn Gottes, der ist im alten testament erschienen. Dieser ist incarnirt worden und hat das menschliche geschlecht erlöst. Das ist der geist der in allen menschen wirkt, und der ein theil des wesens Gottes ist. Der aber ist mit einem sehr kleinen theil in allen Menschen vertheilt. So wollten die Patres anteniceni,<sup>595</sup> aber das war under der disciplina arcani verschlossen. Der primogenitus ist in diese welt kommen per συγκατάβασιν,<sup>596</sup> das sagen alle Vätter. Bullus sagt auf dem ende seines buchs, daß die vächter viel von der συγκατάβασι reden,<sup>597</sup> und daß man noch nicht wißé, was das sagen wolle es werde aber wol jemand kommen der es erkläre.<sup>598</sup> Er im übrigen wolle die ganze sache noch nicht leugnen. So reden sie alle constanter. Arius<sup>599</sup> war aber der meinung allein er durffte sich nicht erklären. Er wollte nur haben, daß der sohn der geist der welt wäre. allein dann hätte er gesagt, daß Gott die Welt wäre, und das wollte er noch nicht. Darum sagte er, er sey *ex οὐκ οὐτῶν*,<sup>600</sup> wir haben die acta concilii niceni<sup>601</sup> nicht, sonst würden wir aus den antworten bej seine meinung beßer sehen. Die heil. Schrifft redt so von dem Sohn, als ob er eine person wäre. so sind die erste verse in Johanne. Christus spricht immer mit gleichnißēn. Paulus auch in der epistel an die hebrer. Von dem geist wuste h. Wachter nichts, da ich ihn um die ursache fragte, warum seiner so wenig in conc: nic: gedacht wurde.<sup>602</sup> Er ist vor einem jahr und

590 Die Essäer oder Essener waren eine Gemeinschaft innerhalb des antiken Judentums, die sich von der übrigen Welt absonderte, asketisch lebte und einer ausgeprägten Liebes- und Gemeinschaftsethik verpflichtet war. Die Kenntnis über die Essener geht vor allem auf Josephus Flavius (um 38–um 100) und Philo von Alexandrien (um 25 v. Chr.–um 50 n. Chr.) zurück.

591 In Wachters Darstellung über die Ursprünge des Christentums, die 1995 erstmals gedruckt wurde, aber im 18. Jahrhundert infolge handschriftlicher Verbreitung und gedruckter Inhaltsangaben nicht unbekannt war, werden die Unterschiede ausführlich und mit vielen Quellenbelegen entfaltet; vgl. Wachter, *De Primordiis Christianae religionis* (1703/1717), in: Wachter, *De Primordiis Christianae religionis ... Mit einer Einleitung hrsg. und kommentiert von Winfried Schröder*, Stuttgart-Bad Cannstatt 1995, S. 33–114.

592 Vgl. Erl. 504.

593 Pantænus von Alexandria; vgl. Erl. 505.

594 Ammonius Sakkas; vgl. Erl. 506.

595 Gemeint sind die theologischen Schriftsteller vor dem Konzil von Nicaea im Jahr 325.

596 Herablassung, Herabsteigen, Angleichung (accomodatio); vgl. Henri Etienne, *Thesaurus graecæ linguae*, Band 7, hrsg. von Karl Benedikt Hase, Paris 1848–1854, Sp. 953, dort auch Belege aus den Schriften der Kirchenväter.

597 Vgl. hierzu auch Wachters Erläuterungen im Brief an Zimmermann in: Schelhorn (Erl. 387), S. 293.

598 Vermutlich bezieht sich Wachter auf George Bull, *Defensio fidei Nicaenae ex scriptis catholicorum Doctorum qui intra tria prima Ecclesiae Christianae secula floruerunt*, in: George Bull, *Opera Omnia*, London 1721, S. 1–266. Eine entsprechende Stelle konnte nicht ermittelt werden.

599 Vgl. Erl. 508.

600 Vgl. Erl. 509.

601 Im Konzil von Nicaea (325), das von Kaiser Konstantin einberufen wurde und erstmals die gesamte katholische Kirche des Römischen Reichs zu Beratungen und verbindlichen Beschlüssen zusammenführte, stand die Verhältnisbestimmung von Christus zu Gott auf der Agenda. Gegen Arius wurde festgehalten, dass Christus nicht aus dem Nichts geschaffen, sondern gezeugt und von gleichem Wesen wie der Vater ist; vgl. Alfred Adam, *Lehrbuch der Dogmengeschichte*, Band 1, Berlin 1970, S. 223–226.

602 »Über das Wesen des Heiligen Geistes wurde [in Nicaea] nicht beraten; es blieb bei dem einfachen Satz: »Auch (glauben wir) an den Heiligen Geist.« Adam (Erl. 601), S. 226.

2.<sup>603</sup> krank worden von dem <gieft> der gepflasterten maur, in die er zu früh gezogen. Dieses hat seine Salinam so verdorben, daß ihm alles anstinkt was er ist und keinen natürlichen Stuhlgang mehr hat. Er diente dem alten König.<sup>604</sup> Er zeigte mir das mausoleum, das er ihm mit zuthun eines architecti<sup>605</sup> verfertiget.<sup>606</sup> Der plan, war in 4 wochen fertig, und er muste tag und nacht daran arbeiten; er wuste schön die thaten des Königs anzubringen; 11. Churfürsten die vor ihm da waren,<sup>607</sup> wurden repräsentiret, davon jeder dem verstorbenen könig ein lob zugebracht. Das ist gewiß ein subtiler kopf, aber er proponirt seine sachen ungemein obscur; hätte er philosophisch studirt, so wäre das ein großer Man gewesen. Er wollte nur zu erst lang nicht mit der sprach heraus, endlich aber sagte er alles. Leipzig sagte er ist so magnific und proper nur die armuth zu bedecken, es ist an allen orten düfftigkeit. Wir tragen schöne Kleider, und ist alles in schönster <galle><sup>608</sup>, l'on<sup>609</sup> epluche icy les gens de la meilleure grâce du monde. Ich bin bey einer veillée gewesen, die alles anmuthige in sich begriff. H. Professor Gotsched invitirte H. von Busch; der zu göttingen war.<sup>610</sup> H. Wachter. H. Predikant Coste und ich. h. Mai. Ich werde wol kaum alles anbringen können, was ich da gehöret habe. allein ich werde doch ein baar reflexiones machen die meinem leben nuzlich sind. H. von Busch ein Cavalier sahe mich an nicht so gut als H. Coste, weil er eine dehmüthigere stirn hatte als ich. Ich muß auch diese an mich nehmen. Ich wuste mit fr. Gotsched beyñahe nichts zu reden, als dieses, daß sie einen schönen hund<sup>611</sup> hätte. Ich weiß nicht was kindisches und ungeschicktes sie in ihre phisiognomie hat. H. maj scheint ein <Cuion> zu seyn 228|229 von h. Gotsched. h. maj soutenirte nicht zu heürathen, das ist schon eine thorheit h. Wachter sagte, er rathe allen jungen leüthen ein weib zu nehmen. Ich war H. Wachters meinung. H. Gotsched wollte nicht dem h. de Busch rathen, wie er sich in seinen Studiis aufführen solle: und man kan sagen, daß h. de Busch durch seine 6jährige erfahrung auf academien es schon wißen soll. Er suchte durch die grössten umwege auf sein collegium disputatorium zu kommen, und diesen cavalier zu vermögen, daß er auch es frequentire. H. Gotsched wiese uns die neue Chronologie de la

603 Hier ist vermutlich zu ergänzen: Monaten. Schon im Mai 1737 berichtet Wachter von dieser Erkrankung, die zuerst seinen Geschmacks- und Geruchssinn abstumpfte und ihm schließlich Ekel vor allen Speisen verursachte; vgl. Döring, Wachter (Erl. 386), S. 39, besonders Anm. 32.

604 Friedrich III. (1657–1713), 1688 Kurfürst von Brandenburg, 1701 als König in Preußen Friedrich I.

605 Johann Friedrich von Eosander genannt Göthe (1669–1729), 1699 Hauptmann und brandenburgischer Hofarchitekt, 1702 Baudirektor, 1707 Leiter des Berliner Schloßbaus, 1713 nach Regierungsantritt Friedrich Wilhelm I. Generalmajor in schwedischen Diensten, 1723 Generalleutnant in kursächsischen Diensten. Wachter selbst weist auf seine Mitarbeit hin; vgl. den Titel der nächsten Erl., S. 24.

606 Johann Georg Wachter, *Das Kleine und Grosse Castrum Doloris, In der alten Schloß=Capelle/ Wie auch In der Cathedral=Kirche zu Cölln an der Spree Sambt Dreyen Kupffern beschrieben durch J. G. Wachter, Prof. und Inventor der darin begriffenen Inscriptionen und Devisen*, Berlin 1713; die Schrift enthält eine detaillierte »Beschreibung des Mausolei im Dohm«, die im Titel erwähnten Kupferstiche sind in den Exemplaren der Universitätsbibliothek Halle (Vd 756) und der Staats- und Landesbibliothek Dresden (Hist. Boruss. 59) nicht enthalten.

607 Zu den Kurfürsten von Brandenburg vgl. Schwennicke, *Stammtafeln* (Erl. 8), Tafel 129–131.

608 Möglicherweise ist Galla gemeint, also prachtvolle Kleidung; vgl. Zedler 10 (1735) (Abk.), Sp. 147 f.

609 Man putzt die Leute hier mit der größten Anmut der Welt heraus.

610 Wahrscheinlich Ernst August von dem Bussche (1719–1796), der am 11. April 1738 in Leipzig immatrikuliert wurde. Von dem Bussche hatte seit November 1734 in Göttingen studiert und kam mit einem an Gotsched gerichteten Empfehlungsschreiben seines ehemaligen Hofmeisters Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem (1709–1789) nach Leipzig; vgl. Gotsched, *Briefwechsel* 5 (Abk.), Nr. 23.

611 Über den hier erwähnten Hund der L. A. V. Gotsched ist nichts bekannt; 1759 verfaßte der Gothaer Bibliothekar Gottfried Christian Freiesleben (1714–1774) eine »Epitre à Blondin, Epagneul de Madame Gotsched«, in der der Hund als »Heureux favorit d'Adelgonde« bezeichnet wird. Universitäts- und Forschungsbibliothek Erfurt/Gotha, Gotha, Chart. A 1196a, Bl. 118–121.

sainte écriture de Monsieur vignoles.<sup>612</sup> h. Coste critisirte das sehr, und fand fehler in der latinität, in der sprache. H. Gotsched wiese mir die 2 ersten bogen von den orationen die h. Schwab ausgiebt,<sup>613</sup> diese junge leüte haben gewiß geist, er verehrte mir H. Reinbecks zwo predigten.<sup>614</sup> H. Coste meint, man könnte die academien also verbeßern, daß man gymnasia dazu machte für die jungen leute beyzeiten der academie zu adaptiren, und nach denselben auszureißen. Mein rath gieng dahin, daß an allen academien die disputationes pro loco gehalten würden. H. Coste hält nicht viel auf h. Gesner.<sup>615</sup> Er sagt es sey ein Man, der viel belesenheit und wenig judicium habe. Man kan sich kaum einbilden, wie envieux H. Coste ist; Er ist mit H. Rougemont<sup>616</sup> auch nicht zufrieden, sondern redt von ihm und seinen predigten auch verächtlich.<sup>617</sup> Sie waren an einander gerathen Wachter und gottsched über die demonstration, h. Wachter will daß man immer zu erst etwas glauben müße. h. gottsched sagt der große grad der wahrscheinlichkeit seye schon eine halbe demonstration. alles dieses führt mich zu glauben, daß h. gottsched selber wenig gewißes von seiner philosophie glaube. Jgfr hubert<sup>618</sup> zu Lion hat ein buch gemacht. La religion naturelle a l'homme,<sup>619</sup> das erste das sie gemacht hat ist, Le monde fou préféré au monde sage,<sup>620</sup> und die 14 Lettres.<sup>621</sup> iez ist erst heraus kommen. La religion naturelle a l'homme. Das rühmte h. Coste sehr und sagte, sie könnte allen Theologis Lectiones geben, und wen er könnte so wollte er hingehen sie zu sehen, wie h. Thomasius sich erklärt, er wollte gerne h. Turretin<sup>622</sup> sehen. h. Gottsched und <mai> lachten ihm gewaltig darüber aus, trunken auf ihre gesundheit, proponirten ihm, sie zu heürathen &c. er verstand beyzeiten die raillerie. Wen ich mich nicht betrige; so hat sie das systema platonicum gott ist in der ganzen welt zerstreüt.

612 Alphonse des Vignoles, Chronologie De L'Histoire Sainte Et Des Histoires Etrangères Qui La Concernent Depuis La Sortie D'Egypte Jusqu'à La Captivité De Babylone, 2 Bände, Berlin 1738.

613 Schwabe, Proben der Beredsamkeit; vgl. Erl. 347.

614 Reinbeck, Zwei Predigten; vgl. Erl. 528.

615 Johann Matthias Gesner; vgl. Erl. 437.

616 Vermutlich Antoine Rougemont (1699–1751), Theologe, Weltgeistlicher in Paris, in Hameln Übertritt zu reformierten Kirche, Predigeradjunkt in Hannover, 1735 reformierter Prediger und Professor der französischen Sprache in Göttingen; vgl. Konrad Schröder, Biographisches und bibliographisches Lexikon der Fremdsprachenlehrer des deutschsprachigen Raumes, Spätmittelalter bis 1800, Band 4, Augsburg 1995, S. 58 f. und Band 6, 1999, S. 193.

617 Über die Einrichtung des reformierten Gottesdienstes in Göttingen notierte Hürner während seines Aufenthaltes in der Stadt, nachdem er die Einweihungsfeierlichkeiten beschrieben und ausführliche Bemerkungen zum Professorenkolleg festgehalten hatte, »h. doctor haller hörte immer pestiren [schimpfen] wider die reformierten, darum konte er solches nicht mehr leiden, sondern hielte an vor eine reformierte predig ... darum wurde ihnen eine predig alle 14 tag erlaubt die h. Rougemont französisch hält, aber wen sie communiciren [Abendmahl feiern] wollen, so müssen sie einen prediger aus dem heßischen beschiken«. Hürner, Tagebuch, S. 169.

618 Marie Huber; vgl. Erl. 253.

619 [Marie Huber], Lettres Sur La Religion Essentielle A L'Homme, Distinguée de ce qui n'en est que l'Accessoire. Amsterdam: Wetstein & Smith, 1738.

620 Vgl. Erl. 254.

621 [Marie Huber], Le Sisteme Des Anciens Et Des Modernes, Concilié par l'Exposition des Sentimens differens de quelques Théologiens, Sur L'Etat des Ames Separées Des Corps. En Quatorze Lettres. Nouvelle Edition augmentée par des Notes & quelques Pièces Nouvelles, Amsterdam 1733 (1. Auflage 1731).

622 Jean-Alphonse Turretin (1671–1737), 1693 Aufnahme in die Genfer »Compagnie des pasteurs«, geschätzter Prediger, 1697 Professor für Kirchengeschichte in Genf, 1705 Professor für Dogmatik. Turretin sprach sich für die Abschaffung der für die innerprotestantische Union hinderlichen Formula Consensus aus und erklärte 1707 auf Anfrage des preußischen Königs, dass nach Auffassung der Genfer Kirche zwischen Reformierten und Lutheranern in allen wesentlichen Punkten Einigkeit bestehe und eine Abendmahlsgemeinschaft möglich sei. Mit der Zulassung eines vom Preußenkönig vorgeschlagenen Pfarrers zur Betreuung der Genfer Lutheraner entstand die lutherische Gemeinde Genfs; vgl. Rudolf Pfister, Kirchengeschichte der Schweiz, Band 2, Zürich 1974, S. 630 f.; Geiger (Erl. 97), S. 129 f.; Zedler 45 (1745) (Abk.), Sp. 1990–2001.

sie ist eine große mystica. Dieses buch ist ein schlüßel zu den vorigen. Zu genève schon vor 20 gieng sie in bettstunden, sie ist schön, und hat viel geist und reichthum. H. Clauzing will die philosophie seye ein diluvium, die dem erdboden drohe, er <beklagt> sich sehr, daß man ihm allzeit die rationem sufficientem fordere; sein ganzer beweis ist: Wenn es nicht wahr wäre, so wollte ich es nicht sagen. ich bin 35 jahr professor und ich weiß es auch. h. Wachter meint daß saturnus das brot erfunden habe, und daß das ein wenig vor den zeiten abrahams geschehen denn dazumahl war es rar, und Abraham setzte dem Melchisedec brot für;<sup>623</sup> gewiß ist es, daß vorher die leute eichlen gegeben. glandem ructante marito.<sup>624</sup> allein das erdrich war durch die sündfluth so verderbt, daß es kein brot produciren konte. ich wolte behaupten, die sacra eleusinia<sup>625</sup> wären nur allein sacra gewesen, darin man die historie der götter proponirt habe: sie wolten mir dieses nicht zugestehen, weil sie gar zu geheim gehalten wurden. h. von Busch rühmte sehr von der Academie zu göttingen, von h. Riebow.<sup>626</sup> und wie ein halb duzend von Hano- 229 | 230 [am Rand: 26 Maj] ver kommen seyen ihme zu opponiren, und wie er sie alle abgewiesen. Er steht nicht so übel in seinen sachen, wie h. Cuno<sup>627</sup> sagt; die Canonici von denen dreÿ hohen stifferen, meissen, Merseburg, naumburg haben den ranc mit den general lieutenantes,<sup>628</sup> h. Börner<sup>629</sup> Rechenberg<sup>630</sup> &c sind dahero so große leüte. Der König von Pohlen ist im Carousel immer der grösste und schönste.<sup>631</sup> man disputirte darüber ich fieng den zank an: daß ehemahls diese kunst den fürsten zu keinem großen Lob gedient habe. h. Coste nahm meine parthei: hingegen h. Gotsched sagt: il<sup>632</sup> est beau d'etre habile en quoique ce soit. die princesin<sup>633</sup> wurde mit dem cronprinz copulirt.<sup>634</sup> Der primat von <Gnesnen><sup>635</sup> gab sie zusammen, wechselte die ringe<sup>636</sup> &c. Der holländische<sup>637</sup> und rußische Gesandte<sup>638</sup> evitirten

623 1. Mose 14, 18.

624 D. Junius Juvenalis, Satirae 6, 10.

625 Die Eleusinischen Mysterien wurden im Herbst in Eleusis, nordwestlich von Athen, gefeiert. Da nur Eingeweihte zugelassen waren und und über Inhalt und Verlauf der Feiern wenig in die Öffentlichkeit drang, blieben sie Gelegenheit von Spekulationen; über die Kenntnis zur Zeit Hürners vgl. Zedler 8 (1734) (Abk.), Sp. 800–803.

626 Georg Heinrich Ribov (Riebow) (1703–1774), 1732 Pfarrer, 1733 Hofprediger in Quedlinburg, 1736 Superintendent in Göttingen, 1739 Professor der Philosophie, 1745 Professor der Theologie in Göttingen.

627 Vermutlich Christian Heinrich Cuno († 1780), in dessen Göttinger Verlag mehrere Bücher Ribovs erschienen.

628 Zu den Domstiftern vgl. Wabst (Abk.), S. 134–150.

629 Christian Friedrich Börner (vgl. Erl. 46), Domherr und Kustos beim Stift Meißen; vgl. Wabst (Abk.), S. 135.

630 Carl Otto Rechenberg (1689–1751), 1711 Professor des Natur- und Völkerrechts in Leipzig, seit 1715 weitere bzw. Wechsel in andere Professuren der juristischen Fakultät, die jeweils mit einem Kanonikat in Naumburg bzw. Merseburg verbunden waren; vgl. Allgemeine Deutsche Biographie, Band 27: Quad-Reinald, Leipzig 1888, S. 499 f. und Wabst (Abk.), S. 143.

631 Vgl. Erl. 642.

632 Es ist schön, gewandt zu sein, worin auch immer.

633 Maria Amalia; vgl. Erl. 8 und 9.

634 Da der Bräutigam selbst nicht zugegen war, wurde er während der Trauung vom »Königlichen Chur=Printzen«, also Friedrich Christian (1722–1763, 1763 Kurfürst von Sachsen) vertreten; vgl. Johann Ulrich König, Vollständige Beschreibung aller Solenitäten bey dem hohen Königlichen Sicilianischen Vermählungs=Feste, welches im May=Monath des Jahres 1738. an dem Königl. Pohl. und Churfürstl. Sächsischen Hofe zu Dreßden in Vollmacht prächtigst vollzogen worden, Dresden, Leipzig [1738], S. 47 f. und Sächsischer Staatskalender 1739 (Abk.), Bl. [F 4v]; Auch die »Leipziger Zeitungen« berichteten ausführlich über das Ereignis; Leipziger Zeitungen 20. Mai 1738, S. 318–320 und 21. Mai, S. 324.

635 Erzbischof von Gnesen und Primas von Polen war von 1723 bis 1738 Theodor Andreas Potocki (Teodor Andrzej Potocki, 1664–12. November 1738 in Warschau). Während der Thronvakanz amtierte er als Interrex.

636 Die Trauung und der Ringwechsel wurden von dem päpstlichen Nuntius Camillo Paolucci-Merlini (vgl. Erl. 11) vollzogen; vgl. König, Vollständige Beschreibung (Erl. 634), S. 58.

637 Karl Rumpf, 1725 bzw. 1727–1743 Resident der Niederlande in Polen; vgl. Hausmann, Repertorium (Erl. 11), S. 247.

638 Hermann Karl von Keyserling, vgl. Erl. 168.

den <nonce><sup>639</sup> und dieser sie.<sup>640</sup> Keiner erschien an der tafel, wenn die anderen erschienen. Das Carousel, die opera,<sup>641</sup> die illumination und der auszug sind die dinge, die die schönsten gewesen.<sup>642</sup> H. Gotsched tractirte splendid; die frau zeigte alle ihre bücher hernach.<sup>643</sup> sie hat einen französischen und einen schrank für die übersezungen, einen schrank für italienische. einen für englische. In dem übersezungs schrank hat sie die schönsten sachen. sie hat sehr gern, daß sie admirirt wird. H. Coste ist gewiß un homme d'esprit, der mit großer justesse d'esprit raisonirt; er sagte under anderem daß die Könige nichts beßers regieren können als die pferde, weil sie sie nicht flattieren.

[am Rand: 27. (Mai)] Man kan mit keinem genugsamen lobe die manier beschreiben, mit der uns der heutige Magnificus h. Professor Kapp aufgenommen. Fremde leüte die weder an ihn recommendirt wurden, noch von denen er sonderliche vortheile zu gewarten hatte, und die keine andere Verdienste haben, als daß sie verdienste zu haben suchen, werden auf eine so ausnehmende weis von ihm gehalten, derer sich wenige in unseren ländern rühmen können. Es ist ein grund von ehrlichkeit in diesem Mann, der ihne vermag ehrlichen gemühtern nützlich zu seÿn. Sein eigener lebenslauf hat ihm gelehret, wie traurig es ist ohne gönner weg in den studien zu machen;<sup>644</sup> daher gönnt er denen die von hülfe entblößet sind seinen schuz. Der vortheil, den er in das künftige durch unsere correspondenz zu schöpfen muhtmaßen kan, mag nicht der geringste grund seiner wohlgewogenheit seÿn. Wäre er jez nicht an dem steuer-ruder der academischen regierung, so wäre ohne allen zweifel unser zugang leichter und öffter, und er würde seine Zeit mehrer für uns finden. Hingegen muß er sich offt wegen seinen vielen geschäfften verleugnen lassen, und hat uns immer insinuirt, wenn wir kommen so sollen wir sagen wir seÿen die Schweizer. Es ist zu vermuthen, dieses wolle nichts anders sagen, als ich bin nicht für jederman zuhause. Seine Conversation ist sehr pragmatisch und nuzbahr. Er hat sich auf die historiam Literariam; und insonderheit der reformation gelegt. aus seinen gesprächen kan man sowohl schließen, er wolle, daß andere leüte seine wahrheiten wißen, als daß sie glauben, daß er sie entdet habe. Man kan diesen gelehrten allerdings von der passion, die alle gelehrte hervorbringenet, nicht frey 230 | 231 sprechen. Ich will sagen: Man kan nicht sagen, daß h. Kapp ohne ehrbegierd seÿe. Auf die historiam literariam fiel er durch einen zufall.

639 Möglicherweise der päpstliche Nuntius Camillo Paolucci-Merlini; vgl. Erl. 11.

640 Nach einer Skizze im Staatskalender saßen an der 2. Tafel neben den königlichen Prinzen der päpstliche Nuntius und ihm schräg gegenüber der »Holländische Gesandte von Rumpff«; vgl. Sächsischer Staatskalender 1739 (Abk.), Bl. [E 4r].

641 Es wurde die Oper »Alfonso« aufgeführt, der Text stammte von Stefano Benedetto Pallavicini (1672–1742), die Musik von Johann Adolf Hasse (1699–1783); vgl. König, Vollständige Beschreibung (Erl. 634), S. 143.

642 Über das »Carousel« – ein Reitturnier mit Geschicklichkeitsübungen –, die Oper, die verschiedenen Beleuchtungen der Stadt und den Auszug vgl. König, Vollständige Beschreibung (Erl. 634). Der König als Chef der ersten von vier Quadrillen ist nach J. U. König, Protokoll »in dergleichen Ritter-Spielen, allen überlegen«, S. 127. Vgl. auch die Abbildungen in: Harald Marx, »Carousel Comique« im Zwinger 1722. Zu zwei Gemälden von Johann Alexander Thiele, in: Dresdner Kunstblätter 42 (1998), S. 11–20

643 Vgl. Catalogue de la bibliothèque choisie de feu Madame Gottsched, née Kulmus, proprement reliée en veau doré et autres relieurs Angloises, et Italiennes, Leipzig 1767; Abdruck in: Gabriele Ball, Die Büchersammlungen der beiden Gottscheds: Annäherungen mit Blick auf die »livres philosophiques« L. A. V. Gottscheds, geb. Kulmus, in: Gabriele Ball, Helga Brandes, Katherine R. Goodman, Diskurse der Aufklärung. Luise Adelgunde Victorie und Johann Christoph Gottsched (Wolfenbütteler Forschungen 112), Wiesbaden 2006, S. 213–260, hier S. 241–258.

644 Kapp kam aus Oberkotzau bei Hof im Vogtland und war Sohn eines Fuhrmanns; vgl. Georg Wolfgang Augustin Fikenscher, Gelehrtes Fürstenthum Bayreuth, Band 5, Nürnberg 1803, S. 22–34.

H. Hart ließ den dritten tomum seiner Hist. Litter. drucken.<sup>645</sup> Der buchdrucker<sup>646</sup> bat H. Kappe der ein 2jähriger Student war für die correctur; der bursche war in der noth und corrigirte h. Hartens bogen, und die alte mönchsschriften muste er lernen, und die abbreviatur des 16. sec. kennen lernen. Das gab ihm anlaß zu der Lectur der documenten. er fieng bald an selbst zu schreiben, und verfertigte unter e. anonymo. ein buchlin. theatrum des bäßtlichen ablaßkrams.<sup>647</sup> Der Corsicaner floß so bald wir ankamen; da er uns zu errathen gab, was es für ein landsman wäre, war ich in meinem urtheil um 170 meilen unglücklicher als mein reisgespahn.<sup>648</sup> Ich meinte es wäre Wein aus Spanien, allein er traff es beßer, und ruthe Cyper Wein. H. Mascou soll auf dem tapet seyn reichshofrath in Wien zu werden,<sup>649</sup> man sezt noch neben ihm in Betrachtung den H. Leyser<sup>650</sup> ordinarium in Wittenberg.<sup>651</sup> Es ist bekant daß von Seiten der Evangelischen 4 reichshofrähte und ein reformirter bestimmt sind, die aber in decidendo so viele stimmen haben als alle Catholische. Einer von diesen Evangelischen hofräthen ist zum Pabsthum übergetreten,<sup>652</sup> und sein plaz soll durch einen dieser beyden gelehrten besetzt werden. H. Mascou ist nicht der gelehrteste zu diesem amt. er ist ein beßer publicist als ein civilist. Er wird in Wien nicht so groß Vergnügen, wol mehrere ehre und einkommen haben. hier ist er angebettet, er hat viel credit, und sichere hoffnung zu dem ersten amt der Statt.<sup>653</sup> In Wien sind seine beschäftigungen ohne ende; Sie müssen ganze riesen<sup>654</sup> von papier lesen, ehe sie ein process ausmachen können. Der hof und alle seine subalterne haben da das gewicht, da das meiste geld fließt. Die räthe schließen nicht wie die geseze erfordern, sondern wie ihr Herr der Käyser will; hat der freündschafft mit einem hof in teutschland so ergeht ordre die hofräthe sollen seine processe die ihm nachtheilig ausfallen sollten liegen zu lassen. H. Gorius Professor in Florenz<sup>655</sup> hat ungemein viel geist in seinem neußen thesauro etrusco gewiesen. Man muß dennoch seine frechheit nicht loben;<sup>656</sup> allein aus allen denen etruscischen antiquitäten ist nicht viel zu machen, sie lehren uns sehr wenige neüigkeiten. Ich habe zu meinem

645 Hermann van der Hardt, *Historia Literaria Reformationis In Honorem Jubilæi Anno MDCCXVII. Constans Quinque Partibus*, Frankfurt, Leipzig 1717, Pars Tertia.

646 Johann Gottfried Renger († 1718), 1696 Verleger in Halle.

647 [Johann Erhard Kapp], *Schauplatz Des Tezelischen Ablaß=Krams/ Und des Darwider streitenden sel. D. Martini Lutheri*, Leipzig 1717. Die 2. Auflage von 1720 erschien mit dem Namen des Verfassers.

648 Michael Schlatter; vgl. Erl. 92.

649 Über Johann Jakob Mascov vgl. Erl. 81; Mascov wurde kein Reichshofrat.

650 Augustin Leyser (1683–1752), 1712 ordentlicher Professor der Rechte in Helmstedt, 1729 ordentlicher Professor der Rechte in Wittenberg.

651 Die letzte Besetzung einer evangelischen Reichshofratsstelle während der Regierungsjahre Karls VI. (1685–1740, 1711 Wahl zum Kaiser) erfolgte 1737, als Ernst Wilhelm Freiherr von Bredow (1709–1755) die Stelle des am 15. Juli 1737 verstorbenen Wittenberger Juristen und Professors Christoph Heinrich von Berger (1687–1737) erhielt; vgl. Oswald von Gschließer, *Der Reichshofrat. Bedeutung und Verfassung, Schicksal und Besetzung einer obersten Reichsbehörde von 1559 bis 1806* (Veröffentlichungen der Kommission für Neuere Geschichte Österreichs 33), Wien 1942, S. 407 und 413 f.; vgl. aber die unter den Titularhofräten genannten Georg Wilhelm Schultz, hessen-darmstädtischer geheimer Rat, introduziert am 29. Juni 1738, und Ludwig Friedrich Sommer († 1742), schwarzburg-rudolstädter Vizekanzler und Kammerdirektor, introduziert am 15. Mai 1739.

652 Georg Christian Freiherr von Knorr von Rosenroth (1694–1762), Rektor der Schule in Öttingen, 1723 Bibliothekar des Herzogs von Braunschweig, 1731 braunschweigischer Gesandter in Wien, am 23. November 1731 Aufnahme in den Reichshofrat, 1738 Übertritt zum Katholizismus; vgl. von Gschließer, *Reichshofrat* (Erl. 651), S. 405 f.

653 Das Bürgermeisteramt hatte Mascov nicht inne; vgl. Karin Kühling, Doris Mundus, Leipzigs regierende Bürgermeister vom 13. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Beucha 2000.

654 Ries ist ein deutsches Papiermaß, 1 Ries sind 480 Foliobogen; vgl. Kahnt, Knorr (Erl. 476), S. 253.

655 Anton Francesco Gorii; vgl. Erl. 421.

656 Vgl. die gleichlautende Aussage Johann Friedrich Christs (über ihn Erl. 415) und die dazu gehörige Erl. 422.

gratulations=programma<sup>657</sup> das buch gebrauchen wollen, allein ich hätte kein einzig allegatum daraus anführen können. H. Bourget verdient mit seiner invention viel lobe;<sup>658</sup> die Italiener verehren ihn als den erfunder ihrer geheimnißen. H. Gorius und andere mehr haben ihn refutirt und gelobet, dieses verdient er. jenes ist leicht in einem so dunckelen studio. Das unternehmen hat weiter keinen nuzen, als daß es die wahrheit erleütert. Ich habe ungemeine liebe für die reformationshistorie, und von jugend auf angefangen einen großen schaz darin zu samlen, der sich allein auf eine mittelmäßige Bibliothec erstreckt. Die Dissertation de fratribus Antonii<sup>659</sup> 231 | 232 [am Rand: Maij 27.] habe ich selber aufgesezt. Die de artemonitis<sup>660</sup> habe ich mehr als halb aufgesezt. In der dissertation de soloecismis<sup>661</sup> hatte ich vor H. treuer in göttingen zu refutiren;<sup>662</sup> geschrieben dieser mann schaut politische fehler des päbstl. hofs, welche die reformation Lutheri sollen befördert haben. Er <sezte> 2 fehler darinn. 1. daß der Römische hof nicht geschikte leüte aufgeboten den Lutherum zu refutiren. 2. daß er sich in den streit von dem ablaß gemischt, und alle thorheiten Tezels<sup>663</sup> gutgeheißen; er fügte noch andere hinzu, die ich unbeantwortet ließ. über den ersten punct zeigte ich daß der Pabst<sup>664</sup> die weisesten leüte zu diesem geschäffte gebraucht. Der andere solte dem verfaßer dieser schrift nicht entfallen seyn. Man sieht aus der summarischen Declaration,<sup>665</sup> daß der Pabst theil an allen ausdrükungen genommen, die der Tezel gebraucht, daß man von Rom aus selbst die formula geschickt, und nicht der Churfürst von Mäynz allein theil an dem ursprung des ablaßes gehabt.<sup>666</sup> Dieses sieht man noch klarer an den 95 thesibus Lutheri.<sup>667</sup> Er setzt diese allein der

<sup>657</sup> Johann Erhard Kapp, *Ad orationem solemnem qua auspiciatissimum connubium inter ... Carolum Hierosolymae et utriusque Siciliae regem Hispaniarum infantem ... et ... Mariam Amaliam ... domini Friderici Augusti regis Poloniarium et electoralis Saxonie ... filiam natu primam ... cras D. XXVIII. april A. R. G. MDCCXXXVIII in templo academico celebrabit ... invitat Academiae Lipsiensis Rector*, Leipzig 1738.

<sup>658</sup> Louis Bourguet (1678–1742), 1731 Professor für Philosophie und Mathematik in Neuchâtel, 1697–1715 häufige Aufenthalte in Italien. Studien u. a. zur Geologie, Biologie, Paläologie und Philosophie, von den Zeitgenossen besonders geschätzt wegen der Erforschung des etruskischen Alphabets, worauf im folgenden Satz vermutlich angespielt wird; vgl. Boschung, *Repertorium Haller* (Anm. 22), S. 128 und zur zeitgenössischen Sicht Zedler, *Supplemente 4* (1754) (Abk.), Sp. 386–388.

<sup>659</sup> Johann Erhard Kapp (Praes.), Dietrich Reimbold (Resp.), *De Antonianis Seu Fratribus S. Antonii* (Disputation am 2. September 1737), Leipzig 1737.

<sup>660</sup> Johann Erhard Kapp (Praes.), Paul Schaffhausen (Resp.), *Historia Artemonis Et Artemonitarum* (Disputation am 25. April 1737), Leipzig 1737.

<sup>661</sup> Johann Erhard Kapp (Praes.), Johann Peter Thümmig (Resp.), *De Curiae Romanae Soloecismis Politicis Circa Reformationem Lutheri Commissis Merito Suspectis Dissertatio* (Disputation am 12. Juli 1730), Leipzig 1730.

<sup>662</sup> Gottlieb Samuel Treuer (1683–1743), 1714 Professor der Moral und Politik, 1731 der Rechte in Helmstedt, 1734 Professor der Philosophie in Göttingen. Kapp bezieht sich auf Treuer, *Die Politischen Fehler des Päpstlichen Hofs*, welche die Reformation Lutheri sollen befördert haben, umständlich untersucht, Leipzig, Wolfenbüttel 1718.

<sup>663</sup> Johannes Tetzel (um 1465–1519), 1489 Eintritt in den Dominikanerorden, 1504 Ablaßprediger, 1509 Inquisitor für Polen. Anfang 1717 wurde Tetzel von Albrecht von Brandenburg zum Generalsubkommissar für den Vertrieb des Jubiläumsablasses im Erzbistum Magdeburg bestellt.

<sup>664</sup> Giovanni de Medici (1475–1521), 1513 Papst Leo X.

<sup>665</sup> Vgl. den Druck der *Instructio Summaria pro Subcommissariis* ..., in: Johann Erhard Kapp, *Sammlung einiger zum Päpstlichen Ablaß überhaupt, Sonderlich aber zu der im Anfang der Reformation zwischen D. Martin Luther und Johann Tetzel hiervon geführten Schriften*, Leipzig 1721, S. 117–184, Kapps deutsche Übersetzung S. 207–286.

<sup>666</sup> Albrecht II., Markgraf von Brandenburg (1490–1545), 1513 Administrator von Halberstadt und Erzbischof von Magdeburg, 1514 Erzbischof von Mainz. Zur Bezahlung der Amtsübernahmekosten und der Ausnahmegenehmigung an den Vatikan, die durch die Ämterhäufung erforderlich geworden war, nahm Albrecht hohe Schulden auf. Die Rückzahlung sollte über den Ablasshandel finanziert werden. Gegen die Hälfte der Einkünfte ermächtigte Albrecht Tetzel zur Ablasspredigt in seinen Territorien, gegen die sich Luthers Ablassthesen richteten.

<sup>667</sup> Vgl. den Druck der Thesen mit Einleitung, in der auf die Veranlassung durch die »Instructio summaria« hingewiesen wird in: Martin Luther, *Studienausgabe*, Band 1, Berlin 1979, S. 173–185.

declaration entgegen, und doch wird darin gewaltig auf den Pabst losgezogen. Klarer beweis, daß dieser hof die hand in dem ganzen spiel gehabt. Da nun einmahl der R. Hof den ablaßkram under greülichen flüchen geheiligt, und den der dawieder etwas redte de lata sententia excommunicirt,<sup>668</sup> so konte er nicht mehr zuruktreten, muste tezels klagen anhören, Luthe-rum verdamen, und die ganze Kirche in bewegung sezen. Das man sagt, der Pabst habe nie-mahl in den ablaß willigen sollen ist vergebens. Denn dieses verfahren fliest aus den principiis des R. hofs. (: hier satisfacíre H. Kapp meiner objection nicht, denn es niemahl zu beweisen stehen wird, daß der Römische hof nothwendig einen solchen ablaß kram aufstellen müße. Es ist bekant, daß albertus<sup>669</sup> sie angefangen: und flöße dieses verhalten aus den principiis des Römischen stuhls, so musten immer tezels in der Welt herumlauffen; aber so sehn wir, daß seit der reformation der pabst an eine solche handlung nicht mehr gedacht. ist. Melanchton war ein großer kopf, der mehr humaniora und klugheit als Lutherus gehabt; von ihm kommt die ganze<sup>670</sup> historie von der formula concordiae.<sup>671</sup> Von ihm <her><sup>672</sup> waren immer in sachsen biß <78><sup>673</sup> calvinisch gesinnte leüte; biß endlich der Churfürst Georgius<sup>674</sup> sie alle ausgerottet, ihrer ämter entsezt, und die formulam zu unterschreiben gemacht.<sup>675</sup> Es liegen viel acta beÿ der philosophischen und theologischen facultät <von> dieser sache. Die leipziger selber machten viel staat aus dieser sache, und die orthodoxen waren recht scharf. Melanchton hat schon diesen lerm angefangen; allein er reüssirre so übel, daß er beynahe von den übrigen wäre excommunicirt worden; der Keiser Carol. V.<sup>676</sup> forderte ihn von dem churfürsten als einen reichsrebeln.<sup>677</sup> und der gönner Philippi war zu stark, als daß er sich von den drohungen von

668 Leo X. hat in dem Decretale »Cum postquam« vom 9. November 1518 die Auffassung über die strafilgende Wirkung des Ablasses bekräftigt und die Annahme dieser Lehre unter Androhung der Exkommunikation – »sub excommunicationis latae sententiae poena« gefordert; vgl. Carl Mirbt, Quellen zur Geschichte des Papsttums und des römischen Katholizismus, Tübingen, 3. Auflage, 1911, Nr. 338. Poenae latae sententiae sind Strafen, die schon fixiert sind und die durch das Vergehen ohne Verhandlung umstandslos eintreten, im Gegensatz zu poenae ferendae sententiae, »die erst durch ein vom Richter zu fallendes Urteil verhängt werden«. Albert Sleumer; Joseph Schmid, Kirchenlateinisches Wörterbuch, Limburg, 2. Auflage, 1926, S. 714.

669 Hürner bezieht sich hier vermutlich auf den Erzbischof Albrecht von Magdeburg und Mainz; vgl. Erl. 666.

670 *Nach ganze gestrichen:* interimistische

671 Mit der Konkordienformel von 1577 (veröffentlicht im Konkordienbuch von 1580) wurde ein in den meisten evangelischen Landeskirchen normativ geltendes Lehrbekenntnis formuliert, mit dem die Auseinandersetzungen reformatorischer Theologen über das Verständnis der Kirchenbräuche, der guten Werke, des Abendmahls und des menschlichen Willens beendet werden sollten. Die Auseinandersetzungen stehen insofern in Bezug zu Melanchthon, als seine Kompromissvorschläge zur Verständigung mit der römischen Kirche und zur Wahrung der Kircheneinheit die Lehrstreitigkeiten maßgeblich provoziert hatten.

672 Im Text steht die sonst für Herr gebräuchliche Abkürzung: h mit Suspensionsschleife und Punkt.

673 Möglicherweise ist das Jahr 1578 als Zeitpunkt gemeint, an dem durch die Konkordienformel calvinismusfreundliche Bekenntnishaltungen in Kursachsen ausgeschlossen wurden.

674 Der erste sächsische Kurfürst mit Namen Johann Georg (1585–1656), 1611 Kurfürst von Sachsen, war gegen die Calvinisten feindlich gesinnt; im vorliegenden Kontext dürfte aber einer der Vorgänger Johann Georgs I. gemeint sein; vgl. die nächste Erl.

675 Nach Luthers Tod entstanden innerhalb der lutherischen Kirche Differenzen zwischen den Anhängern Melanchthons, den Philippisten, und den sogenannten Gnesiolutheranern, die sich als Wahrer des lutherischen Erbes verstanden. Während die Gnesiolutheraner die Gegensätze zu den Reformierten drastisch hervorkehrten, waren die Philippisten am Abbau der Spannungen interessiert. Mit der Verpflichtung auf die Konkordienformel unter Kurfürst August im Jahr 1580 wurde der Streit zugunsten der strengeren Lutheraner entschieden; vgl. Ernst Koch, Ausbau, Gefährung und Festigung der lutherischen Landeskirche von 1553 bis 1601, in: Helmar Junghans (Hrsg.), Das Jahrhundert der Reformation in Sachsen, Berlin 1989, S. 195–223.

676 Karl V. (1500–1558), 1519–1556, römischer Kaiser.

677 Vermutlich liegt hier ein Missverständnis Hürners vor. Nicht Melanchthon, sondern Luther wurde vom Kaiser als Rebell angesehen, über ihn wurde im Wormser Edikt von 26. Mai 1521 die Reichsacht verhängt. Auf der Rückrei-

Wien sollte erschrecken lassen. Die Interimshistorie<sup>678</sup> hat noch große mängel. Die besten hie-rinn sind Pic<sup>679</sup> und Salig;<sup>680</sup> Sekendorf ist sehr confus.<sup>681</sup> es war ein mann, der nicht die ord-nung der sach, sondern die meinungen seines gegners Maimburg<sup>682</sup> folget; Es war diese formul allein ein glaubensbekäntniß, darin beyden theilen etwas schenket. Es will wenig vom Pabst wißen, begehrt doch die beýbehaltung der alten gebraüchen. und redt sehr verworen 232|233 von der justification. Es setze sich bald jederman wider die sachen; Magdeburg ware die zuflucht, da ieder dissident etwas schreiben konte. In niedersaxen machte man rechte pas-quillen gegen das interim, biß dieses unglükselige henoticum<sup>683</sup> <fridlich> von sich selber verschwand. Eine union soll man zwischen den protestanten niemahl tentieren, beyde parthejen haben ein ander in ihren glaubensformuln verkezert, und darauf schweren sie. Es ist wider alle erfahrung und klugheit nur ein solches vornehmen. Es ist auch vielleicht beßer, daß die Union niemahl geschehe, es wären viele sache nit so gut undersucht worden, wenn man nicht streitigkeiten gehabt hätte. H. Pfaff gab den reformirten viel zu viel zu;<sup>684</sup> man hat seine toleranz ungemein gereiterd.<sup>685</sup> unser Gott hat vergeben, nicht eine solche zwiespalt zu-gelaßen. Man muß in allem diesem werk dem herrn die ehre zuschreiben; kommen wir auf menschliche gründe, so rauben wir das für die geschöpfe, was dem schöpfer der erden gebühret. (: einen so frommen Professor eloqu. hab ich noch niemahl gesehen.) H. Pfaff sollte sich niemahl einbilden, daß er die ganze religion der protestanten meistern wollte. Seine dogmatic hiezu ist viel zu schwach befunden worden.<sup>686</sup> H. Cypriani abgenöthiger underricht<sup>687</sup> ist ein

se vom Wormser Reichstag ließ Friedrich der Weise (1463–1525, 1486 Kurfürst von Sachsen) Luther entführen und auf die Wartburg verbringen, um ihn vor dem durch die Reichsacht gebotenen Zugriff zu schützen.

- 678 Auf dem Reichstag in Augsburg (September 1747 bis Juni 1548) wurde im Auftrag Kaiser Karls V. das sogenannte »Augsburger Interim« als ein theologische Dokument veröffentlicht, das wesentliche katholische Zeremonien festschrieb und den Evangelischen nur die Priesterhe und das Abendmahl mit Brot und Wein zugestand. Melanchthon erarbeitete für Kurachsen ein davon abweichendes »Leipziger Interim«, das ebenfalls zahlreiche von den Reformationskirchen abgeschaffte katholische Bräuche als Nebendinge (Adiaphora) zugestand und deswegen ebenfalls von den meisten evangelischen Theologen abgelehnt wurde. Die Gegner des Interims konzentrierten sich unter Führung von Matthias Flacius (1520–1575) in Magdeburg. Nach politischen Veränderungen wurde die 1548 erreichte Machtposition des Kaisers wieder geschwächt, das Interim wurde gegenstandslos.
- 679 Johann Erdmann Bieck, *Das Dreyfache Interim So in Regenspurg, Augspurg und Leipzig Zur Vereinigung Der Päbstlichen und Evangelisch=Lutherischen Lehre nach der Reformation zum Vorschein gekommen*, Leipzig 1721.
- 680 Christian August Salig, *Vollständige Historie Der Augspurgischen Confeßion und derselben Apologie* (ab Band 2: derselben zugethanen Kirchen), 3 Bände, Halle 1730–1735.
- 681 Veit Ludwig von Seckendorff, *Commentarius Historicus Et Apologeticus De Lutheranismo ... In quo Ludovici Maimburgii Jesuitae Historia Lutheranismi ... exhibetur, corrigitur, et suppletur*, Frankfurt, Leipzig 1688.
- 682 Wie schon aus dem Titel von Seckendorffs Buch hervorgeht, richtete es sich gegen die 1680 in Paris erschienene antireformatorische »*Histoire du Luthéranisme*« des Jesuiten Louis Maimbourg (1610–1686).
- 683 Einigungsschrift; Anspielung auf das als Henotikon bezeichnete 482 erlassene Edikt, mit dem sich der oströmische Kaiser Zeno (426–491) nach dem ökumenischen Konzil von Chalkedon (451) vergeblich um eine Versöhnung der Streitparteien bemühte.
- 684 Christoph Matthäus Pfaff (1686–1760), 1714/1717 Professor der Theologie in Tübingen, 1756 Professor der Theologie und Kanzler der Universität Gießen. Pfaff war ein Befürworter der Union zwischen Lutheranern und Reformierten. Er forderte keine wechselseitigen Anpassungen der Lehrmeinungen, konzidierte das Festhalten an den Unterschieden, stellte aber heraus, dass die Unterschiede nicht das Wesentliche des christlichen Glaubens betreffen und hielt auf dieser Basis eine Union für möglich. Diese Position war nicht durchsetzungsfähig.
- 685 Durchgesiebt; vgl. Grimm 8 (1893) (Abk.), Sp. 784
- 686 Pfaff hat mehrere Werke zur Dogmatik verfaßt, darunter »*Institutiones Theologicae Dogmaticae Et Moralis*«, zuerst Tübingen 1720, auf die hier vermutlich Bezug genommen wird.
- 687 Ernst Salomon Cyprianus, *Abgetrungener Unterricht von Kirchlicher Vereinigung der Protestantent, aus Liebe zur nothleidenden Warheit abgefasset, mit historischen Original-Documenten bestärcket, und allen Evangelischen Lehrern zur Prüfung übergeben*, Frankfurt am Main, Leipzig 1722 (2. Auflage 1726).

buch, das den reformirten am meisten <geschadet> hat. Das ist ein vortrefflicher Man.<sup>688</sup> seine schrifften sind bündig und überzeugend, insonderheit hat sein letztes werkgen von den Ceremonien nicht ein geringes lob verdient.<sup>689</sup> Man kan ihm mit recht den ersten plaz unter den kennern der reformations=geschichte zutheilen. Es ist bey nahe heüte ausgemacht, daß Lutherus für den ersten reformator muß gehalten werden. Einmahl hat zwahr Zwinglius schon [1517]<sup>690</sup> 1 jahr vor Luthero wider den P. geprediget.<sup>691</sup> Allein Lutherus grif die sache solenniter an, und schrieb gegen eine schrifft des Pabsts die die contradicentes de lata sententia ex-communicirte.<sup>692</sup> Dieses that Zwinglius erst nachhero. Aber in dem streit nach dem marburgischen Colloquio ist die sach schwehren.<sup>693</sup> Ilios intra muros peccatur et extra.<sup>694</sup> H. Kapp offerirte uns abermahl seine dienste, die paulinische Bibliothec zu sehen, Er kan entweder durch sein rectorat, oder durch seinen credit bey den Collegis für uns erhalten was er will. An dieser tagen einem werden wir auff seine Bibliothec gehen, und seine raritäten besehen. Er hat sich für communication unser schweizerischen reformationssachen recommendirt. Der Mann ist werth, daß man ihm gerechtigkeit halte, und seine schöne verdienste um uns mit den erinnlichsten gefälligkeiten erwiedre.

[Am Rand: 28. (Mai)] Wir warn heüte in der Bibliothec<sup>695</sup> Die einrichtung ist ganz ordentlich; und propre für studiosos. Man hat die gemählde aller professorum die etwas getaugt. Man sieht eine ganze Synagog, die Pr. Mayer<sup>696</sup> zu hamburg colligirt hat.<sup>697</sup> nichts ist <curios> darin, das nicht jederman wüste. Die facultas hist. Eccl. ist sehr schlecht besetzt. Man hat

688 Ernst Salomon Cyprianus (1673–1745), 1700 Professor der Theologie in Coburg, 1713 Mitglied des Oberkonsistoriums und Bibliothekar der Fürstlichen Bibliothek in Gotha.

689 Gemeint ist vermutlich [Ernst Salomon Cyprian], Friedfertiger Unterricht von den Mittelldingen der Evangelisch=Lutherischen Kirche, 1733. Wiederabdruck in: Ernst Salomon Cyprian, Vernünftige Warnung für dem Irrthum von Gleichgültigkeit der Gottesdienste oder Religionen, Nebst Friedfertigem Unterrichte von den Mittelldingen der Evangelisch=Lutherischen Kirche, Neueste Auflage, Danzig 1752, S. 141–162.

690 Hürner schreibt: 1717.

691 Huldrych Zwingli (1484–1531); als Pfarrer in Glarus (1506–1516) stand Zwingli politisch der Partei des Papstes nahe und mußte deshalb die Pfarrstelle verlassen. Als Pfarrer in Einsiedeln (1516–1518) kritisierte er Übertreibungen des Zeremonienwesens, übte aber keine prinzipielle Kritik am zeitgenössischen Christentum. Predigten aus dieser Zeit sind nicht überliefert; allerdings behauptete Zwingli in einer gegen Luther gerichteten Schrift von 1527, bereits vor Luther das Evangelium gepredigt zu haben. Diese Selbstaussage Zwinglis bildet vermutlich die Grundlage von Kapps Aussage; vgl. Ulrich Gähler, Huldrych Zwingli. Eine Einführung in sein Leben und Werk, Berlin 1985, S. 33–43.

692 Vgl. Erl. 668; Welche Lutherschrift gemeint ist, ist nicht eindeutig zu bestimmen. Auf das oben genannte *Decretale »Cum postquam«* gibt es kaum Reaktionen Luthers; vgl. Martin Luther, Werke. Kritische Gesamtausgabe, Band 63: Personen- und Zitatregister, Weimar 1987, S. 325 und die dort genannten Stellen: Möglicherweise ist Luthers Reaktion auf die Bannandrohungsbulle »Exsurge Domine« vom 15. Jun 1520 gemeint; vgl. Martin Luther, Werke, Band 6, Weimar 1888, S. 595–629.

693 Im Marburger Religionsgespräch vom Oktober 1529, an dem u. a. Luther, Melanchthon und Zwingli teilnahmen, sollte der Gegensatz zwischen den verschiedenen evangelischen Richtungen aufgehoben werden. Ein Ausgleich scheiterte am nicht überbrückbaren Gegensatz in der Abendmahllehre.

694 Iliacos intra muros peccatur et extra. Verfehlungen gibt es innerhalb der Mauern von Troja und außerhalb. Horaz, Epistulae I, 2, 16.

695 Gemeint ist die Universitätsbibliothek.

696 Johann Friedrich Mayer (1650–1712), 1684 Professor der Theologie in Wittenberg, 1686 Hauptpastor an St. Jacobi in Hamburg, 1701 Generalsuperintendent und Professor der Theologie in Greifswald.

697 Angaben zu dieser Synagoge, zu ihren Bestandteilen, ihrem Verbleib und zur Literatur bei Detlef Döring, Die Leipziger öffentlichen Bibliotheken des 18. Jahrhunderts als Faktoren des wissenschaftlichen Lebens, in: Leipziger Jahrbuch zur Buchgeschichte 13 (2004), S. 39–79, hier S. 51 f.

wenig schlechters gesehen. es ist Baron.<sup>698</sup> Sponden.<sup>699</sup> Raynald.<sup>700</sup> Pagius<sup>701</sup> Bzovius<sup>702</sup> darin, das sind die besten. Der Codex ivonis<sup>703</sup> ist etwas prächtiges. und ist überaus nett. Es hat das testamentum Theodoris studitæ.<sup>704</sup> &c. 233 | 234 [am Rand: Maj 28.]

Der Catalogus ist von fellero<sup>705</sup> gemacht, allein unvollkommen. und die künftigen Bibliothecarij ergänzen immer was mangelt. Bej diesem allen ist sie sehr membrös in Mssc. Die kostlichsten haben sie in dem schrank des Bibliothecarij. h. Richter<sup>706</sup> hat erst neulich dieses amt von seinem schwiegervatter H. Böerner<sup>707</sup> bekommen, dieser aber ist noch jung und versteht gar nichts. [am Rand: 29. (Mai)]

H. Beyer<sup>708</sup> sagt nicht viel, man kan daher nicht viel von ihm sagen, er ist ein mann der wegen seiner faulheit nicht kan hervorkommen. Er sagte nur was von H. Schultens und Burman;<sup>709</sup> seine 2te disputation de Ignatio<sup>710</sup> versprach er ganz und sagte sie sej sehr distrahirt. Da wir kamen sagte er wir werden bej denen säzen ankommen.

H. Mascou docirt solid, das kan man ihm nicht nehmen allein das ist unrecht, daß er perorirt. Man sieht doch daß er nicht von großem stamm ist; er hatte de progressu feudorum, die ursachen sind. Templa. Securitas. militia.

<sup>698</sup> Cesare Baronio (1538–1607), Kirchenhistoriker; seit 1568 erschienen seine »Annales ecclesiastici«, ein mit reichem Quellenmaterial ausgestattetes kirchengeschichtliches Werk (bis 1198), das sich gegen die protestantischen »Magdeburger Zenturien« (1559–74 in 13 Bänden) richtete und die These widerlegen sollte, dass die Papstkirche vom Urchristentum abgefallen sei; vgl Bautz 1 (1975) (Abk.), Sp. 379.

<sup>699</sup> Henri de Sponde (1568–1643), Studium der Rechte, Tätigkeit als Anwalt, 1595 Übertritt vom reformierten zum katholischen Glauben, 1606 Priesterweihe, 1626 Bischof von Pamiers. Sponde hat neben anderen kirchengeschichtlichen Werken einen Auszug und eine Fortsetzung der »Annalen« Barons veröffentlicht; vgl. Lexikon für Theologie und Kirche Band 9, Freiburg, Basel, Wien, 2. Auflage, 1937, Sp. 737.

<sup>700</sup> Odorico Rinaldi (1595–1671) schrieb eine Fortsetzung der »Annalen«, die bis 1565 reicht (8 Bände, 1646–1663; der aus seinem Nachlass gedruckte 9. Band wurde erst 1683–1686 von der Zensur freigegeben).

<sup>701</sup> Antonio Pagi (1624–1699), 1641 Eintritt in den Franziskanerorden. In der »Critica historico-chronologica in annales ecclesiasticos Caesaris Baronii« (Band 1: 1689, Gesamtausgabe in 4 Bänden 1705 u. ö) berichtigte Pagi vor allem chronologische Irrtümer Barons.

<sup>702</sup> Abraham Bzovius (Bzowski) (1567–1637), von Paul V. mit der Fortsetzung von Baronios »Annales« beauftragt, bearbeitete Bzovius die Zeit von 1198 bis 1572 in 9 Bänden, die als Band 13–21 der »Annales ecclesiasticæ 1616–1630 (1–7), 1641 und 1672 (8–9) erschienen.

<sup>703</sup> Feller, Catalogus (Abk.), S. 233, Nr. 1: »Ivonis, Carnotensis Episcopi, Compilatio vetus & nova Decretorum in XVI partes divisa, & ex Patribus, Conciliis, & Pontificum epistolis congesta«; heutige Signatur: Ms 955; vgl. die ausführliche Beschreibung: Rudolf Helssig, Katalog der lateinischen und deutschen Handschriften der Universitäts-Bibliothek zu Leipzig, 3. Band: Die juristischen Handschriften (Katalog der Handschriften der Universitäts-Bibliothek zu Leipzig 6), Leipzig 1905, S. 92–95. Ivo (Ives, Yves) (um 1040–1116), 1090 Bischof von Chartres.

<sup>704</sup> Feller, Catalogus (Abk.), S. 120, Nr. 31: »Theodori Studitæ ducenti & viginti Sermones Greci, sive Catecheses ad discipulos./ Ejusdem Testamentum ad discipulos, Græcæ«; heutige Signatur: Cod. gr. 15. Theodorus Studites (Studita) (759–826) war Abt des Klosters Studion in Konstantinopel.

<sup>705</sup> Joachim Feller (Erl. 298); über seine Tätigkeit für die Bibliothek vgl. Loh (Abk.), S. 32–34 u. ö.

<sup>706</sup> Georg Friedrich Richter; vgl. Erl. 452.

<sup>707</sup> Christian Friedrich Börner; vgl. Erl. 46.

<sup>708</sup> Christoph Beyer aus Hirschberg (1695–1758), 1723 außerordentlicher Professor der Philosophie in Leipzig.

<sup>709</sup> Peter Burmann (1668–1741), 1715 Professor der Geschichte und Beredsamkeit in Leiden.

<sup>710</sup> Christoph Beyer, Dissertatio Historico-Critica De Ignatio Veritatis Confessore Et Martyre (Disputation am 1. Oktober 1722), Leipzig 1722. Beyers erste Dissertation zu diesem Thema war am 12. März 1722 verteidigt worden.

H. Wachter wiese uns seine münzen,<sup>711</sup> er hat überaus schöne sonderl. von Gold. es ist eine grose collection Consularibus.<sup>712</sup> aber sehr viele nachgemachte; es werden täglich dazu gekauft; aber der schaz wird nicht zunehmen so lang man nicht größere subsidia dazu braucht.

H. Kapps Bibliothec ist schön. er hat einen vollkommenen vorrath in der historia literaria in dem studio oratorio, und in der reform: historie. er zeigte mir ein rar mst. von einem ablaß,<sup>713</sup> darin er. Er hat einen schönen Quintilianum, den H. Gesner collationirt.<sup>714</sup> Er hat erstaunlich viele sachen von der reformationszeit. Er meint bald 3 fol. ausgeben zu können. er will daß ich ihme sachen schaffe. aber er will lauter inedita. er hat einen autographum von Lutheri thesibus, man kan es beweisen, daß es ist. Denn Lutherus allegirt selber, diese stellen so. alle folgenden editiones gehen ab. Dieses hat H. Kapp angeführt in seiner disserr. contra alta <muræ>.<sup>715</sup>

[Am Rand: 30. (Mai)] H. mascou ist einer von denen gelehrten, der mir am meisten vergnügen gemacht. Ich liebe diesen Man: und ich gestehe, daß ich mich nicht verwundere, daß er sich emporgeschwungen. Er ist ungemein einnehmend. er trukt die hände; redet so freundlich, läst kein wort aus dem munde, das choquiren könnte. Ich mieche ihm keine visite, als diejenige die ich ihm zuerst und iez gabe. Er fragte mich pro patria; ich sagte Bern. Er rühmte das pays de vaud, que<sup>716</sup> c'est la retraite de tant d'honefes gens. et Monsieur Lamberti vit il sur un fief noble proche d'aubonne.<sup>717</sup> vous avès eu toujours de grands home. moi, la science n'a pas tant regné a Berne qu'ailleurs; nous pouvons conter fort peu de gens, qui se soient distingué en fait d'erudition. lui Messieurs de Berne soit il peut être trop riches: moi trop commodes. Mais par consequent pouvons nous dire, que le gouvernement est le meilleur qui se pourra avoir. il l'avoue même et disait, qu'il a toujours observé cela. Je lui parlois de l'academie de Lausanne.<sup>718</sup>

<sup>711</sup> Wachter sollte einen Katalog der Münzen anfertigen, er wurde nie veröffentlicht; vgl. Wustmann, Stadtbibliothek (Abk.), S. 78–80. Er veröffentlichte jedoch eine Schrift zur Münzkunde: Wachter: *Archæologia Nummaria, Continens Praecognita Nobilissima Artis, Quæ Nummos Antiquos Interpretatur*, Leipzig 1740.

<sup>712</sup> Münzen, deren Inschriften Angaben zum Konsulat einer Person bzw. des Kaisers enthalten.

<sup>713</sup> Möglicherweise: Christian Bomhowers Ablaß-Brief, den er als Iulii II. Commissarius in dem Creutz-Zug wider die Russen den 6. Jun. 1508 ausgegeben hat, in: Kapp, *Sammlung* (Erl. 665), S. 18–37; Kapp teilt mit, dass der Brief, der ihm »von einem hochgeschätzten Gönner communicaret worden« sei, in seiner Sammlung erstmals gedruckt werde, S. 18 f.

<sup>714</sup> Bei der Erläuterung der von ihm benutzten Handschriften kommt Gesner darauf zu sprechen: »Alius Quintilianni codex Lipsiae est in Bibliotheca celeberrimi Kappii, cuius in dubiis certe locis consulendi copiam pro amicitia per viginti annos culta officiis ipsius ... nobis fecit.« Marcus Fabius Quintilianus, *De Institutione Oratoria Libri Duodecim*, hrsg. von Johann Matthias Gesner, Göttingen 1738, Bl. \*\*\* 3r.

<sup>715</sup> Johann Erhard Kapp, *Exercitatio In Ambrosii Altamuræ Elogiam Iohannis Tetzeli Quam ... Pro Loco D. XXXI. Decemb. H. L. Q. C. MDCCXXI Eruditorum Examini Subicit*, Leipzig 1721, S. 10 f.

<sup>716</sup> Es ist der Rückzugsort vieler ehrbarer Leute. Lebt Herr Lamberti auf einem adligen Sitz bei Aubonne? Ihr habt immer große Leute gehabt. Ich: Die Wissenschaft war in Bern nicht so tonanagend wie anderswo. Wir können nur sehr wenige Leute nennen, die sich als Gelehrte hervorgetan haben. Er: Sind die Berner vielleicht zu reich. Ich: Zu bequem. Aber wir können folglich sagen, dass es die beste Regierung ist, die man haben kann. Er bekannte selbst, dass er dies immer beobachtet habe. Ich erzählte ihm von der Universität Lausanne. Er sagte, es wird sich mit der Zeit entwickeln. Momentan ist die Universität in einem hinreichend guten Stand. Es fehlen nur noch 4 Professoren, um die Universität zu vervollständigen. Sie ist mindestens genauso gut wie die Genfer Universität. Es werden nur noch ein Theologieprofessor benötigt und insgesamt zwei Juristen.

<sup>717</sup> Vermutlich Guillaume de Lamberty (um 1660–1742), Schweizer Diplomat in englischem Dienst. Nach den bewegten Jahren, die er als Diplomat verbracht hatte, zog er sich nach Nyon im Kanton Bern zurück, wegen der frischen Luft und der unvergleichlich angenehmen Regierung des Landes, wie es in der Widmung vom 20. Oktober 1723 an den großen und kleinen Rat von Bern heißt, die dem ersten Band seiner »Mémoires pour servir à l'histoire du XVIII siècle« vorangestellt ist; vgl. auch *Nouvelle Biographie Universelle* 29 (1859), Sp. 164. Mascov empfahl Lambertys »Mémoires« als ein in seiner Art vorbildliches Werk; vgl. Talle (Abk.), S. 92.

<sup>718</sup> 1537 war in Lausanne eine Hohe Schule gegründet worden. Ohne päpstliches, kaiserliches oder fürstliches Privileg verfügte die Einrichtung nicht über ein überall anerkanntes Graduierecht und war nicht nach Fakultäten

Il dit, que cela se pourra faire avec le tems. et qu'a l'heure 234 | 235 quil est, l'academie est dans un assés bon etat; il ne faut encore que quatre professeurs, pour faire une universite complete; au moins est elle aussi bonne, que celle de geneve.<sup>719</sup> il ne faut qu'un professeur en theologie encore, et en tout deux professeurs en droits. ich sage ihm, daß ich nicht glaubte, daß noch alle parties scientie besezt seÿen, und daß hier moral; histor. Eccl. &c. gelesen werde. lui<sup>720</sup> vous approuvés donc la maniere d'enseigner de vôtre<sup>721</sup> ville: non moi: dis je, ce que nous traittons nous le traitons bien, mais fort peu. Lui. vous avés bien fait de n'aller pas a dresden pendant ce vacance, qu'est ce que cela vous auroit servi. Er hat sich sehr beklagt, daß ich nicht mehr zu ihm komen bin; er wolle h. du Mont recht danken, daß er ihm eine solche connoissance zuwegegebracht. am meisten konte ich ihm die augen ausbesern, da ich sage, h. Mosheim lese die reichshistorie<sup>722</sup> des H. für sein gröstes werk. das war dan genug; er <kriegte> bald ein exemplar heraus,<sup>723</sup> und sagte das seÿ für mich, er wolle mir es schenken, den ersten theil<sup>724</sup> habe er nicht mehr sonst wollte er mir ihn auch geben. Jez ist es abend, und ist nicht komen. Ich zweifle, daß er kommen werde. Er fragte mich um die prediger. Je<sup>725</sup> lui disois si nous avions cette commodité, ce flux de bouche, cette experience dans la langue, seurement nous serions des orateurs; Ich rühmte ihm H. Gaudliz,<sup>726</sup> Weise,<sup>727</sup> Wolle,<sup>728</sup> Schuez,<sup>729</sup> Teller<sup>730</sup> und präferirte H. Teller. il<sup>731</sup> dit surement Monsieur, vous suivés le parti le plus grande et le plus sense Monsieur Weise est un fort beau predicator, qui parle presque toujours avec la Bible, et il me semble, que cela sied bien a un orateur Ecclesiastique. H. Gottsched sagte mir nachmittag, dieses urtheil h. Mascous habe nichts zu sagen, darauß könne man seine meinung nicht schließen; denn er sage nie was er denke, sondern immer rede er den weibern zu lieb. und h. Coste sagte, er habe noch niemahl kein recht gemein urtheil gehört von h. maskou ergehen. Er redete darauf von h. Hofman<sup>732</sup> brachte seine edition priti<sup>733</sup> und verehrte mir sie. Ich fragte ihn

gegliedert; vgl. Walter Rüegg (Hrsg.), Geschichte der Universität in Europa, Band 2, München 1996, S. 108. Der Ausbau zur Universität wurde von Loys de Bochat betrieben (vgl. [Abraham Daniel Clavel de Brenles], Eloge historique de Monsieur Charles Guillaume Loys de Bochat, Lausanne 1755, S. 11 f), gelang aber erst 1890 (Rüegg, Band 3, 2004, S. 47).

719 Genf verfügte seit 1599 über eine Hohe Schule, die 1872/73 zur Universität transformiert wurde; vgl. Rüegg (Erl. 718), 2, S. 108 und 3, S. 47.

720 Er: Sie billigen doch die Art, wie in Ihrer Stadt unterrichtet wird? Nein, sage ich, was wir behandeln, machen wir gut, aber zu wenig. Er: Sie haben es richtig gemacht, in der freien Zeit nicht nach Dresden zu gehen. Was hätte es Ihnen gebracht?

721 Man könnte auch nôtre lesen, aber Hürners Antwort spricht dagegen.

722 Vgl. die Titelangaben in den beiden folgenden Erläuterungen.

723 Johann Jakob Mascov, Geschichte der Teutschen bis zu Abgang der Merovingischen Könige in sechs Büchern fortgesetzt, Leipzig 1737.

724 Johann Jakob Mascov, Geschichte der Teutschen bis zu Anfang der Fränkischen Monarchie in Zehn Büchern verfasset, Leipzig 1726.

725 Ich sage ihm, wenn wir diese Leichtigkeit, diese Gewandtheit und die Erfahrung in der Sprache hätten, wären wir sicher gute Redner.

726 Gottlieb Gaudlitz; vgl. Erl. 575.

727 Christian Weise d. J.; vgl. Erl. 358.

728 Christoph Wolle; vgl. Erl. 16.

729 Friedrich Wilhelm Schütz; vgl. Erl. 245.

730 Romanus Teller; vgl. Erl. 325.

731 Er sagte, Sie folgen sicher der grössten und vernünftigsten Richtung. Herr Weise ist ein sehr guter Prediger, der immer mit der Bibel redet, und dies scheint mir für einen geistlichen Redner angemessen zu sein.

732 Karl Gottlob Hofmann; vgl. Erl. 352.

733 Johann Georg Pritius, Introductio In Lectionem Novi Testamenti. Cuius Primas Lineas Olim Duxit D. Io. Georgius Pritius ... Nunc Autem Uberius Eam Digessit ... Carl Gottlob Hofmann, Leipzig 1737. Pritius (1662–1732), 1698 Pfarrer und Professor in Zerbst, 1699 Doktor der Theologie in Leipzig, 1708 Professor der Theologie in

über die verbindung der reichshistorie mit der K. historie<sup>734</sup> da zeigte er mir seinen 2ten theil vor 550.<sup>735</sup> Darin er erstaunlich viel faits combinirt und mit einander zeigt, wie die Keiser sich mit den Päbsten herumgeworfen. Die gothen und vandalen haben darum so die arianer protegirt, weil der meiste theil des volks arianisch gewesen, sie musten das volk auf ihrer seite haben, damit sie ihr reich behaupteten. et<sup>736</sup> pensez monsieur. Les ariens ont été plus fortes, que ne sont aujourd’hui les protestants, pourtant ont ils été supprimé. L’histoire des papes qui est eu cinq tomes in 4<sup>to</sup><sup>737</sup> est fort belle. elle ne fait pas passer les papes pour une putain et pour la bête, mais elle fait voir au vif toutes les ressorts, que ce personnages ont fait jouer. Vous aves la un grand Professeur a Neufchatel monsieur Bourguet.<sup>738</sup> Monsieur Werenfels<sup>739</sup> est un beau genie, qui a fait l’honneur, que les autres nations disoient, que les suisses pensent. Er offerirte mir noch die nummos sehen zu lassen. ich bedankte mich. vous<sup>740</sup> devriés rester a Leipzig, vous etés devenu gros et gai icy. il ne faut pas pretendre, que les autres aca- 235 | 236 [am Rand: Mai 30.] demies soient aussi nombreuses, que celleci; il y a pour le moin 500 gens qui se peuvent nourrir icy. 300. qui ont <trop> d’argent; et le reste est pour etudier.

Ich habe schon durch viele exempl. daß die Leute die sich emporgeschwungen haben, alle samt flatteurs gewesen sind, und niemand wiedersprochen haben; Im wiederspiel ihr urtheil allzeit eingerichtet, wie das urtheil anderer.

O<sup>741</sup> TIBI semel dictum puta. Les anglais n’ont plus cet esprit universel qu’ils ont eu autre fois. vous trouverés monsieur que cela leur est indifferent, protestant ou papiste.

H. Jöcher wiese uns seine Bibliothec, es ist was prächtiges sie sind in einem gemach alle in franzband gebunden; er hat Historicos, Philosophos, Belles letres. Und Theologos. in hist. Eccl. hat er die kostbarsten werke in der anderen stube hat er auch die gleiche eintheilung aber die sind in pergament, alles ist sehr reinlich gehalten; er lässt sich gern über diese Bibliothec flatiren, und man kan es thun mit gutem gewissen. Er hält viel auf den Engelländern; aber nicht in historicis, sondern in der Mathematic und in den Patribus, wenn wir nehmen, was ein

Greifswald, 1711 Senior des Ministeriums in Frankfurt am Main hat die »Introductio« 1703 veröffentlicht, spätere Ausgaben sind von anderen Herausgebern bearbeitet worden, seit der 4. Auflage von 1737 von Hofmann. In seiner Vorrede erklärt dieser, dass das Werk seinen Vorlesungen zugrundgelegen habe. Christian Gottlieb Jöcher habe ihn aufgefordert, seine Korrekturen und Ergänzungen dem Verleger zur Verfügung zu stellen, der Pritius selbst und dessen Nachkommen vergeblich für eine Neuauflage zu gewinnen versucht hatte. Hofmann verweist auch auf die von Johann Erhard Kapp 1725 veranstaltete Ausgabe, betont aber, dass seine Edition wesentlich mehr Änderungen und Ergänzungen erfahren habe, ohne dass das Konzept eines knappen Handbuch für die studierende Jugend preisgegeben worden sei.

734 Kirchenhistorie.

735 Moscov, Geschichte der Teutschen 2, 1737 (Erl. 724). Hier sind die Bücher 11–16 enthalten, Buch 11–12 (S. 1–128) behandelt die Geschichte bis 550.

736 Und denken Sie: Die Arianer sind viel zahlreicher gewesen als heute die Protestanten, dennoch sind sie untergegangen. Die fünfbändige Papstgeschichte ist sehr schön. Sie führt die Päpste nicht als Huren und Bestien vor, aber sie zeigt alle Bereiche, in denen sie die Hand im Spiel hatten. Bourguet in Neuchâtel ist ein großartiger Professor, Werenfels ein guter Kopf, dank dem die anderen Nationen anerkennen, dass die Schweizer denken.

737 [Franz Bruys], Histoire Des Papes Depuis St. Pierre Jusqu'a Benoit XIII Inclusivement, 5 Bände, La Haye, 1732–1734.

738 Louis Bourguet; vgl. Erl. 658.

739 Samuel Werenfels (1657–1740), 1685 Professor der griechischen Sprache, 1696 Professor der Polemik und Dogmatik, 1703 Professor für Altes Testament, 1711 Professor für Neues Testament in Basel.

740 Sie sollten in Leipzig bleiben, Sie sind hier dick und vergnügt geworden. Man kann nicht behaupten, dass andere Universitäten ebenso zahlreich sind wie diese. Hier können sich mindestens 500 Leute ernähren. 300 haben zu viel Geld, der Rest ist zum Studieren hier.

741 Glaube, was ich dir einmal gesagt habe. Die Engländer haben nicht mehr diesen umfassenden Geist, den sie früher hatten. Es ist ihnen gleichgültig, ob protestantisch oder papistisch.

Bullus<sup>742</sup> prästirt, was ein Grabe,<sup>743</sup> aber sie attrapiren selten die rechte meinung; die ursach seiner grosen Bibliotheç ist seine auditores; ich hab sagt er offt 500 auditores, eines jahr liese ich die gelehrte, das andere die politische, das drite die philosophische historie. Meine bücher gehen ab, wir haben viel occasion. &c. H. Jöcher ist im übrigen ein man, in deßen conversation nicht viel zu profitiren ist. er sagt beynahe nichts. h. joecher hat 187<sup>en</sup> band <spang dik>.<sup>744</sup> dissertat.

H. Pfeiffer<sup>745</sup> war kaum anzutreffen. Er hat ein kleine buklichte gestalt. seine conversation ist wie eines alten weibs conversation; er affirmirt und bejammt alles. Er hat ehemahls etwas gethan in L.L. O.O.<sup>746</sup> allein da ich vocirt ward, da geschahe es, daß ich dieses liegen ließe. Der August Pfeifer war ein Vetter von mir<sup>747</sup> er war zuerst hier Magister legens; hernach fand er seinen coute<sup>748</sup> nicht dabeij, sondern stekte in armuth, er muste darauf lehren predigen, und kam nach Meißen. Von dannen wurd er geholt als Profess. L.L. O.O auf Leipzig allein das reichte nicht zu, sonder er muste nach Lubec an die stelle da jzo carpzovius<sup>749</sup> ist; So geht es uns Deutschen, wir können wol arbeiten pro fame,<sup>750</sup> aber nicht pro fama; wir müssen flugs lernen predigen, und das ist der jammer. H. Clodius<sup>751</sup> ist dennoch hier ein trefflicher Man. Was werden für theil der Theologie beij ihnen exercirt? Rp.<sup>752</sup> die dogmatic und die Exegetic. er sagte ohne zweifel die moral nicht, denn die bringt nicht ehre genug. Ich habe in allen moralisten observirt, daß sie nur eine moralische philosophie haben. Wir finden in der H. Schrift alles, was darzu gehört; Ich habe eine solche moral, darin ich durch hülf der <concordanzen> alle tugenden und laster tractiere. In h. s.<sup>753</sup> sind alle Tugenden, alle motive, alle impedimenta, alle mittel &c. und ich gewinne am meisten mit diesem Collegio. H. Mosheims moral ist sehr schön.<sup>754</sup> allein er solte eher sein versprechen halten. Er konte mir nicht in mein buch<sup>755</sup> schreiben, Er ist lahm an allen gliedern. Zulezt begleitete er mich, und empfohle mich in den schuz der lieben heil. engel. 236 | 237

742 Georg Bull (1634–1710), 1655 Ordination, 1705 Bischof von St. David's, Wales. Er veröffentlichte mehrere Werke zur frühen Kirchengeschichte; vgl. Oxford Dictionary 8 (Abk.), S. 583–586.

743 Johann Ernst Grabe (1666–1711) aus Königsberg, siedelte nach Lehrstreitigkeiten 1697 nach England über und wurde 1700 zum Diakon in Oxford ordiniert, er veröffentlichte Werke zur Patristik und gab Georg Bulls Werke heraus; vgl. Oxford Dictionary 23 (Abk.), S. 151 f.

744 Möglicherweise ist hier das Längenmaß einer Spang oder Spanne, ca. 22 bis 28 cm gemeint; vgl. Grimm 10, 1 (1905) (Abk.), Sp. 1878 und Kahnt, Knorr (Erl. 476), S. 293. Der Satz könnte dann bedeuten, dass Jöcher 187 dicke Bände mit Dissertationen besaß bzw. den 187. Band seiner Bibliothek hinzugefügt hat.

745 Johann Gottlob Pfeiffer; vgl. Erl. 300.

746 Linguis orientalibus - in orientalischen Sprachen.

747 August Pfeiffer (1640–1698), 1665 außerordentlicher Professor der orientalischen Sprachen, 1671 Pfarrer in Medzibor, 1673 in Stroppen (Schlesien), 1675 in Meißen, 1681 Archidiakon in Leipzig, 1684 Professor der hebräische Sprache in Leipzig, 1689 Superintendent in Lübeck; vgl. Hein, Junghans (Abk.), S. 251 f. Über die Verwandtschaftsverhältnisse konnte nichts ermittelt werden, Johann Gottlob Pfeiffer hat selbstbiographische Auskünfte versagt: »Weil der seelige Mann die Umstände seines Lebens weder mündlich noch schriftlich bekannt gemacht, auch an seinem Ende verboten, etwas zu seinem Ruhme zu drucken, so hat man diese Lebens=Beschreibung sehr mühsam zusammen tragen müssen.« Ranftt (Erl. 301), S. 892 f., Anm. \*.

748 le coût – die Kosten.

749 Johann Gottlob Carpzov (1679–1767), 1713 außerordentlicher Professor der Theologie in Leipzig, 1730 Superintendent in Lübeck; vgl. Hein, Junghans (Abk.), S. 180.

750 Für den Hunger, aber nicht für den Ruhm.

751 Johann Christian Clodius; vgl. Erl. 465.

752 Respondi – Ich habe geantwortet.

753 Heiliger Schrift.

754 Johann Lorenz Mosheim, Sittenlehre der heiligen Schrift, 5 Bände, Helmstedt 1735–1753; weitere Auflagen.

755 Stammbuch.

H. Coste und ich lärnten ein wenig unser herz. Lui<sup>756</sup> vous avés veu plus de sçavants que moi; mais ie ne veux pas. je dine a une heure parce que sans cela la matinée est moitié perdue. <J'ay etés> moi.<sup>757</sup> Chés monsieur Mascou, qui m'a resolù des doutes. h. Coste glaubt die welt werde viel erblüheter werden und daß eine änderung in der religion sehr schwehr seye. Je<sup>758</sup> soutenois par contre que cela est fort possible, par le turc et par les papistes; il ne croya pas, que le turc se meleroit de cela, et pour les papistes on est trop eclaire aujourdhu. Les princes ne vaudront jamais se ressujeter a cela. on commence partant a pouser au fait la religion rai-sonnable a l'homme, et tous ce qu'il y a d'honettes gens aujourdhu dans le monde disent que tout vient a trois choses, qu'il y a un Dieu, une vie eternelle, et qu'il faut etre homme de bien; c'est comme cela presque, que Grotius,<sup>759</sup> que Cassander<sup>760</sup> ont raisonné. moi je lui disois milles sortes de voyes, par lesquels les catholiques pourroient prendre le dessus; la promesse, la guerre. lui il est vray, que tous les grans evenemens viennent tout d'un coup. Il n'est point aujourdhu croyable, que le princes protestants ferent la guere aux Catholiques; et cela peut pourtant arriver dans une nuit. Er wolte mir nur sagen, es könne geschehen, daß die fürsten das abschafen, was ceremonieus ist, und die natürliche religion einführen. Ich sagte ihm quel<sup>761</sup> mal qu'il y auroit, a s'assujettir au pape et a remettre l'eglise episcopale, et les ceremonies. lui a quoi abantiroit cela, cela ne corrige pas le coeur; mais il s'endurcit seulement. ce qui est fort vraysemblable, est, que les apôtres ont eu dessein de former quelque chose comme ça. et jesus christ memo, je ne scais pas. das war in einem argen thon gesagt. mit einem wort H. Coste ist ein Naturaliste und ein indifferentiste. lui<sup>762</sup> Pourquoi ne vous apliqués vous pas a la science, aux mathematiques; moi nous n'avons pas l'esprit mathematicien, et cette etude nous fait fort inhabile de faire quelque Chose dans la vie humaine d'utile. il effarouche les gens. lui il est vray, il ne faut pas s'y trop enfamer. et ces gens la meprisen tous ceux, qui n'ont que de l'erudition. Ich mache hier diese remarque. leüte die nur wißenschafft haben sind gar viel ungeschikter

756 Er: Sie haben mehr Gelehrte gesehen als ich, aber ich will nicht. Ich esse um 1 Uhr, denn sonst ist der Vormittag zur Hälfte verloren. <Ich war> Ich: Bei Herrn Mascov, der mir Zweifel gelöst hat.

757 Vermutlich hat Hürner das Personalpronomen zur Kennzeichnung der redenden Person an dieser Stelle nachge-tragen, nachdem er es am Satzanfang vergessen hatte.

758 Ich betonte dagegen, dass das sehr wohl möglich ist durch den Türken und die Papisten. Er glaubte nicht, dass sich der Türke einmischt, und was die Papisten angeht, ist man heute zu aufgeklärt. Die Fürsten würden sich dem nicht mehr unterwerfen. Man beginnt folglich, die vernünftige Religion zu fördern. Alle anständigen Leute sagen heute, dass alles auf drei Dinge hinausläuft: dass einen Gott gibt, ein ewiges Leben und dass man ein anständiger Mensch sein muß. Das ist ungefähr das, was Grotius und Cassander gedacht haben. Ich: Ich habe ihm tausende Überlegungen vorgetragen, wie die Katholiken die Oberhand gewinnen können, durch Verspre-chen, durch Krieg. Er: Wahr ist, dass alle großen Ereignisse auf einen Schlag kommen. Man hält es heute nicht für möglich, dass die protestantischen Fürsten gegen die Katholiken Krieg führen, und dennoch kann das über Nacht passieren.

759 Hugo Grotius (1593–1645). In seinem rechtswissenschaftlichen Hauptwerk de »jure belli et pacis« von 1625 entwickelt Grotius auf naturrechtlicher Basis Aussagen zur natürlichen moralischen Ausstattung des Menschen. Grotius plädierte in seinem apologetischen Werk »De veritate religionis christiana« für ein dogmatisch ent-kramptes, rationales und tolerantes Christentum.

760 Georg Cassander (1513–1566), 1532 Magister in Löwen, später Lehrer in Brügge, seit 1544 in Köln. Cassander entwickelt den Gedanken, dass die getrennten Konfessionen auf der Basis von Fundamentalartikeln, die in der Schrift und bei den Kirchenvätern aufzufinden sind, eine Wiedervereinigung in Angriff nehmen können.

761 wie schlimm es wäre, sich dem Papst zu unterwerfen und die Bischofskirche und die Zeremonien wieder einzuführen. Er: Wohin sollte das führen, es bessert nicht das Herz, es verhärtet sich nur. Es ist sehr wahrscheinlich, dass die Apostel etwas Derartiges im Sinn hatten. Und Jesus Christus selbst – ich weiß nicht.

762 Er: Warum widmen Sie sich nicht der Wissenschaft, der Mathematik? Ich: Wir haben keinen mathematischen Geist, und dieses Studium macht uns unfähig, im Leben etwas Nützliches zu tun. Es verschreckt die Menschen. Er: Das ist wahr, man darf sich nicht zu sehr darauf einlassen. Und diese Leute verachten alle, die nur gelehrt sind.

zur gesellschaft, als die nur erudition haben. Die erstern meinen alles zu demonstriren, sagen alles widersprechen allem, ihre meditation macht, daß sie sich wenig Zeit auswagen. Sie sind unbehutsam, verachten die Welt, sind unklug. Die gelehrten hingegen, kennen die Welt, wissen, wo man soll nachgeben, was recht geredt ist oder nicht. H. Coste ist mir ein lebendig exempl, und h. mascou. h. coste lobt die Deisten, verachtet öffentlich die gelehrten, sagt was er wiße sey die rechte wißenschafft. H. Maskou sagt hingegen was andere, richtet sich an eines jeden humeur. Wer ist weiter kommen. Ich sagte, daß ich viel dissertaten gekauft, das war ihm eine wenig materie zur railliren, er sagt er habe einen gewust, der da dissertaten gekauft habe. Von der bibel, daß er einen *commentarium perpetuum* habe. pour<sup>763</sup> moi je ne crois pas, qu'il faut autant pour un seul Livre. 237 | 238

[am Rand: Mai 30.] H. P. Börner wiese mir seine bibliothec. Das ist noch die allergröste die ich gesehen habe. er hat 3 spacieuse stuben voll, sie sind alle zimlich schön eingebunden, doch nicht alle in franzband. Im ersten gemach hat er meist die historicos; alle Benedictiner patres,<sup>764</sup> und wo die noch nicht heraus, so hat er die englische, er hat die großen collectiones, Mabillon,<sup>765</sup> Lupus,<sup>766</sup> <Loiacius>,<sup>767</sup> *Bibliotheca maxima*,<sup>768</sup> *Concilia Hardouini*,<sup>769</sup> *acta sanctorum*,<sup>770</sup> die <beyden> *Thesauros*,<sup>771</sup> die *polyglottes*,<sup>772</sup> &c. er hat für jede theologische wißenschafft ein besonder gestell. H. Eccl. critici. Exegetæ. dogmatici; *Philologi* Ebrei; *antiquitates hebraicæ*; Vollständig ist er in *græcis*, da er professor gewesen. Er hat alle griechische authores edit: Aldina<sup>773</sup> und Stephani.<sup>774</sup> Die meisten alten römischen und venedischen. In msc. hat er auch etwelches. Zum exempl er hat einen *Codicem* in holland gekauft aus einer

763 Was mich angeht (vermutlich zitiert er Coste), so glaube ich nicht, dass soviel Aufwand für ein einziges Buch (die Bibel) nötig ist.

764 Gemeint sind die Textausgaben der französischen Benediktiner, die der Kongregation von Saint-Maur angehörten und nach diesem Ort Mauriner genannt werden; vgl. van Caenegem (Abk.), S. 155 f.

765 Jean Mabillon; vgl. Erl. 381. Mabillon hat mehrere Sammlungen und Verzeichnisse (mit) herausgegeben, darunter die *Acta Sanctorum Ordinis Sancti Benedicti*, 9 Bände, Paris 1668–1701 und die *Annales Ordinis Sancti Benedicti*, 6 Bände, Paris 1703–1739; vgl. van Caenegem (Abk.), S. 156 f. Über Börners Besitz an Werken Mabillons vgl. Börner, *Catalogus* 1 (Abk.), Nr. 1587, 1764; 2, Nr. 2036, 2619–2623, 2663, 3178–3180, 3190.

766 Christian Lupus (de Wulf) OESA (1611–1681), Kirchenhistoriker; vgl. Bautz 5 (1993) (Abk.), Sp. 433–435. Lupus, *Synodorum generalium ac provincialium decretorum et canones scholastici, notis ac historica actorum dissertatione illustrati*, Band 1–2, Löwen 1665, Band 3–5. Brüssel 1673, danach weitere Auflagen.

767 Möglicherweise Io. Loyac, *Bibliothèque sacrée*, ou Recueil des plus beaux Sermons et Homélies des S. Pères, 5 Bände, Paris 1634; Titelangabe nach Johann Georg Walch, *Bibliotheca Patristica. Editio nova ... ab Io. Traug. Lebr. Danzio, Jena 1834*, S. 235. Jean de Loyac lebte in der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts; vgl. Zedler 18 (1738) (Abk.), Sp. 603 und *Index Biographique Français*, Band 5, München, 3. Auflage, 2004, S. 2796.

768 *Maxima bibliotheca veterum patrum*, 27 Bände, Lyon 1677; vgl. van Caenegem (Abk.), S. 204, Anm. 1.

769 *Conciliorum collectio regum maxima ab anno 34 ad annum 1714*, 11 Teile in 12 Bänden, Paris 1714–1715; vgl. van Caenegem (Abk.), S. 157, Anm. 2 und S. 175; Börner, *Catalogus* 2 (Abk.), Nr. 2726–2737. Jean Hardouin SJ (1646–1729), 1683 Bibliothekar des Collège Louis le Grand.

770 Die »Acta sanctorum« wurden von niederländischen Jesuiten, nach ihrem Initiator Jean Bolland als Bollandisten bezeichnet, in Angriff genommen, sie erschienen von 1643–1770 in Antwerpen und sind noch nicht abgeschlossen; vgl. van Caenegem (Abk.), S. 158 f. und 202 f. Börner, *Catalogus* 2 (Abk.), Nr. 2508–2526.

771 Möglicherweise sind hier der *Thesaurus linguae latinae* (Erl. 435) und der *Thesaurus graecae linguae* (Erl. 445) gemeint; vgl. Börner, *Catalogus* 2 (Abk.), Nr. 1725 und Nr. 930–933; möglicherweise auch andere Thesauri; vgl. z. B. 1, Nr. 1577 oder 2, Nr. 926.

772 Börner, *Catalogus* 1 (Abk.), Nr. 1–14.

773 Zu den Drucken aus der Druckerei von Aldus Manutius vgl. Erl. 446; über Exemplare in Börners Besitz vgl. Börner, *Catalogus* 2 (Abk.), S. 58–100.

774 Zu den Drucken aus der Druckerei der Familie Stephanus (Etienne) vgl. Erl. 445. Über Exemplare in Börners Besitz vgl. Börner, *Catalogus* 2 (Abk.), S. 58–100.

auction, darin die epistlen sind. von paulo, mit der interlinear version.<sup>775</sup> h. Kuster<sup>776</sup> hat ihn gehabt.<sup>777</sup> h. Bentley hatte einen project den alten text zu restituiren; aus dem loco hieronymi; er habe die version ad literam gemacht, wäre nun ein solcher codex zu finden, darin hieronymus ad Literam ausgedruckt wäre, so wäre dieses auf das wenigste der Codex, der zu Hier. Zeiten gewesen wäre.<sup>778</sup> allein das wollen die worte Hieronymi nicht sagen; Der buchhändler in holland muste mir 200 thl hinderlegen. Ich forderte den Codex wieder, der Bentley sagte er wolle lieber 200 thlr verlieren, allein ein freünd von mir wollte nicht, daß er solte dahinden bleiben, ich wolte 400 haben, da bekam ich ihn wieder.<sup>779</sup> er hat noch Libanij<sup>780</sup> orationes, so Godofredus<sup>781</sup> gehabt in seinem codice Theodosiano.<sup>782</sup> Er hat alle atheos angliae,<sup>783</sup> den darüber machte er ein programma.<sup>784</sup> er hat auch den heere<sup>785</sup> über die psalmos.<sup>786</sup> ich hate im sinn ihne über den 22. in einem programma zu wiederlegen. noch hat er ein band Epistol.

<sup>775</sup> Börner, Catalogus 1 (Abk.), Nr. 95; Börner hat den »Codex Boernerianus« (heute Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden, Mscr. Dresd. A.145.b) während seiner 1705 mit dem späteren Wittenberger Professor Johann Wilhelm von Berger (1672–1751) unternommenen Studienreise in Amsterdam auf einer Auktion von Büchern aus der Bibliothek von Pieter de Frans (1645–1704) erworben; vgl. Christian Friedrich Börner, Vitae Suae Descriptio, Leipzig 1753, S. 8 f. Vgl. auch die Faksimile-Ausgabe: Der Codex Börnerianus der Briefe des Apostols Paulus (Msc. Dresd. A.145<sup>b</sup>) im Lichtdruck nachgebildet, Leipzig 1909. Im Vorwort Alexander Reichards werden Besitzer, Benutzungen und Drucke aufgeführt, S. 19–23.

<sup>776</sup> Ludolf Küster (1670–1716), Gräzist, 1690 Studium in Frankfurt an der Oder, 1696–1699 Aufenthalt in Holland, Edition der Zeitschrift Bibliotheca librorum novorum (5 Bände, 1697–1699), 1699–1705 Aufenthalte in England u. a., 1713 in Paris Übertritt zur katholischen Kirche.

<sup>777</sup> Küster beschreibt in der Vorrede seiner Ausgabe des Neuen Testaments die von ihm herangezogenen Handschriften und dankt Börner für die großzügige Bereitstellung seiner wertvollen Handschrift; Novum Testamentum Graecum. Recensuit ... Ludolphus Kusterus, Amsterdam, Leipzig 1710, S. 2r–[\*\*4v, \*\*4r], vgl. auch Börner, Descriptio (Erl. 775), S. 8 f.

<sup>778</sup> In seiner Ankündigung einer neuen Ausgabe des Neuen Testaments von 1721 beruft sich Bentley auf die Aussagen des Hieronymus, dass er für seine lateinische Übersetzung die griechische Version des Origenes zugrundegelegt habe und dass die Heilige Schrift, »ubi ipse verborum ordo 487|488 mysterium est« (Hieronymus, Epistola 57, 5), im Gegensatz zu anderen Übersetzungen wörtlich übersetzt werden müsse. Wenn man unter dieser Voraussetzung einen griechischen Text finde, der der lateinischen Vulgata-Version des Hieronymus genau entspreche, könne man den Schluss ziehen, dass er die Vorlage für Hieronymus gebildet habe und hätte auf diese Weise einen sehr alten Textzeugen ermittelt. »And upon making the essay, he [der Autor, also Bentley selbst] has succeeded in his conjecture beyond his expectation or even in hopes. ... The autor believes that he has retrieved (except in very few places) the true exemplar of Origen.« Richard Bentley, The works, Band 3, edited by Alexander Dyce, London 1838, S. 487 f.

<sup>779</sup> Der Codex gelangte 1719 an Bentley, wurde aber, anders als versprochen, nicht nach zwei, sondern erst nach fünf Jahren und nur mit fremder Unterstützung zurückgegeben; vgl. Börner, Descriptio (Erl. 775), S. 9, Anm. \*.

<sup>780</sup> Libanios (314–393), berühmtester griechischer Redner seiner Zeit.

<sup>781</sup> Jacques Godefroy (1587–1652), 1619 Professor an der Genfer Akademie, 1632–1636 Staatsschreiber, weitere städtische Ämter und diplomatische Aufgaben.

<sup>782</sup> Die Reden des Libanios sind nicht in der zuerst 1665 erschienenen Ausgabe des »Codex Theodosianus« enthalten, sondern separat erschienen; vgl. Libanii Sophista Seu Oratoris Antiocheni, Orationes Quatuor, Constitutionum Imperatoriarum, quales vtroque Codice, (Theodosiano & Iustiniane) occurunt, Super Magistratum Officio, Suasoriae, Sub Theodosio M. ante M.CCC. ferme annos, conscriptae. Nunc primum edite a Iacobo Gothofredo, Genf 1631; vgl. Börner, Catalogus 2 (Abk.), Nr. 1038.

<sup>783</sup> Vgl. Börner, Catalogus 1 (Abk.), S. 163–172.

<sup>784</sup> Christian Friedrich Börner, Ad Solennem Panegyrin S. S. Theol. Licentiati Renuntiationi Dicatam D. XXI Sept. A. MDCCXXXIV ... Invitat, Leipzig 1734; auf dem Titelblatt des Exemplars der UB Leipzig (Apolog. 92) ist handschriftlich ergänzt: De Inanibus hostium veritatis christiana religionis, in Anglia potissimum, molitionibus.

<sup>785</sup> Francis Hare (1671–1740), anglikanischer Geistlicher und politischer Publizist, 1731 Bischof von Chichester.

<sup>786</sup> Francis Hare, Psalmorum Liber In Versiculos Metrice divisus, London 1736.

Lutheri<sup>787</sup> und einen von Melanchthon.<sup>788</sup> h. pastor wolff<sup>789</sup> hat vier werke Epistolas Lutheri ineditas. Den Lundius. und noch 2,<sup>790</sup> izo ist er auser stand.<sup>791</sup> H. Börner hat etwa 30 große folianten Icônes eruditorum,<sup>792</sup> und muster aller kupferstecher, die je gelebt. Es ist ein sehr freundlicher Man; er geht krumm, und hat schiefe knie. Er ist etwas langsam von arbeit, allein er hat solide studirt.

H. Gottsched sahe ich zum letzten mahl. er gab mir relation von der mlle Hubert. lettres sur ce qu'il y a dans la religion de plus essentiel a l'homme.<sup>793</sup> sie will die deisten nicht durch facta überführen, sondern zeigt nur, daß die Christl. moral die beste seye. Wir giengen hernach chés madame pour le thel Madame Werner zu Dresden, sagt sie, ist hofmahlerin sie hat 900 thlr. sie hat ordre die grüne galerie zu copieren, c'est un ouvrage de sa vie, und alles soll sie nach dem verjüngten maßstab machen, und machen, daß man erkennen kan, welches rubinen, oder diamanten sind. Sie mahlt den König<sup>794</sup> aus dem kopf; für ein solch hat sie 100 ducaten.<sup>795</sup> Pourquoi<sup>796</sup> Messieurs les suisses viennent ils pas icy. il pourroient etudier la theologie des Livres, et apprendre icy les belles letres, et la langue en trois ans. cela feroit beaucoup. vous avés 238|239 certainement de beaux eprits, et l'ay toujours remarqué, que les suisses avoient de bons genies, et qu'il parloient le francois mieux que l'allemand, dites leurs que nous sommes leurs adorateurs. Die Rußen fangen an zu zeichnen, uhren zu machen, &c. Die Künste zu treiben. Die großen depenses, die die Keiserin<sup>797</sup> macht ist ein grund daß die handelschafft noch floriren kan. Die Czarin macht keine neuen institute für die gelehrtheit, aber lässt doch die alten gerne gelten. Man muß nicht glauben, daß ein geist dociler als der andere sey. Denn alles das was wir haben wird geschliften; wie viel schleift uns nur unser latein lehren die variation,

<sup>787</sup> Börner, Catalogus 2 (Abk.), Nr. 1744.

<sup>788</sup> Börner, Catalogus 2 (Abk.), Nr. 1745.

<sup>789</sup> Johann Christoph Wolf (1683–1739), 1712 Professor für Orientalische Sprachen Hamburger Gymnasium, 1716 Hauptpastor an der Katharinenkirche in Hamburg.

<sup>790</sup> Vermutlich soll hier zum Ausdruck gebracht werden, dass Wolf gegenwärtig mit der Veröffentlichung von vier Werken befasst ist. Tatsächlich konnte Wolf 1738 – nach Hürners Leipziger Aufenthalt – noch zwei Bücher publizieren: Es erschien ein Band mit unveröffentlichten Briefen des griechischen Sophisten Libanios (314–393) und eine kommentierte Neuausgabe der von dem Theologen Johannes Lundius (1638–1686) stammenden Arbeit über die alten jüdischen Heiligtümer; vgl. das Verzeichnis der tatsächlichen und der in Aussicht gestellten Veröffentlichungen in Zedler 58 (1748) (Abk.), Sp. 755–764 und Allgemeine Deutsche Bibliographie, Band 19, Leipzig 1884, S. 636 f. Trotz intensiver Bemühungen kam die von Wolf geplante Luther-Briefausgabe nicht zu Stande. Erst 1780–1781 wurde auf der Basis seiner Sammlungen eine entsprechende Veröffentlichung vorgelegt; vgl. Martin Luther, Briefwechsel, Band 14, Weimar 1970, S. 331 f. und 484–523.

<sup>791</sup> Wolf litt in seinen letzten zwei Lebensjahren an zermürbender Schlaflosigkeit; vgl. Zedler 58 (1748) (Abk.), Sp. 755.

<sup>792</sup> Werke mit Gelehrtenbildnissen werden an verschiedenen Stellen des Katalogs erwähnt; vgl. z. B. Börner, Catalogus 2 (Abk.), Nr. 16 f., 26, 218, 222 f. 225 f. und 228.

<sup>793</sup> Vgl. Erl. 619.

<sup>794</sup> Friedrich August II./III.; vgl. Erl. 4.

<sup>795</sup> Anna Maria Werner (1689–1753), Geburt und Kindheit in Danzig, 1702 Übersiedlung nach Berlin, 1721 königliche Hofzeichnerin in Dresden; vgl. Eleonora Höschel, Von »gunst zur wahrheit angetrieben« Leben und Werk der Dresdner Hofzeichnerin Anna Maria Werner, in: Jahrbuch der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden, Band 28 (2000), S. 33–46; unter den bei Höschel aufgeführten überlieferten bzw. bekannten Arbeiten Werners werden die Kopie des Grünen Gewölbes bzw. das Gemälde des Königs nicht aufgeführt; vgl. aber den hier abgebildeten Kupferstich Augusts des Starken (S. 45); ihr Jahresgehalt betrug 400 Taler (S. 37 f.).

<sup>796</sup> Warum kommen die Herren Schweizer nicht hierher? Sie könnten Theologie studieren, schöne Literatur und die Sprache in drei Jahren lernen. Das wäre viel. Sie haben sicherlich Schönegeister. Ich habe immer bemerkt, dass die Schweizer gute Köpfe haben und dass sie besser französisch als deutsch sprechen. Sagen Sie Ihnen, dass wir Ihre Verehrer sind.

<sup>797</sup> Anna Ivanovna (1693–1740), 1730 Zarin.

auf 1000 arten und weisen, das macht, daß alle Menschen von Natur gleich sind. Chubb<sup>798</sup> hat eben so bej̄nahe raisonnirt, als wie die Hubert.<sup>799</sup> sein buch<sup>800</sup> ist eine geburt eines verstands der da nichts gelesen und studirt hat. man muß sich über seine säze verwundern. er ist ein arianer; und sagt, die mysteria seyen kein objectum des glaubens. Le<sup>801</sup> prince royal<sup>802</sup> doute de l'immortalité de l'ame; la demonstration ne va pas: es wäre beßer er wurde es ihm beweisen, par<sup>803</sup> le consentiment des grands et par la noblesse de l'homme; H. Gotsched meint, daß die demonstration nicht angehe. fr Gotsched ist gewiß artig in dem gespräch. aber überaus furchtsam. Ich versprach ihm quelque<sup>804</sup> ouvrage de mon pays; elle m'en remercioit, et Monsieur le Professeur me fit la meme chose et me präa d□ accepter quelque petit traité, qui se fait par icy,<sup>805</sup> wir haben also einander die correspondenz versprochen; sie wird mir nichts schaden. Les<sup>806</sup> livres modernes sont presque aussi bons que les anciens, il n'y a que quatre ou cinq anciens, qui soient preferables au nouveaux et modernes. Ich hatte alle satisfaction von dieser visite; fr gotsched fande in h. Breithaupt nicht gut, daß er sich vor einen ratsherrn in Bern geschrieben in Meinem stammbuch.<sup>807</sup> Nun höret mein lauf auf, den ich an dem schönsten orte Deutschlands gemacht.

Meine reise gieng auf halle.

798 Thomas Chubb (1679–1747), englischer Handschumacher, Lichtzieher und theologischer Schriftsteller.

799 Marie Huber; vgl. Erl. 253.

800 Vermutlich Chubbs Hauptwerk, *The true Gospel of Jesus Christ*, London 1738; zum Inhalt vgl. Gotthard Victor Lechler, *Geschichte des englischen Deismus*, Tübingen 1841 (Nachdruck: Hildesheim 1965), S. 343–358 und Hirsch, *Geschichte* (Erl. 141). Band 1, S. 338–344.

801 Der Kronprinz bezweifelt die Unsterblichkeit der Seele; der Beweis funktioniert so nicht.

802 Friedrich II.; vgl. Erl. 349.

803 durch die Übereinstimmung der Großen und durch die Würde des Menschen.

804 Werke aus meinem Land. Sie dankte mir dafür und der Herr Professor tat dasselbe und bat mich, einen kleinen Traktat anzunehmen, der hierüber gemacht wurde.

805 Gemeint ist offenbar eine Schrift, die die Unsterblichkeit beweisen soll. Seit 1736 erarbeitete Johann Gustav Reinbeck eine für den Kronprinzen bestimmte französische Schrift über die Unsterblichkeit der Seele, deren Übersetzung ins Deutsche seit 1739 von Gottsched in Angriff genommen wurde, die aber schließlich von Reinbeck selbst übersetzt wurde; vgl. Reinbeck, *Philosophische Gedanken über die vernünftige Seele und derselben Unsterblichkeit*, Nebst einigen Anmerkungen über ein Frantzösisches Schreiben, Darin behauptet werden will, dass die Materie dencke, Berlin 1739. Zum Hintergrund vgl. Bronisch (Erl. 350), S. 91–100 und Gottsched, Briefwechsel 5 (Abk.), Nr. 194 und 197.

806 Die modernen Bücher sind nahezu genauso gut wie die alten. Es gibt nur vier oder fünf alte, die besser sind als die modernen.

807 Der Eintrag von Christian Breithaupt (1689–1749), 1724 Professor der Logik, 1728 der Metaphysik in Helmstedt), Helmstedt 20. August 1737 steht in Hürners Stammbuch (Anm. 2) auf S. 19. Vor ihm auf S. 18 hat sich der Zürcher Philosophieprofessor David Lavater mit Datum vom 3. September 1738 eingetragen. Auf der folgenden Seite steht ein Eintrag von Johannes Conradus Wirzius, Ecclesiae Tigurinae Antistes, ebenfalls mit dem Datum Tiguri III. Sept. MDCCXXXVIII. Der erste Berner überhaupt und Ratsherr zugleich hat sich auf S. 45 eingeschrieben: »Joh. Rudolphus a Luternau Reipubl. Bernensis Senator, Tribunus et Cohortium Praefectus, Bern 11. Cal. Aug. 1736«; über Johann Rudolf von Luternau (1678–1746) vgl. *Historisches Lexikon der Schweiz*, Band 8, Basel 2008, S. 115.

## V. Abkürzungsverzeichnis

- Bautz = Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon, begründet von Friedrich Wilhelm Bautz, fortgeführt von Traugott Bautz, 31 Bände, Hamm 1975–2010 (<http://www.bautz.de/bbkl/>).
- Bellanger = Claude Bellanger, Jacques Godechot, Pierre Guiral, Fernand Terrou, *Histoire générale de la presse française*, Band 1, Paris 1969.
- Börner, Catalogus = Catalogus Bibliothecae Boerneriana, Leipzig 1754. 2 Bände.
- Döring, Deutsche Gesellschaft = Detlef Döring, *Die Geschichte der Deutschen Gesellschaft in Leipzig. Von der Gründung bis in die ersten Jahre des Seniorats Johann Christoph Gottscheds (Frühe Neuzeit 70)*, Tübingen 2002.
- Döring, Philosophie = Detlef Döring, *Die Philosophie Gottfried Wilhelm Leibniz' und die Leipziger Aufklärung in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts (Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Philologisch-historische Klasse 75,4)*, Stuttgart, Leipzig 1999.
- Erne, Sozietäten = Emil Erne, *Die schweizerischen Sozietäten. Lexikalische Darstellung der Reformgesellschaften des 18. Jahrhunderts in der Schweiz*, Zürich 1988.
- Ernesti, Catalogus = Catalogus Librorum Jo. Augusti Ernesti A. D. XXVIII. Mensis Octobris MDCCCLXXXII. In Collegio Rubro Divendendorum, Leipzig 1782.
- Feller, Catalogus = Joachim Feller: Catalogus Codicum MSSCtorum Bibliothecae Paulinae In Academia Lipsiensi concinnatus, Leipzig 1686 (im Exemplar Bibliogr. 654–aa der Universitätsbibliothek sind die heutigen Signaturen handschriftlich eingetragen).
- Feller, Bonjour = Richard Feller, Edgar Bonjour: *Geschichtsschreibung der Schweiz vom Spätmittelalter zur Neuzeit*, Band 2, Basel, Stuttgart, 2. Auflage, 1979.
- Gottsched, Briefwechsel 1–5 = Johann Christoph Gottsched: *Briefwechsel. Band 1–5*, Berlin, New York 2007–2011.
- Gretschel, Universität = Carl Christian Carus Gretschel, *Die Universität Leipzig in der Vergangenheit und Gegenwart*, Dresden 1830.
- Grimm = Jacob und Wilhelm Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, Band 1–16, Leipzig 1854–1960 (Nachdruck: München 1984).
- Gurlitt = Cornelius Gurlitt, *Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen*, 18. Heft: Stadt Leipzig, 2. Theil, Dresden 1896.
- Hein, Junghans = Markus Hein, Helmar Junghans (Hrsg.): *Die Professoren und Dozenten der Theologischen Fakultät der Universität Leipzig von 1409 bis 2009 (Beiträge zur Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte A 8)*, Leipzig 2009.
- Hürner, Tagebuch = Aarau, Staatsarchiv des Aargau, NL.A.-0086/0001.
- Hürner, Stammbuch = Cologny, Fondation Martin Bodmer, *Album Amicorum Ac Fautorum Gabrieлиis Hürneri*.
- Huttner = Markus Huttner, *Geschichte als akademische Disziplin. Historische Studien und historisches Studium an der Universität Leipzig vom 16. bis zum 19. Jahrhundert (Beiträge zur Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte A 5)*, aus dem Nachlaß hrsg. von Ulrich von Hehl, Leipzig 2007.
- Ischer = Rudolf Ischer, *Johann Georg Altmann (1695–1758). Die Deutsche Gesellschaft und die moralischen Wochenschriften in Bern*, Bern 1902.
- Kirchhoff = Albrecht Kirchhoff, *Geschichte der Reformirten Gemeinde in Leipzig von ihrer Begründung bis zur Sicherung ihres Bestandes 1700–1825*, Leipzig 1874.
- Klank, Griebsch = Gina Klank, Gernot Griebsch, *Lexikon Leipziger Straßennamen*, Leipzig 1995.
- Koecher = Johann Christoph Koecher, *Catechetische Geschichte der Reformirten Kirchen, in welcher sonderlich die Schicksale des Heidelbergischen Catechismi ausführlich erzehlet werden*, Jena 1756.

- Loh: Gerhard Loh, Geschichte der Universitätsbibliothek Leipzig von 1543 bis 1832, Leipzig 1987.
- Ludovici, Entwurf 1–3 = Carl Günther Ludovici, Ausführlicher Entwurf einer vollständigen Historie der Wolffischen Philosophie, Zum Gebrauche Seiner Zuhörer heraus gegeben, Band 1, Leipzig, 3. Auflage, 1738, Band 2: Leipzig 1737, Band 3: Leipzig 1738 (Nachdruck: Hildesheim, New York 1977 = Wolff: Gesammelte Werke III, 1, 1–3).
- Ludovici, Neueste Merckwürdigkeiten = Carl Günther Ludovici, Neueste Merckwürdigkeiten der Leibnitzisch-Wolffischen Weltweisheit, Frankfurt, Leipzig 1738 (Nachdruck: Hildesheim u. a. 1996 = Wolff: Gesammelte Werke III, 3).
- Matrikel Leipzig = Georg Erler (Hrsg.): Die jüngere Matrikel der Universität Leipzig 1559–1809, Band 2, Leipzig 1909 (Nachdruck: Nendeln 1976).
- Marti, Erne = Hanspeter Marti, Emil Erne, Index der deutsch- und lateinsprachigen Schweizer Zeitschriften von den Anfängen bis 1750, Basel 1998.
- Müller, Häuserbuch = Ernst Müller, Häuserbuch zum Nienborgschen Atlas, Leipzig 1997.
- Müller, Leben = Johann Christian Müller, Meines Lebens Vorfälle und Neben-Umstände, Teil 1: Kindheit und Studienjahre (1720–1746), hrsg. von Katrin Löffler, Nadine Sobirai, Leipzig 2007.
- Naumann, Catalogus = Emil Wilhelm Robert Naumann, Catalogus Librorum Manuscriptorum Qui in Bibliotheca Senatoria Civitatis Lipsiensis Asservantur, Grimma 1838.
- Oxford Dictionary = Oxford Dictionary of National Biography, 60 Bände, Oxford 2004.
- Paisey = David L. Paisey, Deutsche Buchdrucker, Buchhändler und Verleger 1701–1750 (Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen 26), Wiesbaden 1988.
- Pauly = Konrat Ziegler, Walter Sontheimer (Hrsg.), Der Kleine Pauly. Lexikon der Antike, 5 Bände, Stuttgart 1979.
- Petzoldt = Martin Petzoldt: Johann Sebastian Bach in theologischer Interaktion. Persönlichkeiten in seinem beruflichen Umfeld, in: Christoph Wolff (Hrsg.), Über Leben, Kunst und Kunstuwerke. Aspekte musikalischer Biographie. Johann Sebastian Bach im Zentrum, Leipzig 1999, S. 133–159.
- Pevsner = Nikolaus Pevsner, Leipziger Barock, Dresden 1928 (Nachdruck: Leipzig 1990).
- Sächsischer Staatskalender 1738 bzw. 1739 = Königl. Poln. und Churfürstl. Sächsischer Hoff- und Staats-Calender auf das Jahr 1738 bzw. 1739, Leipzig.
- Schweizerisches Idiotikon = Friedrich Staub, Ludwig Tobler, Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache, Band 1–16, Frauenfeld 1881–2010. (<http://www.idiotikon.ch/>).
- van Caenegem = Raoul C. van Caenegem, Kurze Quellenkunde des westeuropäischen Mittelalters. Eine typologische, historische und bibliographische Einführung, Göttingen 1964.
- Talle = Andrew Talle, »Ein Ort zu studiren, der seines gleichen nicht hat« – Leipzig um 1730 in den Tagebüchern des Königsberger Professors Christian Gabriel Fischer, in: Stadtgeschichte. Mitteilungen des Leipziger Geschichtsvereins 2008, S. 55–138.
- Wabst = Christian Gottlob Wabst, Historische Nachricht von des Churfürstenthums Sachsen und derer dazu gehörigen Lande Jetziger Verfassung, Leipzig 1732.
- Wolff, Gottscheds Stellung = Eugen Wolff, Gottscheds Stellung im deutschen Bildungsleben, Band 2, Kiel, Leipzig 1897.
- Wustmann, Stadtbibliothek = Gustav Wustmann, Geschichte der Leipziger Stadtbibliothek, Erste Hälfte: 1677 bis 1801, in: Neujahrsblätter der Bibliothek und des Archivs der Stadt Leipzig 2 (1906), S. 1–122.
- Zedler = Grosses vollständiges Universal Lexicon aller Wissenschaften und Künste, welche bißher durch menschlichen Verstand und Witz erfunden und verbessert worden, 64 Bände, Halle, Leipzig 1732–1754 (Nachdruck: Graz 1993–1999 u. ö., <http://www.zedler-lexikon.de/>).

## VI. Personenverzeichnis

Aufgenommen sind nur die von Hürner,  
nicht die in Einleitung und Erläuterungen erwähnten Personen

- Abicht, Johann Georg (1672–1740), Pfarrer, Professor: S. 121  
Albrecht II. Markgraf von Brandenburg (1490–1545), Erzbischof: S. 165 f.  
Altmann, Johann Georg (1695–1758), Pfarrer, Professor: S. 110, 121  
Ammonius Sakkas († um 241), Philosoph: S. 149, 159  
Anna Ivanovna (1693–1740), Zarin: S. 177  
Aristoteles (384–322 v. Chr.): S. 132, 154  
Arius (um 280–336), Presbyter: S. 159  
Arnay, Sigismund d' (1722–1794), Verleger: S. 123  
Arnold, Gottfried (1666–1714), Professor, Pfarrer: S. 147 f.  
Artemidorus Daldianus (2. Hälfte des 2. Jahrhunderts), Schriftsteller: S. 143  
August der Starke s. Friedrich August
- Baronio, Cesare (1538–1607), Kirchenhistoriker: S. 169  
Baumgarten, Siegmund Jakob (1706–1757), Professor: S. 102, 120  
Bentley, Richard (1662–1742), Bibliothekar, Professor: S. 143, 176  
Besser, Johann von (1654–1729), Dichter: S. 103  
Beyer, Christoph (1695–1758), Professor: S. 169  
Bieck, Johann Erdmann (1679–1761), Pfarrer, Schriftsteller: S. 167  
Birr, Anton (1693–1762), Professor: S. 143  
Bochat, Charles Guillaume Loys de (1695–1754), Professor: S. 123  
Bodmer, Johann Jakob (1698–1763), Professor: S. 102, 125, 155  
Böhmer, Just Henning (1674–1749), Professor: S. 147  
Boerhaave, Hermann (1668–1738), Professor: S. 115  
Börner, Christian Friedrich (1683–1753), Professor: S. 104, 144 f., 162, 175–177  
Bohse (16. Jahrhundert), Licentiat s. Koß  
Bose, Georg (1650–1700), Kaufmann, Ratsherr: S. 133  
Bose, Rahel Sophie: S. 133  
Bosseck, Johann Gottlieb (1718–1798), Professor: S. 148  
Bourguet, Louis (1678–1742), Professor: S. 165, 172  
Brandenburg, Michael Christoph (um 1694–1766), Dichter: S. 155  
Breithaupt, Christian (1689–1749), Professor: S. 178  
Breitkopf, Bernhard Christoph (1695–1777), Verleger: S. 116  
Brühl, Heinrich von (1700–1763), Politiker: S. 116 f.  
Bruyn, Cornelis de (1652–1726/27), Maler, Schriftsteller: S. 147  
Bünau, Heinrich von (1697–1762), Politiker: S. 115  
Bull, Georg (1634–1710), Theologe: S. 159, 173  
Burckhardt, Johann Balthasar (1710–1792), Professor: S. 122  
Burmann, Peter (1668–1741), Professor: S. 169

Bussche, Ernst August von dem (1719–1796), Student: S. 160, 162  
Bzovius (Bzowski), Abraham (1567–1637), Kirchenhistoriker: S. 169

Camerarius, Joachim (1500–1574), Professor: S. 153  
Canz, Israel Gottlieb (1690–1753), Professor: S. 120  
Caroline (1683–1737), Königin von Großbritannien: S. 145  
Carpzov, Johann Gottlob (1679–1767), Professor, Pfarrer: S. 173  
Cassander, Georg (1513–1566), Lehrer: S. 174  
Christ, Johann Friedrich (1700–1756), Professor: S. 141 f.  
Chubb, Thomas (1679–1747), Handschumacher und Schriftsteller: S. 178  
Cicero, Marcus Tullius (106–43 v. Chr.), Politiker und Schriftsteller: S. 126, 131, 155  
Clauswitz, Benedict Gottlob (1692–1749), Pfarrer, Professor: S. 111  
Clerico, Ubertino († um 1500), Cicero-Kommentator: S. 142  
Clericus s. Le Clerc  
Clodius, Johann Christian (1676–1745), Professor: S. 104, 145, 173  
Clug (Kluge), Christian Gottlieb (1699–1759), Pfarrer: S. 121  
Cocceji, Samuel von (1679–1755), Professor und Politiker: S. 120  
Coste, Pierre (1697–1751), Pfarrer: S. 107, 117 f., 123 f., 132 f., 135, 141, 160–163, 171, 174 f.  
Crinsoz de Bionens, Theodor (1690–1750), Theologe: S. 117  
Crousaz, Jean-Pierre de (1663–1750), Professor: S. 113  
Cudworth, Ralph (1617–1688), Philosoph: S. 149, 157  
Cuno, Christian Heinrich († 1780), Verleger: S. 162  
Cyprianus, Ernst Salomon (1673–1745), Professor, Oberkonsistorialassessor, Bibliothekar: S. 167 f.

Dadichi, Karl Rali († 1734), Arabist: S. 144 f.  
Daniel Stylita (um 409–493), Heiliger: S. 146  
Danz, Johann Andreas (1654–1727), Professor: S. 129  
Descartes, René (1596–1650): S. 115  
Deyling, Salomon (1677–1755), Pfarrer und Professor: S. 108 f., 123  
Dumont, François Louis (\* 1716), Sohn von Gabriel Dumont: S. 117  
Dumont, Gabriel (1680–1748), Pfarrer: S. 104, 112, 145, 171

Eosander, Johann Friedrich von, genannt Göthe (1669–1729), Architekt, Soldat: S. 160  
Epikur (341–270 v. Chr.), Philosoph: S. 131  
Erasmus, Desiderius von Rotterdam (1465–1536): S. 126  
Ernesti, Johann August (1707–1781), Professor: S. 142–144  
Etienne s. Stephanus

Fellenberg, Johann Jakob (1700–1776), Politiker: S. 142  
Feller, Joachim (1638–1691), Professor: S. 128, 169  
Fontenelle, Bernard Le Bovier de (1657–1757), Schriftsteller: S. 157  
Friedrich III. (1657–1713), Kurfürst von Brandenburg, König in Preußen (als Friedrich I.): S. 139,  
160  
Friedrich (1712–1786), 1740 als Friedrich II. König in (seit 1772 von) Preußen: S. 135, 178

Friedrich August I. (August der Starke) (1670–1733), Kurfürst von Sachsen, König in Polen (als August II.): S. 112

Friedrich August II. (1696–1763), Kurfürst von Sachsen, König in Polen (als August III.): S. 99 f., 130, 158, 162, 177

Friedrich Christian (1722–1763), 1763 Kurfürst von Sachsen: S. 162

Friedrich Wilhelm I. (1688–1740), König in Preußen: S. 106, 139, 152

Fritsch, Caspar (1677–1745), Verleger: S. 143

Fröhlich, Joseph (1694–1757), Hofnarr: S. 99

Füssli, Johann Konrad (1704–1775), Pfarrer, Historiker: S. 118

Gaillard, David (Lebensdaten nicht ermittelt), Kaufmann: S. 99, 101, 107

Gaudlitz, Gottlieb (1694–1745), Pfarrer: S. 157, 171

Gehring, Jacob (1690–1756), Lehrer, Pfarrer: S. 119

Georg I. (1660–1727), König von Großbritannien: S. 130

Georg II. (1683–1760), König von Großbritannien: S. 130

Georg der Bärtige (1471–1539), Herzog: S. 157

Gesner, Johann Matthias (1691–1761), Professor: S. 143, 170

Godefroy, Jacques (1587–1652), Professor: S. 176

Gori, Anton Francesco (1691–1757), Professor: S. 142, 164 f.

Gottsched, Johann Christoph (1700–1766), Professor: S. 101–104, 115, 123–125, 131, 133, 148 f., 151–157, 160–163, 171, 177 f.

Gottsched, Luise Adelgunde Victorie (1713–1762): S. 101, 124, 160, 163, 177 f.

Grabe, Johann Ernst (1666–1711), Diakon: S. 173

Graevius, Johann Georg (1632–1703), Professor: S. 142

Gram, Hans (1685–1748), Professor: S. 108

Gronovius, Johann Friedrich (1611–1671), Professor: S. 142

Grotius, Hugo (1593–1645): S. 174

Hales, John (1584–1656), Theologe: S. 117

Haller, Albrecht von (1708–1777), Professor: S. 103, 122, 131, 154 f.

Hardouin, Jean (1646–1729), Bibliothekar: S. 175

Hardt, Hermann von der (1660–1746), Professor: S. 110, 129, 164

Hare, Francis (1671–1740), Bischof: S. 176

Hartenstein, Johann Gottfried (um 1665–1750), Orientalist: S. 128 f.

Havercamp, Sigebert (1683–1742), Professor: S. 126

Hebenstreit, Johann Christian (1686–1756), Professor der Theologie: S. 128 f., 157

Hebenstreit, Johann Ernst (1703–1757), Professor der Medizin: S. 111 f., 137

Heidegger, Johann Conrad (1710–1778), Bibliothekar: S. 121

Hermann, Georg Samuel († 1759), Disputationenhändler: S. 123

Heumann, Christoph August (1681–1763), Professor: S. 119

Hieronymus (um 347–420), Kirchenvater: S. 176

Hoadley, Benjamin (1676–1761), Bischof: S. 117

Hofmann, Karl Gottlob (1703–1774), Pfarrer, Professor: S. 135 f., 145, 157, 171

Holtzfuß, Barthold (1659–1717), Professor: S. 105

Hommel, Ferdinand August (1697–1765), Professor: S. 132

Horaz (Quintus Horatius Flaccus) (65–8 v. Chr.), Dichter: S. 127

Hottinger, Johann Jakob (1652–1735), Professor: S. 111

Huber, Marie (1695–1753), Schriftstellerin: S. 124, 161 f., 177 f.

Ilgen, Heinrich Rüdiger von (1654–1728), Politiker: S. 140

Imhoff, Johann Rudolf († 1789?), Verleger: S. 113

Ittig, Thomas (1643–1710), Pfarrer, Professor: S. 147

Ivo (Ives, Yves) (um 1040–1116), Bischof: S. 169

Jablonski, Daniel Ernst (1660–1741), Pfarrer und Akademiepräsident: S. 120

Jöcher, Christian Gottlieb (1694–1758), Professor: S. 111, 118, 122, 172 f.

Kapp, Johann Erhard (1696–1756), Professor: S. 109–112, 163–168, 170

Karl V. (1500–1558), Kaiser: S. 166

Kauffmann, Samuel (Lebensdaten nicht ermittelt), Akademiker: S. 113

Kehr, Georg Jacob (1692–1740), Orientalist: S. 145

Keyserling, Hermann Karl von (1696–1764), russischer Gesandter: S. 117, 162 f.

Khevenhüller, Franz Christoph (1588–1650), Politiker, Schriftsteller: S. 144

Kilchberger s. Kirchberger

Kirchberger (Kilchberger), Johann Friedrich (1694 [?]–1762), Professor: S. 122

Klausing, Heinrich (1675–1745), Professor: S. 104–107, 148, 156, 162

Klausing, Heinrich Gottlieb (1711–1732), Magister: S. 107

Knorr von Rosenroth, Georg Christian Freiherr von (1694–1762), Reichshofrat: S. 164

König, Johann Ulrich (1688–1744), Dichter: S. 103

Konstantin VII. Porphyrogennetos (905–959), Kaiser, Schriftsteller: S. 127

Koß, Johann († 1533), Licentiat: S. 157

Küster, Ludolf (1670–1716), Gräzist: S. 176

Kunzen, Adolph Carl (1720–1782), Komponist: S. 123

Kunzen, Johann Paul (1696–1757), Organist: S. 123

La Croze, Mathurin Veyssiére de (1661–1739), Bibliothekar, Professor: S. 145

Laktanz (Lucius Caecilius Firmianus Lactantius) (um 250–um 320), Kirchenvater: S. 143, 155 f.

Lambelet, Frau (Lebensdaten unbekannt), Wirtin: S. 124

Lamberty, Guillaume de (um 1660–1742), Diplomat: S. 170

Lange, Joachim (1670–1744), Professor: S. 120 f.

Langenheim, Johann Christian (um 1696–1766), Verleger: S. 132

Langenheim, Johanna Regina geb. Friedel, verw. Tietze (Lebensdaten nicht ermittelt), Verlegerin: S. 132

Le Clerc, Jean (1657–1736), Professor: S. 114, 156

Lehmann, Johann Christian (1675–1739), Professor: S. 129 f.

Leibniz, Gottfried Wilhelm (1646–1716): S. 150, 153

Leo X. (Giovanni de Medici) (1475–1521), 1513 Papst: S. 165 f.

Leyser, Augustin (1683–1752), Professor: S. 164

- Libanios (314–393), Redner: S. 176  
Linck, Heinrich (1638–1717), Apotheker: S. 137  
Linck, Johann Heinrich d. Ä. (1674–1734), Apotheker: S. 137  
Lindner, Johann (genannt der Pirnaische Mönch) (um 1450–um 1530), Geschichtsschreiber: S. 127  
Livius, Titus (59 v. Chr.–17 n. Chr.), Geschichtsschreiber: S. 126 f.  
Loyac, Jean de (1. Hälfte 17. Jahrhundert), Prediger, Schriftsteller: S. 175  
Lucius (Luz), Samuel (1674–1750), Pfarrer: S. 113  
Ludovici, Carl Günther (1707–1778), Professor: S. 120–122  
Ludovici, Christian (1663–1732), Professor: S. 154  
Ludwig XV. (1710–1774), König von Frankreich: S. 108, 112  
Lundius, Johannes (1638–1686), Pfarrer: S. 177  
Lupus, Christian (de Wulf) (1611–1681), Kirchenhistoriker: S. 175  
Luternau, Johann Rudolf von (1678–1746), Politiker: S. 178  
Luther, Martin (1483–1547): S. 102, 121, 126, 165 f., 168, 170, 177
- Mabillon, Jean OSB (1632–1707), Historiker: S. 138, 175  
Macrobius, Ambrosius Theodosius (Anfang 5. Jahrhundert), Schriftsteller: S. 143  
Maimbourg, Louis SJ (1610–1686), Kirchenhistoriker: S. 167  
Manilius (1. Hälfte 1. Jahrhundert), Schriftsteller: S. 143  
Manutius, Aldus (1449–1515), Drucker: S. 144, 175  
Maria Amalia (1724–1760), sächsische Prinzessin: S. 99 f., 115  
Maria Anna (1728–1797), sächsische Prinzessin: S. 99 f.  
Maria Josepha (1699–1757), Kurfürstin von Sachsen, Königin in Polen: S. 99  
Marie Elisabeth von Holstein-Gottorf (1678–1755), Äbtissin: S. 106  
Marius, Gajus (156–86 v. Chr.), Soldat: S. 127  
Martianus Capella (um 400 n. Chr.), Schriftsteller: S. 127  
Mascov, Johann Jakob (1689–1761), Professor: S. 104, 108, 111 f., 126, 138, 164, 169–172, 174 f.  
Masekow (Masskau), Hans († 1699), Schuster: S. 111  
Mauricius († um 305), Soldat: S. 146  
May, Johann Friedrich (1697–1762), Professor: S. 116 f., 160 f.  
Mayer, Johann Friedrich (1650–1712), Pfarrer, Professor: S. 168  
Medici, Giovanni de s. Leo X.  
Melanchthon, Philipp (1497–1560): S. 166, 177  
Mencke, Friedrich Otto (1708–1754), Professor: S. 119, 125 f.  
Mencke, Johann Burkhard (1674–1732), Professor: S. 103, 119  
Menz, (Johann) Friedrich (1673–1749), Professor: S. 140 f.  
Merian, Samuel (1685–1760), Politiker: S. 155  
Mosheim, Elisabeth Dorothee, geb. von Haselhorst (1699–1740): S. 124  
Mosheim, Johann Lorenz (1693–1755), Professor: S. 101, 103, 110 f., 114, 116 f., 131, 135, 145,  
149–151, 156 f., 171, 173  
Müller, August Friedrich (1684–1761), Professor: S. 115, 132, 154  
Mylius (Angaben zur Person konnten nicht ermittelt werden): 136

Negri, Salomon (um 1665–1729), Arabischlehrer: S. 145

Newton, Isaac (1643–1727): S. 115

Oeder, Georg Ludwig (1694–1760), Lehrer, Pfarrer: S. 121

Orell, Hans Conrad (1714–1785), Verleger: S. 144

Ortlob, Johann Christoph (1677–1751), Lehrer, Bibliothekar: S. 138

Orville, Jacques Philippe d' (1696–1751), Professor: S. 125 f., 142

Ostervald, Jean-Frédéric (1663–1747), Pfarrer: S. 118

Pagi, Antonio (1624–1699), Kirchenhistoriker: S. 169

Pantaenus von Alexandria († um 200), Philosoph: S. 149, 159

Paolucci-Merlini, Camillo (1692–1763), apostolischer Nuntius: S. 100, 162 f.

Pauw, Johann Cornelius von († 1749), Gräzist: S. 125 f.

Pfaff, Christoph Matthäus (1686–1760), Professor: S. 167

Pfeiffer, August (1640–1698), Professor, Pfarrer: S. 173

Pfeiffer, Johann Gottlob (1668–1740), Professor: S. 128, 148, 173

Pirnaischer oder Pirnscher Mönch s. Lindner, Johannes

Plinius Gajus Secundus, der Ältere (23–79), Schriftsteller: S. 143

Pritius, Johann Georg (1662–1732), Pfarrer, Professor: S. 171

Quintilianus, Marcus Fabius (um 35–86), Rhetoriklehrer: S. 170

Rinaldi, Odorico (1595–1671), Kirchenhistoriker: S. 169

Rechenberg, Adam (1642–1721), Professor: S. 123, 147

Rechenberg, Carl Otto (1689–1751), Professor, Kanoniker: S. 162

Reimmann, Jakob Friedrich (1668–1743), Pfarrer: S. 151

Reinbeck, Johann Gustav (1683–1742), Pfarrer: S. 106, 111, 135, 152, 161

Renger, Johann Gottfried († 1718), Verleger: S. 164

Richter, Georg Friedrich (1691–1742), Professor: S. 144, 169

Ringier, Johann Heinrich (1688–1745), Pfarrer, Professor: S. 148

Ribov (Riebow), Georg Heinrich (1703–1774), Pfarrer, Professor: S. 162

Ritter, Frau (Lebensdaten unbekannt): S. 124

Rosenberg, Abraham Gottlob (1709–1764), Pfarrer: S. 151

Rougemont, Antoine (1699–1751), Prediger, Professor: S. 161

Rüdiger, Andreas (1673–1731), Philosoph, Mediziner: S. 154

Ruinart, Thierry OSB (1657–1709), Historiker: S. 138

Rumpf, Karl (Lebensdaten unbekannt), Diplomat: S. 162 f.

Ryhiner, Peter (1692–1771), Professor: S. 122

Salig, Christian August (1691–1738), Lehrer, Schriftsteller: S. 167

Sallust (Gajus Sallustius Crispus) (86–35 v. Chr.), Geschichtsschreiber und Politiker: S. 127

Saurin, Jacques (1677–1730), Pfarrer: S. 118, 125, 151

Schlatter, Michael (1716–1790), Begleiter Hürners, Pfarrer: S. 109, 145, 149, 164

Schmidt, Johann Lorenz (1702–1749), Übersetzer: S. 110 f., 114, 116, 157

- Schramm, Carl Christian (1703–vor 1760), Schriftsteller und Beamter: S. 146  
Schütz, Friedrich Wilhelm (1677–1739), Pfarrer: S. 123, 171  
Schultens, Albert (1686–1750), Professor: S. 117, 128, 169  
Schwabe, Johann Joachim (1714–1784), Professor: S. 135, 152  
Scudéry, Madeleine de (1607–1701), Schriftstellerin: S. 130  
Seckendorff, Veit Ludwig von (1626–1692), Politiker und Wissenschaftler: S. 167  
Seidel, Samuel (1698–1755), Lehrer: S. 154  
Selnecker, Nikolaus (1530–1592), Theologe: S. 138  
Servius, Maurus Honorarius (2. Hälfte des 4. Jahrhunderts), Grammatiker: S. 127  
s' Gravesande, Willem Jacob (1688–1742), Professor: S. 122  
Sieber, Urban Gottfried (1669–1741), Professor, Pfarrer: S. 146–148  
Simonetti, Christian Ernst (1700–1782), Pfarrer und Professor: S. 106  
Spinoza, Baruch (1632–1677): S. 105  
Sponde, Henri de (1568–1643), Kirchenhistoriker, Bischof: S. 169  
Spreng, Johann Jacob (1699–1768), Dichter, Pfarrer, Professor: S. 155  
Steinmüller, Johann David (1708–1767), Pfarrer: S. 151  
Steinwehr, Wolf Balthasar Adolph von (1704–1771), Zeitungsredakteur, Professor: S. 144  
Stephanus, Robert (1503–1559), Drucker, Wörterbuchautor: S. 143 f., 175  
Streck, Anna Elisabetha Sophia (Lebensdaten unbekannt), Wäscherin: S. 112  
Strimesius, Samuel (1648–1730), Professor: S. 105  
Stupanus, Johannes Nicolaus (1708–1756), Baseler in Leipzig: S. 118  
Sulla, Lucius Cornelius (138–78 v. Chr.), Soldat: S. 127  
Sylverstein und Pilnickau, Rudolph Ferdinand Freiherr von (1628–1720), Stifter: S. 141
- Teller, Romanus (1703–1750), Pfarrer, Professor: S. 131, 171  
Terenz (Publius Terentius Afer) (um 195–159 v. Chr.), Dichter: S. 127  
Tertullian (um 160–nach 220), Kirchenvater: S. 155  
Tetzel, Johannes (um 1465–1519), Prediger: S. 165 f.  
Theodoret (399–um 460), Bischof: S. 146  
Theodorus Studites (759–826), Abt: S. 169  
Thomasius, Christian (1655–1728), Professor: S. 147, 154, 161  
Tillier, Johann Anton (1675–1731), Deutsch-Seckelmeister in Bern: S. 100  
Tillier, Salome (\*1714), Tochter Johann Anton Tilliers: S. 100  
Tillotson, John (1630–1694), Professor, Prediger: S. 151  
Treuer, Gottlieb Samuel (1683–1743), Professor: S. 165  
Turretin, Jean-Alphonse (1671–1737), Pfarrer, Professor: S. 161
- Uffenbach, Zacharias Conrad (1683–1734), Büchersammler: S. 127
- Verburg, Isaac (1680–1745), Lehrer: S. 142  
Vergil (Publius Vergilius Maro) (70–19 v. Chr.), Dichter: S. 127  
Vignoles, Alphonse des (1649–1744), Pfarrer, Schriftsteller: S. 160 f.

- Wachter, Johann Georg (1673–1757), Philosoph, Sprachforscher: S. 139, 149–151, 158–162, 170  
Wackerbarth-Salmour, Joseph Anton Gabaleon von (1685–1761), Politiker: S. 116  
Wächtler, Christfried (1652–1732), Jurist, Privatgelehrter: S. 125  
Wagenseil, Johann Christoph (1633–1705), Professor: S. 127  
Wagner, Franz Ludwig (Lebensdaten nicht ermittelt), Student der Rechtswissenschaft: S. 129  
Walter, Johann Andreas (1670–1742), Pfarrer: S. 121  
Weidmann, Moritz Georg (1686–1743), Verleger: S. 123, 144  
Weise, Christian d. J. (1703–1743), Pfarrer, Professor: S. 136, 171  
Weise, Christian d. Ä. (1671–1736), Pfarrer: S. 136  
Weise (Angaben zur Person konnten nicht ermittelt werden): S. 136  
Weiz, Anton (um 1682–1751), Bibliothekar: S. 126, 138  
Werenfels, Samuel (1657–1740), Professor: S. 172  
Werner, Anna Maria (1689–1753), Malerin: S. 177 f.  
Wernsdorf, Ernst Friedrich (1718–1782), Professor: S. 156  
Wertheimer s. Schmidt, Johann Lorenz  
Whiston, William (1667–1752), Professor: S. 126  
Winkler, Johann Heinrich (1703–1770), Professor: S. 113–115, 131  
Wörckgen (?) (Hürners Leipziger Wirt): S. 99, 149  
Wolf, Johann Christoph (1683–1739), Pfarrer: S. 177  
Wolff, Christian (1679–1754), Professor: S. 102, 104 f., 108, 114 f., 118 f., 121 f., 126, 133, 135  
Wolle, Christoph (1700–1761), Pfarrer: S. 101, 157, 171  
Woog, Karl Moritz Christian (1684–1762), Pfarrer: S. 115  
Wulflaik († 600), Mönch: S. 146 f.  
Wytttenbach, Daniel (1706–1779), Professor: S. 113 f., 122
- Ximenes, Francisco de Cisneros (1436–1517), Kardinal: S. 126
- Ziegler, Christiana Mariana von (1695–1760), Dichterin: S. 103, 130, 131  
Ziegler, Johann Rudolf (1695–1762), Pfarrer und Buchhändler: S. 122  
Zimmermann, Johann Jakob (1695–1756), Professor: S. 111, 139  
Zwingli, Huldrych (1484–1531), Pfarrer: S. 168

## Leipziger Studentenleben im 18. Jahrhundert

*Katrin Löffler*

Am 22. September 1739 verließ der neunzehnjährige Johann Christian Müller, Sohn eines Schmieds, seine Vaterstadt Stralsund, um in Jena, später in Leipzig Theologie zu studieren. Ganze acht Tage brauchte er, um bei Ratsmitgliedern, Schulmännern, Geistlichen, Freunden und Bekannten des Vaters seine Abschiedsvisite zu machen. Der Vater steckte ihm einen Brief mit Ermahnungen und Ratschlägen in den Koffer und fügte hinzu: »Ich schicke dich bei so jungen Jahren in der Welt hinein, die Verführung ist groß, hüte dich daß du in keiner Sünde willigst und thust wieder Gottes Gebot. Hüte dich, daß du mir kein verletzt Gewissen wieder zurück bringest. [...] Sei unbekümmert, ich bin zwar alt, und du köntest mich, deine Mutter, ja auch deine Geschwister, die du alle lieb hast verlieren, aber Gott kan uns auch erhalten, und er wird uns, wenn es ihm gefällt, dich einmal mit Freuden wiedersehen lassen.«<sup>1</sup> Bei den letzten Umarmungen flossen reichlich Tränen. Erst im Juli 1744, also fast fünf Jahre später, kehrte Müller nach Stralsund zurück. Die Wiedersehensfreude war groß, wie er berichtet, aber seine jüngsten Geschwister hielten ihn »vor einen frembden Mann« und brauchten einige Zeit, um sich an ihn zu gewöhnen.

Was Müller in seiner Autobiographie schildert, dürfte im 18. Jahrhundert keine untypische Szene gewesen sein. Zumindest wenn ein junger Mann zum Studieren außer Landes ging, bedeutete das die Trennung von der Familie auf etliche Jahre. Nur Landeskinder, die in der Nähe ihrer Heimatstadt eine Universität besuchten, konnten gelegentlich nach Hause fahren. Reisen war anstrengend, teuer und zeitaufwendig. Für die Strecke von Leipzig nach Hamburg brauchte die Postkutsche regulär eine Woche. Müller, der mit Rostocker Kaufleuten reiste und einen Zwischenstopp in Leipzig einlegte, benötigte mehr als drei Wochen, um nach Jena zu gelangen, und die russischen Studenten, die die Zarin Katharina II. 1767 nach Leipzig schickte, hatten eine viermonatige Fahrt hinter sich.<sup>2</sup> Die Semester dauerten länger als heute. Die vorlesungsfreien Zeiten fielen ungefähr mit der dreiwöchigen Oster- und Michaelismesse zusammen, hinzu kamen die Weihnachtstage. In der Praxis wurde anscheinend vieles individuell gehandhabt. Goethe schrieb seiner Schwester am 12. Dezember 1765: »Ich

<sup>1</sup> Johann Christian Müller, *Meines Lebens Vorfälle und Neben-Umstände. Teil 1: Kindheit und Studienjahre (1720–1746)*, hrsg. von Katrin Löffler, Nadine Sobirai, Leipzig 2007, S. 41 f.

<sup>2</sup> Erhard Hexelschneider, A. N. Radiščevs Leipziger Studiengang, in: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig. Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe* 26 (1977), S. 357–367, hier S. 359.

habe wenig ferien die meisten Collegia werden durch die Messe fortgelesen.«<sup>3</sup> Im Jahr 1773 legte eine kurfürstliche Anordnung den Beginn der Vorlesungen an den beiden kursächsischen Universitäten Leipzig und Wittenberg für das Sommer- und Winterhalbjahr genau fest.<sup>4</sup>

Der Abschied des angehenden Studiosus – das klingt in Müllers Bericht deutlich an – verband sich mit der Ungewissheit, ob man sich wiedersehen würde. Reiseunfälle waren keine Seltenheit, und die Waffen saßen damals locker. Drei Monate nach Müllers Eintreffen in Jena wurde ein adliger Student beim Duell getötet. Häufiger jedoch stellten Krankheiten eine ernsthafte Bedrohung dar; so verstarben beispielsweise zwei der elf russischen Studenten während ihres Leipziger Aufenthaltes.<sup>5</sup> Gustav Friedrich Dinter, der um 1780 in Leipzig Theologie studierte, erkrankte an der Ruhr. »Aber da«, so schreibt er, »verließen mich meine Freunde nicht. In jeder Nacht wachten zwei von ihnen bei mir, bis alle Gefahr vorüber war. Ich blieb nie den Dienstboten Preis gegeben.«<sup>6</sup>

War ein Student arm, dann konnte sich seine Situation im Fall einer Erkrankung dramatisch zuspitzen, wie eine Anzeige im »Leipziger Intelligenz-Blatt« veranschaulicht: Ein Theologiestudent, der stets mit der bittersten Armut zu kämpfen habe, liege sehr krank danieder und sei nicht nur ohne Pflege, sondern besitze nicht einmal soviel Geld, »um bey gegenwärtiger Kälte seine kranken Glieder durch die nöthige Feuerung zu erwärmen.« Der Hilfsappell erbrachte eine Summe von 33 Talern und 12 Groschen; insgesamt 34 Spender hatten Beträge zwischen vier Groschen und einem Dukaten (also knapp drei Talern) eingezahlt.<sup>7</sup>

Wie in Müllers Schilderung anklingt, bedeutete die oft langjährige Trennung außerdem, die Söhne vor dem Erreichen der Volljährigkeit<sup>8</sup> aus der elterlichen Obhut zu entlassen in eine unbekannte, als bedrohlich wahrgenommene, fremde Welt, die nicht nur Gefahren für die leibliche, sondern auch die moralische Integrität barg. Studenten standen, wenn sie an die Universität aufbrachen, nur noch bedingt unter Aufsicht, und das privilegierte sie im Vergleich mit männlichen Jugendlichen, die ein Handwerk oder Gewerbe erlernten und einem Lehrherrn gehorchen mussten. Ein Sonderfall

3 Johann Wolfgang Goethe, *Sämtliche Werke*, II, Abteilung: Briefe, Tagebücher und Gespräche, Bd. 1, hrsg. von Wilhelm Große, Frankfurt 1997, S. 32.

4 *Leipziger Intelligenz-Blatt*, 27. März 1773, S. 134.

5 Hexelschneider, A. N. Radiščevs Leipziger Studiengang (Anm. 2), S. 366.

6 Als Studiosus in Pleiß-Athen. Autobiographische Erinnerungen von Leipziger Studenten des 18. Jahrhunderts, hrsg. von Katrin Löffler, Leipzig 2009, S. 304.

7 *Leipziger Intelligenz-Blatt*, 19. November 1785, S. 414, und 29. April 1786, S. 140 f.

8 Die allgemeine Mündigkeit war im Deutschen Reich nicht einheitlich geregelt. Meist lag die Altersgrenze bei 24 oder 25 Jahren, für Königs- und Fürstensöhne in der Regel bei 18 Jahren. Vgl. Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte, Band 3, Berlin 1984, Sp. 738–742.

waren die adligen Studenten, da ihnen ein Hofmeister zur Seite gestellt wurde, der seine Aufgabe freilich mehr oder weniger korrekt erfüllen konnte.

Da es keine klaren Konditionen für den Studienbeginn gab, waren die Neuankömmlinge zum Teil noch sehr jung. »Nach dem Alter wird gar nicht gefraget«, teilte Christian Felix Weiße, Schriftsteller und Leipziger Kreisseuereinnehmer, 1781 dem Münchner Historiker Lorenz Westenrieder mit.<sup>9</sup> Er habe einen Sohn von vierzehn Jahren, der bereits philologische, mathematische und historische Wissenschaften höre. Noch jünger, zwölf Jahre alt, war Abraham Gotthelf Kästner, dessen Vater als außerordentlicher Professor der Rechte an der Alma mater Lipsiensis lehrte. Carl Friedrich Bahrdt, Sohn des Leipziger Superintendenten und Theologieprofessors Johann Friedrich Bahrdt, beurteilte rückblickend seinen Studienbeginn im Alter von fünfzehn Jahren als »trauriges Schicksal«, da er in eine »neue und gefahrvolle Welt« eingetreten und sich selbst überlassen gewesen sei. Dem Zufall oder Zusammentreffen günstiger Umstände sei es zu danken gewesen, dass er in »erträglichem Zustande« das Ende seiner akademischen Laufbahn erreicht habe.<sup>10</sup>

Aber die studentische Freiheit wurde auch positiv wahrgenommen. Lange bevor Jugend als eigenständige Lebensphase institutionalisiert wurde,<sup>11</sup> gehörten die Studenten zu den wenigen Personengruppen in der Frühen Neuzeit, die so etwas wie »Jugend« genießen konnten: Finanziell waren sie meist noch abhängig, aber in der Regel der elterlichen Aufsicht entrückt und erstmals für die Lebensgestaltung selbst verantwortlich. Goethe kleidete seine Vorfreude auf die Selbstbestimmtheit in ein anschauliches Bild: »Die heimliche Freude eines Gefangenen, wenn er seine Ketten abgelöst und die Kerkergitter bald durchgefieilt hat, kann nicht größer seyn, als die meine war, indem ich die Tage schwinden und den October herannahen sah.<sup>12</sup> Gustav Friedrich Dinter überliefert in seiner Autobiographie, dass ihm der Vater aufmunternd von seinen eigenen Studentenstreichern erzählte und die Meinung vertrat, der Student müsse seine Freiheit haben.<sup>13</sup> Hier deutet sich an, dass das Studentenleben als eine Lebensphase abgemilderter Disziplinierung und spielerischer Freiräume vor dem

9 Christian Felix Weiße an Lorenz Westenrieder, 19. Mai 1781, in: *Gesammelte Briefe*, hrsg. von Mark Lehmstedt, voraussichtlich Leipzig 2011.

10 Als Studiosus in Pleiß-Athen (Anm. 6), S. 94.

11 Zwar wurden Jugendliche schon vor dem Zeitalter der Industrialisierung von Kindern und Erwachsenen unterschieden, aber erst in der Folge der Einführung der allgemeinen Schulpflicht sowie der Trennung von Familie, Ausbildung und Erwerbsarbeit entstand der moderne Begriff von Jugend als einer gesellschaftlich institutionalisierten Phase des Lernens und der Qualifizierung nach dem Ende der Kindheit und vor dem Eintritt in die Arbeitswelt, die u. a. durch eine intensive Identitätssuche gekennzeichnet ist; vgl. Bernhard Schäfers, Albert Scherr: *Jugendsoziologie. Einführung in Grundlagen und Theorien*, Wiesbaden 2005, S. 19 f.

12 Als Studiosus in Pleiß-Athen (Anm. 6), S. 154.

13 Ebd., S. 284.

Eintritt in das Berufsleben betrachtet wurde. Das widerspiegelt auch die Universitätsgerichtsbarkeit, der die Studenten unterstanden und die im Allgemeinen nicht für ihre Strenge bekannt war.<sup>14</sup>

### Studentenstuben

Angekommen am Bestimmungsort, musste der angehende Studiosus als erstes ein Logis finden. Wer in Leipzig Studentenstuben zu vermieten hatte, zeigte dies auf einem kleinen Brettchen an der Haustür an.<sup>15</sup> Ab den sechziger Jahren kam das »Leipziger Intelligenz-Blatt« als neues Medium hinzu. Es veröffentlichte unter anderem Anzeigen wie diese aus dem Jahr 1767: »In einem wohlgelegenen Hause allhier sind sehr bequeme Logis vor studirende Herren von Adel und andre, bestehend in einer Stube mit, und einer ohne Alcoven, auf die Allee hinaus; Ingl. zwey Stuben vorne heraus, nebst Kammer und Vorsaal, mit Tapeten, guten Betten, tüchtigen Meublen und ordentl. Aufwartung versehen, innstehende Michaelis zu vermieten.«<sup>16</sup> Seltener gab es das Wohnungsgesuch; von dieser Möglichkeit machten vor allem wohlhabende Fremdlinge Gebrauch. Konkret wurde der Raumbedarf für einen jungen Herrn von Stande benannt, der zu Ostern 1794 die Leipziger Universität beziehen wollte: drei möblierte Stuben, Bedienstetenstube, Küche, Keller und, wenn möglich, Stallung für drei Pferde.<sup>17</sup>

Die Höhe der Miete hing von verschiedenen Faktoren ab, zum einen natürlich von der Ausstattung der Räume, zum anderen von der Lage: Das teuerste Pflaster waren Markt, Petersstraße und Grimmaische Straße. Zimmer zur Straße kosteten mehr als Stuben zum Hof, und auch das Stockwerk spielte eine Rolle; hier war die erste Etage mit einem Aufpreis verbunden. Ermäßigend auf die Miete wirkte sich aus, wenn das Zimmer während der Messen geräumt werden musste.<sup>18</sup> Der Leipziger Ökonomieprofessor Friedrich Gottlob Leonhardi gibt in seiner Kostenberechnung aus den späten 1780er Jahren sechzehn Taler als unterste Grenze an; dafür sei aber, wie er schreibt, nur eine kleine Stube vier oder fünf Treppen hoch in einem Hinter-

<sup>14</sup> Vgl. Susanne Rudolph, Die Akademische Gerichtsbarkeit der Universität Leipzig: Strafverfahren des 18. Jahrhunderts, in: Detlef Döring (Hrsg.), Universitätsgeschichte als Landesgeschichte. Die Universität Leipzig in ihren territorialgeschichtlichen Bezügen (Beiträge zur Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte A 4), Leipzig 2007, S. 187–203.

<sup>15</sup> Müller, Meines Lebens Vorfälle (Anm. 1), S. 198 f.

<sup>16</sup> Leipziger Intelligenz-Blatt, 22. August 1767, S. 337.

<sup>17</sup> Ebd., 14. Dezember 1793, S. 443 f.

<sup>18</sup> [Johann Heinrich Jugler], Leipzig und seine Universität im 18. Jahrhundert. Aufzeichnungen des Leipziger Studenten Johann Heinrich Jugler aus dem Jahre 1779, hrsg. von Friedrich Zarncke, Leipzig 21909, S. 50.

gebäude zu haben, oder der Student müsse sich mit einer Kammer (zum Schlafen) begnügen und ansonsten die Stube seines Wirtes mit nutzen. Bei einem Jahresbudget von achthundert Taler veranschlagt Leonhardi sechzig Taler Miete.<sup>19</sup> Federbetten, sofern man sie nicht mitbrachte, musste man extra mieten, was etwa sechs Taler im Jahr kostete.<sup>20</sup> Dem Tagebuch eines adligen Studenten aus Estland ist zu entnehmen, dass dieser um 1780 für seine Unterkunft beim Poetikprofessor Christian August Clodius monatlich fünfzehn Taler entrichtete.<sup>21</sup> Das war etwa doppelt so viel, wie ein armer Student für das ganze Jahr bezahlte, wenn er ein Zimmerchen im Paulinum ergatterte, das schlecht möbliert war, auf einen ungesunden Hinterhof zeigte und im ungünstigsten Fall neben übelriechenden Lokalitäten wie dem Abort oder dem Anatomischen Theater lag. Hatte er Glück, kam er in den Genuss einer Freistube.

Im späten 18. Jahrhundert war es offenbar auch unter Studenten verbreitet, sich nach dem Vorbild der wohlhabenden bürgerlichen Familien ein Sommerlogis in einem der vielen Gärten oder umliegenden Dörfer zu mieten, sicher nicht zuletzt aufgrund einer rousseauistisch inspirierten Begeisterung für das Landleben. Carl Heun, der 1788 bis 1792 in Göttingen und Leipzig Jura studierte, sich später als Schriftsteller Heinrich Clauren nannte und 1792 ein Handbuch für angehende Studenten mit einer Übersicht aller deutschen Universitäten veröffentlichte, führt im Abschnitt zu Leipzig die vielen »niedlichen Gartenhäuser« an und erwähnt, dass die Bauern, vor allem in Gohlis und Schönefeld, ihre Häuser nach den Bedürfnissen der Sommermieter eingerichtet hätten.<sup>22</sup> Sogar ein ständig in Geldnot steckender Student wie Jean Paul besorgte sich 1783 ein Gartenlogis für neun Taler. Dort geriet er in Streit mit einem anderen Sommergäst, dem Oberdiakon und Frühprediger an der Neukirche Ferdinand Friedrich Gräfenhayn, der sich beim Gartenbesitzer über Jean Pauls »Entblössung des Busens« während des Gartenspaziergangs beschwert hatte.<sup>23</sup>

Im Mietpreis inbegriffen war meistens die Aufwartung. Für einen honorigen Studenten schickte es sich in jener Zeit nicht, das Bett selbst aufzuschütteln, die Stube zu kehren, den Ofen zu heizen oder Einkäufe zu erledigen. Johann Christian Müller,

19 Friedrich Gottlob Leonhardi, Jährliche Kostenberechnung eines Studierenden in Leipzig nach verschiedenen Maastäben, mit erläuternden Anmerkungen, in: Allgemeine theoretisch-praktische Stadt- und Landwirtschaftskunde, hrsg. von Friedrich Gottlob Leonhardi, Band 1, 1. Stück, Leipzig 1789, S. 49–63.

20 Jugler, Leipzig und seine Universität (Anm. 18), S. 51.

21 Wilhelm Bruchmüller, Der Leipziger Student 1409–1909, Leipzig 1909 (Neudruck: Langenhagen 2009), S. 104. Leider fehlt die Provenienzangabe; vermutlich befanden sich die Aufzeichnungen in Privatbesitz.

22 Carl Heun, Vertraute Briefe an alle edelgesinnte Jünglinge die auf Universitäten gehen wollen. Zweyter Theil: Allgemeine Uebersicht sämmtlicher Universitäten Deutschlands, Leipzig 1792, S. 170.

23 Jean Paul an Magister [Ferdinand Friedrich] Gräfenhayn [Mai und Juni 1783], in: Sämtliche Werke. HKA. Dritte Abteilung, Band 1: Briefe 1780–1793, hrsg. von Eduard Berend, Berlin 1956, S. 68 f.

der sich bei einem Gewürzhändler in der Ritterstraße – Zimmer zur Straße, erste Etage – einmietete, beschreibt diesen Service folgendermaßen: Die Köchin, die »nach Leipziger Art nett und artig, doch von ehrbaren Wesen war«, brachte morgens das Teewasser, »setzte den Caffee auf den Tische zurecht, stopfte die Pfeiffe, und weckte mich alsdenn. Sie kam des Tages oftmals sich zu erkundigen, und ich konte ihr auch leicht aus den Fenster abrufen. Um 9 Uhr Abends nam sie die Schue und den Thee Kessel mit sich nach ihren Hause.«<sup>24</sup>

Müllers Lebenserinnerungen geben auch Aufschluss darüber, wie sich Studenten gegenüber ihren Vermieter verhielten. Eines Abends versammelte sich auf seinem Zimmer eine lustige Studentenrunde, und als man nach zehn Uhr Appetit auf Tee und Kaffee bekam, verheizte man kurzerhand den Nachtstuhl, den die Vermieter für ihre kleine Adoptivtochter hatten anfertigen lassen. Ein wie es scheint folgenloser Akt, Müller erwähnt jedenfalls keine diesbezügliche Auseinandersetzung. Allerdings ist dieser Vorfall harmlos im Vergleich zu dem, was er aus seiner Jenaer Zeit von einem häuslichen Studentenvergnügen, einem sogenannten Hospiz, berichtet: Zehn bis zwölf Studenten sind versammelt und trinken kräftig Bier, bis einer von ihnen das inzwischen gefüllte Nachgeschirr in die Stube leert. Ein anderer schüttet Stachelbeeren und Milch dazu, schließlich steht der Raum unter Wasser, der darunter wohnende Vermieter, ein Schneider, bemerkt den Schaden, eilt herbei und weist die Zechenden zurecht. Allein sein studentischer Mieter droht ihm, »wo er nicht schwiege, wolle er ihn bei seinen Krebs Scheeren die Treppe herunter werfen«. Die über sechzigjährige Mutter des Vermieters schleppt schließlich Sägespäne heran, um das Zimmer trockenzulegen.<sup>25</sup>

Dieser Vorfall illustriert in seiner Drastik nicht zuletzt die Unterschiede zwischen einzelnen Universitätsstädten. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts hatte Jena etwa 4000 Einwohner und war wirtschaftlich und kulturell nicht wie Leipzig von weltgewandten Großkaufleuten und Verlegern geprägt, sondern von Händlern, Handwerkern und Weinbauern, die den regionalen Markt versorgten. Schelling, der 1796 mit seinen beiden jungen Baronen über Jena nach Leipzig reiste, berichtete seinen Eltern, das weltberühmte Jena sei ein kleines Städtchen, »wo man nichts als Studenten, Professoren und – Philister« sehe.<sup>26</sup> Die degentragenden jungen Männer – der Degen kam erst nach dem Siebenjährigen Krieg aus der Mode – müssen im Stadtbild ganz anders präsent gewesen sein als in Leipzig mit seinen rund 30 000 Einwohnern.<sup>27</sup> Jena wäre

24 Müller, Meines Lebens Vorfälle (Anm. 1), S. 200.

25 Ebd., S. 109 f.

26 Friedrich Wilhelm Joseph Schelling, Historisch-kritische Ausgabe. Briefe, Band 1: Briefwechsel 1786–1799, hrsg. von Irmgard Möller, Walter Schieche, Stuttgart 2001, S. 67

27 Über Leipzig schrieb Moritz Cruciger: »Die Studenten werden in Leipzig weniger bemerkt, als in andern minder bevölkerten und minder reichen Universitäts-Städten.« (Leipzig im Profil. Ein Taschenwörterbuch für Einheimische und Fremde, Solothurn 1799, S. 273)

ohne seine Universität ein unbekannter Ort gewesen. Georg Friedrich Rebmann, Aufklärer mit spitzer Feder, beschrieb es als »unbedeutendes Landstädtchen« ohne Fabriken und Manufakturen, »dessen Einwohner beynahe ganz und gar von der Academie leben«.<sup>28</sup> Händler, Schneider, Schuster, Perückenmacher, Gastwirte, Pferdevermieter und viele andere profitierten von den Studierenden, und diese wirtschaftliche Abhängigkeit spiegelt sich auch in der von Müller geschilderten Szene wider.

## Der Studienbetrieb

Wenn der Student sein Domizil gefunden hatte, dann konnte er sich um sein Studium kümmern. Johann Christian Müller ließ sich einige Tage, nachdem er seine Stube bezogen hatte, beim Rektor melden und wurde »nach geschehenen Handschlage von ihm unter die Zahl der Academischen Bürger aufgenommen«.<sup>29</sup> Der Lüneburger Medizinstudent Johann Heinrich Jugler, der sich 1777 immatrikulierte und eine Stadtbeschreibung hinterließ, überliefert, dass die Inskription fünf Taler kostete, Adlige sechs Taler zahlen mussten.<sup>30</sup> Durch den Handschlag versprach der Student, dem Rektor und dessen Nachfolgern gehorsam zu sein und den akademischen Statuten gemäß zu leben,<sup>31</sup> dann erhielt er das neueste Duell-Edikt ausgehändigt. Für arme Studenten war ein Erlass der Inskriptionsgebühr möglich, aber darüber entschied der Rektor.<sup>32</sup> Die Immatrikulation war gegebenenfalls mit einer Prüfung verbunden; verbindliche Standards hinsichtlich der mitzubringenden Kenntnisse existierten jedoch nicht. Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts lassen sich in Kursachsen Bemühungen erkennen, für ein gewisses Bildungsniveau der Neulinge zu sorgen. 1769 forderte ein Generale<sup>33</sup> die städtischen und ländlichen Obrigkeitkeiten bei Androhung einer Geldstrafe dazu auf, die Einhaltung der Schulpflicht von Kindern zwischen fünf und vierzehn Jahren zu überwachen. Außerdem ermahnte es Eltern und Vormünder, die jungen Leute erst bei ausreichend vorhandenen Fähigkeiten auf die Universität zu schicken, und legte fest, dass sich diejenigen Jünglinge, die eines der kurfürstlichen Stipendien erhalten

28 Georg Friedrich Rebmann, Briefe über Jena, Frankfurt, Leipzig 1793, S. 28.

29 Müller, Meines Lebens Vorfälle (Anm. 1), S. 201.

30 Jugler, Leipzig und seine Universität (Anm. 18), S. 51.

31 Seit dem Wintersemester 1699 mussten die Studenten keinen Eid mehr, sondern ein Gehorsamsversprechen ablegen; vgl. Georg Erler, Die jüngere Matrikel der Universität Leipzig 1559–1809, Band 3 (1709–1889), Leipzig 1909, S. XI.

32 Das zeigt das Beispiel von Christian Ernst Wünsch, einem erzgebirgischen Leinweber. Sein erster Immatrikulationsversuch 1769 scheiterte, da ihn der Rektor wegen seiner Armut nicht inskribieren wollte. Erst im darauffolgenden Semester, als der für seine Milde bekannte Mediziner Anton Wilhelm Platz das Rektorat übernahm, gelang ihm die gebührenfreie Inskription; vgl.: Als Studiosus in Pleiß-Athen (Anm. 6), S. 227–233.

33 Mandatum generale, d. h. eine alle angehende Anordnung.

wollten, einer Prüfung durch eigens bestellte Superintendenten, Pfarrer und Lehrer unterziehen mussten – ohne Zeugnis kein Stipendium.<sup>34</sup> Ein flächendeckender Nachweis der »Reife« für das Universitätsstudium war damit noch nicht erreicht.<sup>35</sup>

Wollte der frischgebackene Studiosus endlich seine Studien einrichten, sah er sich mit verwirrenden Unklarheiten konfrontiert. Zwar kündigten am Schwarzen Brett in der Ritterstraße Professoren und Privatdozenten ihre Collegien an; außerdem gab es gedruckte deutsche bzw. lateinische Lektionsverzeichnisse, aber ein festes Curriculum existierte nicht; vielmehr war es dem Studenten selbst überlassen, sich den Stundenplan zusammenzustellen. Johann Jakob Reiske, bedeutender Gräzist und Arabist, studierte in den 1730er Jahren in Leipzig Theologie und resümierte rückblickend: »Ich studirte immer drauf los, ohne Ordnung und Endzweck, ohne zu wissen auf was; und ich muß gestehen, der größte Theil derer fünf Jahre, die ich als Student in Leipzig zubrachte, sind für mich verloren gegangen.«<sup>36</sup> Ähnlich beschrieb Johann Friedrich Jünger sein Jurastudium in den späten siebziger Jahren: Er habe Collegien aus Mangel an Einsicht »mit der größten Unordnung, ohne allen Plan« besucht und am Ende ein »verworrenes Chaos von juristischen Bruchstücken« im Kopf gehabt.<sup>37</sup> Ganz anders lagen die Dinge bei Gustav Friedrich Dinter. Er wohnte im Haus des Theologieprofessors August Wilhelm Ernesti, der ihm zumindest für das erste Semester den Stundenplan erstellte. Vermutlich übernahmen Professoren, die Studenten beköstigten oder als Vermieter beherbergten, öfter eine solche Mentorenfunktion. Das legt auch eine Anzeige im »Leipziger Intelligenz-Blatt« nahe, in der ein »academischer Lehrer der Rechtsgelehrsamkeit« eine Stube für einen Studenten inseriert und sich, falls von Eltern oder Vormündern gewünscht, zu einer »entfernten Aufsicht« anbietet.<sup>38</sup>

Hatte der Student seinen Wochenplan zusammengestellt, konnte es mit dem Studieren losgehen. Die gewöhnliche Form der Lehrveranstaltung war das Collegium in Form einer Vorlesung, die nicht wie heute neunzig Minuten, sondern nur eine Stunde dauerte. Es gab sogar eigens für diesen Zweck fabrizierte Uhren, wie aus einer Ver-

34 Gnädigstes Generale der Eltern und Vormünder Obliegenheit, ihre Kinder und Pflegbefohlene mehr als zeithero zur Schule anzuhalten, sowohl die Fähigkeiten derjenigen Kinder, welche sie den Studiis widmen wollen, vorher prüfen zu lassen betreffend, de dato Dresden den 24. July 1769, abgedruckt in: *Leipziger Intelligenz-Blatt*, 12. August 1769, S. 325–326.

35 Brandenburg-Preußen führte 1788 als erster deutscher Staat das Abitur als Abschlussprüfung mit dem »Charakter eines staatlichen Hoheitsaktes« ein; vgl. Jens Bruning, Das protestantische Gelehrtenschulwesen im 18. Jahrhundert: Pietismus – Aufklärung – Neuhumanismus, in: Notker Hammerstein, Ulrich Herrmann (Hrsg.), *Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte*, Band II: 18. Jahrhundert, München 2005, S. 278–323, hier S. 293. Allerdings war dieses Reifezeugnis vorerst nur bei Stipendiaten die Bedingung für die Immatrikulation an einer Universität.

36 Als Studiosus in Pleiß-Athen (Anm. 6), S. 80.

37 Johann Friedrich Jünger in einem Brief an Freiherrn Wolfgang Heribert von Dalberg, 20. September 1785, auszugsweise abgedruckt in: *Selbstbiographische Skizze des Dichters J. F. Jünger*. Mitgeteilt von Hermann Uhde, in: *Archiv für Litteraturgeschichte* 6 (1877), S. 418.

38 *Leipziger Intelligenz-Blatt*, 21. April 1792, S. 121; ähnlich am 25. Januar 1794, S. 25.

lustanzeige im »Leipziger Intelligenz-Blatt« hervorgeht: »Es ist eine kleine Stutzuhr gestohlen worden, welche weiter nichts, als vier Viertel schlägt, und niemand nützt, als wer Collegia liest«, war da im Juni 1764 zu lesen.<sup>39</sup>

Die Collegien unterteilten sich in öffentliche und private.<sup>40</sup> Die ordentlichen Professoren waren zu öffentlichen, das heißt kostenlosen Vorlesungen in ihrem Fach verpflichtet; daneben hielten sie private, für die der Hörer bezahlen musste. Da war die Versuchung groß, in die privaten Collegien den größeren Eifer zu investieren, und genau das kritisierten die Zeitgenossen.<sup>41</sup> Die öffentlichen Vorlesungen fanden im Auditorium der jeweiligen Fakultät statt, die privaten häufig in der Wohnung des Professors. Ein Aspekt dieser Zweiteilung war, dass der Besuch öffentlicher Collegien dem sozialen Prestige eher abträglich war. Eine Sonderform des privaten Collegiums stellte das Privatissimum dar, das der Professor einzelnen Studierenden von Stande oder einem exklusiven Kreis erteilte und das besonders einträglich war.<sup>42</sup>

Praktisch ausgerichtete Übungen gab es erst in Ansätzen. Bekannt ist Gellerts »Practicum von der Poesie«, in dem er von Studenten verfasste Texte kritisierte.<sup>43</sup> Privat organisierte Redner- und Predigergesellschaften sollten rhetorische Fähigkeiten vermitteln.<sup>44</sup> Der in den 1790er Jahren Medizin studierende Karl Friedrich Burdach berichtet von botanischen Exkursionen und chemischen Experimenten,<sup>45</sup> und anatomischen Demonstrationszwecken diente das im Mittel-Paulinum gelegene sogenannte Anatomische Theater. Um die klinische Ausbildung der Medizinstudenten allerdings war es schlecht bestellt; erst am Ende des Jahrhunderts ermöglichte das städtische Jakobshospital den angehenden Ärzten Unterricht am Krankenbett.

39 Leipziger Intelligenz-Blatt, 23. Juni 1764, S. 233 f.

40 Die Privatcollegien kamen vermutlich in den 1560er Jahren in Ingolstadt in Form von Privatdisputationen auf, waren also ursprünglich der Verarbeitung und Einprägung des in den öffentlichen Lektionen vermittelten Wissens gewidmet. Allmählich wurde auch der Lehrstoff in die Privatcollegien verlegt, sodass diese immer größere Bedeutung gewannen. Im 17. Jahrhundert etablierte sich die Bezeichnung Collegium für öffentliche und private Vorlesungen, die sich im Charakter nicht mehr unterschieden. Vgl. dazu Ewald Horn, Kolleg und Honorar. Ein Beitrag zur Verfassungsgeschichte der deutschen Universitäten, München 1897.

41 In einer anonym verfassten Beschwerde über die Zustände an der Universität Leipzig aus dem Jahr 1742 heißt es, die Professoren bekümmerten sich nicht um die armen, sondern nur um die reichen Studenten, denn die müssten »die Collegia recht bezahlen« und könnten zum Disputieren und zum Erwerb des Magistergrades angehalten werden ([Johann Gottlieb Reichel], Thränen und Seuffzer wegen der Universität Leipzig denen getreuen Landständen geoffenbaret, Leipzig 1929, S. 26).

42 Reichel gibt eine Rede des Professors der Rhetorik Johann Erhard Kapp wieder, der angeblich in halbtrunkenem Zustand damit geprahlt hatte, für derartige Privatstunden 200 Reichstaler pro Jahr und Person zu kassieren (ebd., S. 22 f.).

43 Davon berichtet Goethe; vgl.: Als Studiosus in Pleiß-Athen (Anm. 6), S. 185.

44 Zu den von Gottsched geleiteten Gesellschaften siehe Detlef Döring, Johann Christoph Gottsched in Leipzig. Ausstellung in der Universitätsbibliothek Leipzig zum 300. Geburtstag von J. Chr. Gottsched, Stuttgart, Leipzig 2000, S. 80 f.

45 Als Studiosus in Pleiß-Athen (Anm. 6), S. 333.

Noch immer wichtig waren die privaten und öffentlichen Disputationen, die auf Latein gehalten wurden. Dabei standen sich Respondent und Opponent unter dem Vorsitz eines Präses gegenüber und debattierten über ein bestimmtes Thema, das häufig der Präses formuliert hatte. Die Disputationen, die vor allem logische und rhetorische Fertigkeiten erforderten, gehörten bis weit ins 18. Jahrhundert zum Lehrbetrieb und zum Erwerb eines akademischen Grads.<sup>46</sup> In der zeitgenössischen Literatur wird häufig beklagt, dass sich die Teilnehmer vorher absprachen und die Disputation dadurch zu einer formalen Angelegenheit verkaum. Dennoch kann man nicht von einer gänzlich unproduktiven Form des Lehrbetriebs sprechen. Carl Friedrich Bahrdt beispielsweise liefert einerseits ein anschauliches Bild von den Eitelkeiten des Disputierwesens, lässt aber andererseits die Disputation eines Kommilitonen und einige seiner eigenen exegesischen Disputationen durchaus als gelehrte Leistung gelten.<sup>47</sup>

Die Leipziger Universität war zwar personell vergleichsweise gut aufgestellt,<sup>48</sup> aber die außerordentlichen Professoren waren schlecht oder gar nicht besoldet und die Privatdozenten ganz auf die Einkünfte aus ihren Vorlesungen angewiesen. Das Honorar für ein Collegium hing von der Fakultät und vom Aufwand an Hilfsmitteln ab; unter Umständen passte es der Professor auch der Zahl der Teilnehmer an.<sup>49</sup> Am günstigsten kamen die Studenten der Philosophischen und Theologischen Fakultät davon, die jeweils etwa drei Taler zu zahlen hatten; tiefer mussten die Juristen und Mediziner in die Tasche greifen. Kostspielig war es, wenn sich ein Student im Sezieren üben wollte. Nach Juglers Bericht meldete sich an, wer »an einem Cadaver präpariren« wollte, und wählte entweder den Kopf oder eine Extremität. Das kostete fünf Taler, wovon der Anatomieprofessor drei Taler, der Prosector einen Taler und acht Groschen und der Famulus des Professors sechzehn oder acht Groschen bekam. Schenkt man seiner Schilderung Glauben, dann ging es bei diesen Sezierübungen im Anatomischen Theater recht fidel zu, »denn es fällt mancher Spaß vor, und man raucht, und lässt sich seinen Coffee hinaufbringen, oder bestellt ihn bey dem Aufwärter des Paullinums«.<sup>50</sup>

46 Vgl. Petra Hesse, Das Disputierwesen in Leipzig im 18. Jahrhundert, in: Kurt Mühlberger, Thomas Maisel (Hrsg.), Aspekte der Bildungs- und Universitätsgeschichte. 16. bis 19. Jahrhundert (Schriften des Universitätsarchivs Wien 7), Wien 1993, S. 93–111.

47 Als Studiosus in Pleiß-Athen (Anm. 6), S. 140–144.

48 Vgl. die Angaben bei Detlef Döring, Johann Christoph Gottsched in Leipzig (Anm. 44), S. 39 f., Ders., Die Französische Revolution und ihre Auswirkungen im Urteil der Universität Leipzig, in: Universitätsgeschichte als Landesgeschichte (Anm. 14), S. 417–465, hier S. 421 f.

49 Der Philosoph und Mediziner Andreas Rüdiger kündigte 1724 an, künftig täglich außer Mittwoch und Sonnabend 8 und 16 Uhr Philosophievorlesungen zu halten und das Honorar um ein Drittel wegen der verringerten Vorlesungszeit zu kürzen. Bei fünfzig und mehr Hörern sollten es jährlich vier Taler, bei weniger Hörern sechs Taler sein (Andreas Rüdiger, Vorschlag, wie die Erkäntnuß Utriusque Mundi, oder / der Welt und des Menschen [...] könne befördert werden, Leipzig 1724, S. 11).

50 Jugler, Leipzig und seine Universität (Anm. 18), S. 59 f.

Armen Studenten konnte das Vorlesungshonorar erlassen werden. Ein renommierter Professor wie Ernst Platner ersparte sich das unangenehme Verhandeln, indem er die Collegiegelder seinem erbarmungslosen Famulus Schubert verpachtete. Mit dem Mediziner Anton Wilhelm Platz gab es aber auch den seltenen Fall eines Professors, der gar kein Honorar nahm, weil er meinte, dies den Studenten nicht zumuten zu können.<sup>51</sup> Andererseits scheint es um die studentische Zahlungsmoral nicht zum besten bestellt gewesen zu sein, denn in einer kurfürstlichen Anordnung von 1773 heißt es: »Die Bezahlung für die Collegia ist ordentlich vier Wochen nach dem Anfange derselben zu bewerkstelligen, und unterbleibenden Falls den Docenten dazu schleunigst zu verhelfen.«<sup>52</sup> Schon 1733 hatte Johann Christoph Gottsched, damals noch außerordentlicher Professor für Poesie mit wachsendem Ansehen, den Kurfürsten um die »Ertheilung eines jährlichen Gnaden Geldes« ersucht, indem er auf die große Zahl der Dozenten und die »schlechte Bezahlung der Collegiorum« verwies.<sup>53</sup>

Zum Honorar kamen weitere Kosten hinzu, wie Jugler schildert: Fanden Collegien am Abend statt, dann erhielt der Famulus im halben Jahr vier Groschen Lichtgeld, im Winter außerdem acht Groschen Holzgeld. Nur an der Medizinischen Fakultät gab es diese Zusatzausgaben nicht. In vielen Auditorien konnten die Studenten zwischen Bank und Stuhl wählen; der Stuhl stand vor einem Tisch, so dass es sich bequem mitschreiben ließ. Diese Kommodität war natürlich nicht gratis zu haben, sondern kostete sechzehn Groschen.<sup>54</sup>

Schaut man sich ein Vorlesungsverzeichnis des 18. Jahrhunderts an, dann findet man Angaben wie die folgende von 1773 unter dem Namen von Friedrich August Wilhelm Wenck: »Das deutsche Staatsrecht, über den Pütter, um 7 Uhr, 6 Tage«. Oder: »Die Reichsgeschichte, über den Pütter, um 3 Uhr, 4 Tage«.<sup>55</sup> Vorlesungen fanden an allen Werktagen statt, und wenn wie bei Wenck von sechs Tagen die Rede ist, dann heißt das, dass der außerordentliche Professor für Geschichte von Montag bis Sonnabend jeweils früh um sieben eine Stunde lang zum angegebenen Gegenstand las. »Reichsgeschichte über den Pütter« bedeutet, dass Wenck das weitverbreitete »Vollständige Handbuch der deutschen Reichshistorie« (1762, 2. Auflage: 1772) des Göttinger Rechtsprofessors Johann Stephan Pütter in der Vorlesung durchnahm

51 Ebd., S. 54.

52 Leipziger Intelligenz-Blatt, 27. März 1773, S. 135.

53 Johann Christoph Gottsched, Briefwechsel. Historisch-kritische Ausgabe, Band 2: 1731–1733, hrsg. von Detlef Döring, Rüdiger Otto, Michael Schlott, Berlin 2008, S. 436. Auch der Physikprofessor Johann Christian Lehmann klagte 1727, die Hörer wollten »nichts contribuiren« (Andrew Talle, »Ein Ort zu studiren, der seines gleichen nicht hat« – Leipzig um 1730 in den Tagebüchern des Königsberger Professors Christian Gabriel Fischer, in: Stadtgeschichte. Mitteilungen des Leipziger Geschichtsvereins e. V. 2008, S. 55–138, hier S. 93).

54 Jugler, Leipzig und seine Universität (Anm. 18), S. 55.

55 Leipziger Intelligenz-Blatt, 22. Mai 1773, S. 251.

und kommentierte. Dieses Verfahren war damals üblich, das betreffende Werk konnte ein eigenes oder das eines anderen Gelehrten sein. Mitunter haben sich von derartigen Büchern sogenannte durchschossene Exemplare erhalten, bei denen leere Seiten zwischen die bedruckten gebunden wurden, um die Anmerkungen des Professors notieren zu können.

Im Laufe des Jahrhunderts setzte sich allmählich Deutsch als Vorlesungssprache durch. Latein hielt sich an der Medizinischen Fakultät besonders lange; Karl Friedrich Burdach berichtete noch aus den 1790er Jahren, der Anatom Johann Gottlob Haase lese sein »altes lateinisches Heft« ab.<sup>56</sup> Berüchtigt für seine Langzeitvorlesungen, die auf die Bedürfnisse der angehenden Pfarrer wenig Rücksicht nahmen, war der Theologieprofessor Johann August Crusius. Als Carl Friedrich Bahrdt um das Jahr 1760 in Crusius' Psalmen-Vorlesung einstieg, hatte dieser bereits acht Jahre über die Psalmen gelesen und würde es damit wohl, so schätzte Bahrdt, auf insgesamt zwanzig Jahre bringen.<sup>57</sup> Ähnliches berichtete Müller auch aus den vierziger Jahren: Anders als in Jena würden die Collegien in Leipzig nicht ein halbes Jahr dauern, es werde »wenigstens ein gantzes Jahr darauf gelesen, ja mit dem Thetico soll man wol 7 Jahre zubringen, daher wol wenige dasselbe zu Ende hören«.<sup>58</sup> 1773 verpflichtete eine kurfürstliche Anordnung die Professoren dazu, ihre Collegien »vollständig und dergestalt [zu] lesen, daß sie selbige von halben zu halben Jahr vollenden«.<sup>59</sup>

Genauso wenig wie Studienbeginn und -verlauf geregelt waren, gab es verbindliche Standards für den Abschluss. Häufig verweilten die Studenten nicht lange an der Universität. Noch 1781 hieß es im »Leipziger Intelligenz-Blatt«, die meisten Studierenden blieben nicht länger »als zwey oder drey Jahre«.<sup>60</sup> Vor allem die Studenten der Philosophischen Fakultät verließen die Alma mater schon nach wenigen Semestern. Auch viele Jurastudenten erwarben keinen akademischen Grad, mussten aber an der Fakultät eine Prüfung ablegen, wenn sie als Advokat oder Notar praktizieren wollten. Darüber hinaus verlangte die Landesregierung ab 1720 ein zweites Examen, das sogenannte *specimen practicum*. Dass die Leistungen der jungen Juristen mitunter dennoch zu wünschen übrig ließen, verdeutlichen die mehrfachen Ermahnungen zu größerer Strenge durch die Regierung nach 1760.<sup>61</sup> Angehende Wundärzte, das heißt Chirurgen, mussten sich in Sachsen ab 1768 einer Prüfung unterziehen, die neben dem Dresdner Sanitätskollegium auch die medizinischen Fakultäten der beiden kur-

56 Als Studiosus in Pleiß-Athen (Anm. 6), S. 334.

57 Ebd., S. 132.

58 Müller, Meines Lebens Vorfälle (Anm. 1), S. 201. Thetik war die positive Darstellung der Dogmatik im Unterschied zur Polemik, der Erörterung in Abgrenzung zu anderen Konfessionen.

59 Leipziger Intelligenz-Blatt, 27. März 1773, S. 134.

60 Ebd., 14. April 1781, S. 140.

61 Vgl. Emil Friedberg, Die Leipziger Juristenfakultät. Ihre Doktoren und ihr Heim, Leipzig 1909, S. 80 f.

sächsischen Universitäten vornahmen.<sup>62</sup> Eine kurfürstliche Anordnung ließ im Jahr 1773 die Studenten wissen, dass sich keine Hoffnung auf die Übernahme in staatliche Dienste zu machen brauche, wer nicht wenigstens ein Triennium auf Universitäten, davon zwei Jahre auf den kursächsischen, zugebracht habe.<sup>63</sup> Auch seitens der Kirche sind im späten 18. Jahrhundert Reglementierungsbemühungen zu erkennen, um ein Mindestmaß an Ausbildung zu gewährleisten. 1792 war im »Leipziger Intelligenz-Blatt« zu lesen, dass Theologiestudenten, die sich zum Examen beim Oberkonsistorium in Dresden anmelden wollten, »drey volle Jahre« studiert haben mussten.<sup>64</sup>

Die Gepflogenheiten hinsichtlich der Graduierung veränderten sich im Laufe der Zeit und waren von Fakultät zu Fakultät verschieden.<sup>65</sup> An der Philosophischen Fakultät verschwand im 18. Jahrhundert das Bakkalaureat, wohingegen die drei oberen Fakultäten diesen akademischen Grad beibehielten. Der Magistertitel war die übliche Bezeichnung für den höchsten Grad der Philosophischen Fakultät; bei den drei höheren Fakultäten war es der Doktortitel. Im späten 18. Jahrhundert setzte sich auch die Selbstbezeichnung als »Doktor der Philosophie« durch.

Über das Verhältnis zwischen Professoren und Studenten wissen wir wenig. Einerseits hat man es sich in der ständig gegliederten Gesellschaft der Frühen Neuzeit distanziert vorzustellen, andererseits war es angesichts der überschaubaren Zahlenverhältnisse relativ leicht, eine persönliche Bekanntschaft zu knüpfen. Gottsched beispielsweise rekrutierte etliche Autoren seiner »Deutschen Schaubühne«, einer Dramensammlung, unter den Studenten, die er aus seinen Collegien oder Rednergesellschaften kannte. Auch Christian Fürchtegott Gellert förderte den literarischen Nachwuchs. Zwei jung verstorbene Dramenautoren, die in der ersten Hälfte der 1750er Jahre in Leipzig Jura studierten, Johann Friedrich von Cronegk und Joachim Wilhelm von Brawe, pflegten einen engen Kontakt zu Gellert. Anders als bei Gottsched und seinen Adepts gestaltete sich im Kontext der Empfindsamkeit das Verhältnis zueinander weniger hierarchisch, und vor allem zu Cronegk, dem älteren der beiden, entwickelte Gellert eine freundschaftlich geprägte Beziehung. Universitätslehrer verdienten sich außerdem das ganze Jahrhundert hindurch mit Vermietung und Mittagstisch für Studenten etwas hinzu, so dass sich in diesen Fällen ganz zwanglos eine nähere Bekanntschaft ergab. Prominentestes Beispiel ist Goethe, der seinen Mittagstisch anfangs beim Medizinprofessor Christian Gottlieb Ludwig hatte und durch die Tischgespräche naturwissenschaftliche Anregungen empfing.

<sup>62</sup> Ingrid Kästner, Achim Thom (Hrsg.): 575 Jahre Medizinische Fakultät der Universität Leipzig. Leipzig 1990, S. 22.

<sup>63</sup> Leipziger Intelligenz-Blatt, 27. März 1773, S. 135.

<sup>64</sup> Vorschrift wegen der Candidaten-Examינum bey dem Churfürstl. Sächs. Oberconsistorio, Leipziger Intelligenz-Blatt, 26. Mai 1792, S. 181–182.

<sup>65</sup> Zu den Promotionen siehe Erler, Die jüngere Matrikel (Anm. 31), S. XV–XXIII.

Aus den Memoiren von Friedrich Laun erfahren wir, dass es am Ende des Jahrhunderts sogar gesellige private Zusammenkünfte gab. Der Historiker Ernst Karl Wieland, so erzählt er, genoss trotz seiner Eigenheiten die Achtung und Liebe der Studenten und lud sie zuweilen zu sich ein. So habe ihn trotz der frugalen Bewirtung, die selten in etwas anderem als »in einem Glase Wasser und Tabakspfeifen bestand«, abends oft ein Teil seines Auditoriums umgeben.<sup>66</sup>

Kaum erwähnt wird in der autobiographischen Literatur das Vivat- bzw. Pereat-Rufen, also die öffentliche Demonstration von Zustimmung oder Ablehnung für einzelne Professoren. Johann Christian Müller erzählt dergleichen aus seinen Jenaer Studienjahren. So berichtet er, dass beim Amtsantritt des neuen Prorektors im Februar 1740 hunderte Studenten abends und nachts an dessen Tür vorüberzogen und laut hals seine äußere Erscheinung kommentierten: Ließen die einen seine pechschwarze Allongeperücke hochleben, so bekam er von den nächsten dafür ein Pereat zu hören, so wie auch für seine großen Schuhe, »denn der gute Mann hatte sehr große und lange Plat Füße«.<sup>67</sup> Aus seinem Leipziger Jahr überliefert Müller nichts derartiges, was vermuten lässt, dass er es zumindest nicht in berichtenswert rüder Ausprägung erlebt hat. Als Kristallisierungspunkt für Unruhen scheinen diese Bräuche dennoch auch in Leipzig Sorge bereitet zu haben, denn nach dem Tumult von 1768 benötigten die Studenten für öffentliche Musiken und Aufzüge eine Genehmigung, »alles Vivatrufen, sowohl als anderes Schreyen und Lärmen auf den Gassen« wurde ihnen durch einen Aushang untersagt.<sup>68</sup>

### Adlige Sprösslinge und hungrige Habenichtse

Die sozialen Unterschiede zwischen den Studenten nahmen sich im 18. Jahrhundert dramatisch aus. In Leipzig studierten sowohl junge Männer aus ärmlichsten Verhältnissen, die von der Hand in den Mund lebten, als auch Söhne des Hochadels. Der prozentuale Anteil der *pauperes* lässt sich nicht genau bestimmen, da die Immatrikulationsgebühr, deren Erlassung ein Indikator für die Bedürftigkeit des Studenten ist, nur kurze Zeit in der Matrikel verzeichnet wurde.<sup>69</sup> Auch über den Beruf des Vaters enthält die Matrikel keine Angaben. Eine sozialgeschichtliche Studie, die anhand von Quellen wie Stipendien- und Gerichtsakten, Biographien in zeitgenössischen gelehrteten Zeitungen, Hof- und Staatskalendern, Pfarrerbüchern etc. soziale Herkunft und soziale Mobilität der Leipziger Studenten untersucht, steht noch aus.

66 Als Studiosus in Pleiß-Athen (Anm. 6), S. 356.

67 Müller, Meines Lebens Vorfälle (Anm. 1), S. 74.

68 Vgl. Leipziger Intelligenz-Blatt, 26. November 1768, S. 545–547.

69 Erler, Die jüngere Matrikel (Anm. 31), S. IX.

Detlef Prasch konstatierte in seinen »Vertrauten Briefen« die Dreiteilung der Leipziger Studenten in eine stutzerhafte Oberschicht aus Adligen und reichen Bürger-söhnen, eine diesen nacheifernde Mittelschicht und die Klasse der Armen, die alle »durch scharfe Grenzlinien von einander geschieden« seien.<sup>70</sup> In Wirklichkeit dürften die Grenzen fließend gewesen sein. Das »Leipziger Intelligenz-Blatt« veröffentlichte 1790 eine Aufstellung der Studienkosten für Leipzig, Wittenberg, Jena und Halle. Für die Berechnung des jährlichen Geldbedarfs der Leipziger Studenten legte der ungenannte Autor des Beitrags fünf Einkommensgruppen zugrunde: 85, 130, 200, 300 und 500 Taler, um dann jeweils 23 einzelne Ausgabeposten wie Miete, Mahlzeiten, Collegien, Kleidung, Friseur oder Medizin aufzulisten.<sup>71</sup> Die Ärmsten konnten demzufolge überhaupt kein Geld für Sprach- oder Fechtstunden, den Friseur, für Lohnbediente und den Konzertbesuch erübrigen. Ähnliche Angaben wie das »Leipziger Intelligenz-Blatt« machte Christian Felix Weiße 1781: »Es giebt hier Studirende die um 100, 200 und so weiter aber auch welche, die etliche 1000 rt. [Reichstaler] brauchen.« Er wisse von den drei derzeit in Leipzig studierenden jungen Grafen von Vitzthum, die mit einem Hofmeister und zwei Bedienten für jährlich 3 000 Reichstaler »ganz artig« lebten.<sup>72</sup>

Ein besitzloser Studiosus musste, statt sich in Kuchengärten, bei Martinsschmäusen und Ausritten zu amüsieren, darauf sinnen, wie er neben dem Collegienbesuch seinen Lebensunterhalt verdienen konnte. Im Jahr 1765 veröffentlichte das »Leipziger Intelligenz-Blatt« folgende Anzeige:

Ein armer Studiosus, welcher zwar schon 1½ Jahr auf einer benachbarten Universität frequentiret, allein wegen darzu gehöriger Mittel, nicht ferner subsistiren kann, bittet und ersuchet wohlhabende und gutthätige Herzen und Gönner sich seiner anzunehmen, und seinem Unvermögen, durch besondere Beneficia, oder aber solche welche er mit Information bei Deroselben Kindern verdienen könnte, indem derselbe nicht allein das Clavier, und Violine, sondern auch die Harfe wohl spielt, zu statten zu kommen. Nähere Nachricht von ihm ertheilet das Intelligenz Comtoir.<sup>73</sup>

70 Detlef Prasch [d. i. Degenhard Pott], *Vertraute Briefe über den politischen und moralischen Zustand von Leipzig*, [Leipzig] 1787, S. 47. Ein ähnliches Bild boten die Studenten der Universität Jena; vgl. Ulrich Rasche, *Zur Frequenz der Universität Jena im ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhundert*, in: Gerhard Müller, Klaus Ries, Paul Ziche (Hrsg.), *Die Universität Jena. Tradition und Innovation um 1800* (Pallas Athene 2), Stuttgart 2001, S. 79–134, hier S. 87.

71 Nothdürftiger Aufwand eines Studirenden in Leipzig, auf ein Jahr [...], *Leipziger Intelligenz-Blatt*, 30. Oktober 1790, S. 387–389. Es folgen Angaben zu Göttingen, Halle und Wittenberg. Der Autor dürfte Friedrich Gottlob Leonhardi (ab 1792 Professor der Ökonomie in Leipzig) sein, der bereits ein Jahr zuvor auf eine Anfrage des Leipziger Intelligenz-Blatts eine Kostenabrechnung für Leipzig veröffentlicht hatte (Anm. 17). Ihm ging es nicht zuletzt darum, zu beweisen, dass Leipzig kein so teures Pflaster war wie behauptet.

72 Christian Felix Weiße an Lorenz Westenrieder, 19. Mai 1781 (Anm. 9).

73 *Leipziger Intelligenz-Blatt*, 23. Februar 1765, S. 59.

Anzeigen wie diese sind immer wieder im »Intelligenz-Blatt« zu finden. Mit der expliziten Bitte um ein Beneficium knüpften die bedürftigen Studenten noch an die überkommene Tradition der Wohltätigkeit an, offerierten aber fast immer Gegenleistungen, meistens den Dienst als Hauslehrer.<sup>74</sup> Häufiger suchten sie mittels Anzeigen nach einem regulären Nebenerwerb, zum Beispiel durch Fremdsprachenunterricht, Übersetzen und Repetieren. Ein Mathematikstudent inserierte 1765 Lektionen in »Rechenkunst, Geometrie, Baukunst und Fortification«,<sup>75</sup> ein Studiosus namens [Johann Christoph] Lenz versuchte sich 1774 als Kommissionsbuchhändler und verkaufte Werke des Naturforschers und Theosophen Emanuel Swedenborg.<sup>76</sup> Andere, so schreibt Moritz Cruciger in seinem Buch »Leipzig im Profil« von 1799, »geigen auf den Dorfschenken zum Tanz auf«, was zur Geringschätzung gegen den Stand der Gelehrten beitrage.<sup>77</sup> Rebmann nennt in seinen »Kreuzzügen durch einen Teil Deutschlands« noch weitere Erwerbstätigkeiten wie Schreiber, Korrektor, Kupferstecher, Gelegenheitsdichter oder »Apostel«, das heißt Aushilfsprediger auf den Dörfern rund um Leipzig.<sup>78</sup> Und immer wieder findet man in der zeitgenössischen Literatur den Hinweis auf das »Schürzenstipendium« bei einer wohlhabenden und zuwendungsbedürftigen Leipzigerin – die Damenwelt von Klein-Paris galt nicht als spröde.

Die Mehrzahl der deutschen Studenten jener Zeit war nicht begütert, aber Leipzig zog, anders als beispielsweise Göttingen,<sup>79</sup> besonders viele Habenichtse an und galt geradezu als *universitas pauperum*, als Universität der Armen, eben weil ihnen die reiche Handels- und Buchstadt vielfältige Möglichkeiten bot, sich durchzuschlagen. Viele hofften darauf, eines der kurfürstlichen oder privaten Studienstipendien zu bekommen, auf deren große Zahl man sich in Leipzig etwas zugute hielt.<sup>80</sup> Zahlreiche Akten in Leipzigs Archiven geben Auskunft über die finanzielle Misere der Bewerber

74 Beispielsweise betätigten sich von den zehn Magister-Kandidaten, die am 1. März 1781 promoviert wurden, vier als Hauslehrer in Leipziger Familien, bei zweien wird der Empfang eines Stipendiums angegeben (Leipziger gelehrtes Tagebuch auf das Jahr 1781, S. 4–12).

75 Leipziger Intelligenz-Blatt, 16. Oktober 1765, S. 405.

76 Ebd., 16. April 1774, S. 131.

77 Cruciger, Leipzig im Profil (Anm. 27), S. 272.

78 Georg Friedrich Rebmann, Kreuzzüge durch einen Teil Deutschlands, hrsg. von Heinz Weise, Leipzig 1990 (zuerst Altona 1795), S. 86–96.

79 Bei der Universitätsgründung rechnete man in Göttingen damit, dass die Studenten über 300 bis 500 Taler jährlich verfügen könnten; arme Studenten fielen zumindest nicht als so allgegenwärtig wie in Leipzig auf. Vgl. Stefan Brüdermann, Göttinger Studenten und akademische Gerichtsbarkeit im 18. Jahrhundert (Göttinger Universitätsschriften A 15), Göttingen 1990, S. 298 f.; Ilse Costas, Die Sozialstruktur der Studenten der Göttinger Universität im 18. Jahrhundert, in: Hans-Georg Herrlitz, Horst Kern (Hrsg.), Anfänge Göttinger Sozialwissenschaft. Methoden, Inhalte und soziale Prozesse im 18. und 19. Jahrhundert (Göttinger Universitätsschriften A 4), Göttingen 1987, S. 127–149.

80 Vgl. Katrin Löffler, Privatstipendien für Leipziger Studenten im 18. Jahrhundert, in: Döring, Universitätsgeschichte als Landesgeschichte (Anm. 14), S. 339–372.

um ein solches Stipendium, die ihrem Antrag häufig ein *testimonium paupertatis*, das sprichwörtliche Armutszeugnis, beifügten. Zu den Stipendien kam das Konvikt hinzu, in dem Studenten an kurfürstlich oder privat gestifteten Tischen für wenig Geld oder gratis zweimal täglich eine warme Mahlzeit einnehmen konnten.<sup>81</sup> Am Ende des 18. Jahrhunderts waren es immerhin etwa 222 Personen, die dort verköstigt wurden; und ab 1769 existierte außerdem der Hohenthal'sche Freitisch, an dem über zwanzig Studenten ein kostenloses Mittagessen erhielten.<sup>82</sup>

Die Stipendien reichten in der Regel nicht zum Lebensunterhalt aus, und so blieben viele Studenten auf einen zusätzlichen Nebenerwerb angewiesen. Am Ende des Jahrhunderts gab es erste Anzeichen dafür, dass eine finanzielle Hilfe nicht mehr nur als milde Gabe dem Bedürftigen überreicht, sondern an eine Leistung gebunden wurde. Ein alter Wohltäter schrieb 1792 im »Leipziger Intelligenz-Blatt« einen Preis von dreißig Talern für die beste Bearbeitung eines Themas aus, das im Intelligenz-Comtoir zu erfragen war. Die beiden nächstplazierten Teilnehmer sollten jeweils zehn Taler, der vierte und fünfte Gewinner kleine Gedenkmünzen erhalten. Der Stifter des Preises wollte »arme allhier Studirende« unterstützen, dabei jedoch »auch das möglichst beste zu stiften« suchen.<sup>83</sup> Damit deutet sich ein Motivationswandel in der Praxis wohltätigen Handelns an: Leistungsanreiz statt Mildtätigkeit, Orientierung am Gemeinwohl statt Almosenvergabe mit primär religiös-karitativer Begründung in der Tradition der piae causae, der »milden Sachen«, zu denen seit dem Mittelalter die Unterstützung von Schülern und Studenten gehörte.

In der Regel blieben die Studenten unter ihresgleichen, vor allem die adligen.<sup>84</sup> Zugang zu angesehenen bürgerlichen Familien erhielten nur die wohlhabenden wie

81 Vgl. Alrun Tauché, Das Konvikt an der Universität Leipzig – Profil, soziale und wirtschaftliche Bedeutung, in: Döring, Universitätsgeschichte als Landesgeschichte (Anm. 14), S. 239–259.

82 In den von Karl Wilhelm Justi und Friedrich Samuel Mursinna herausgegebenen »Annalen der deutschen Universitäten« (Marburg 1798) wird die Zahl mit 26 angegeben. Die Herausgeber vermerken die große Unterstützung für arme Studierende und vermuten, dass »vielleicht auf keiner Universität so viele Benefizien angetroffen werden« (S. 422).

83 Leipziger Intelligenz-Blatt, 9. Juni 1792, S. 200.

84 Am Beispiel zweier sächsischer Adelsfamilien (von Carlowitz und von Friesen) hat Josef Matzerath ermittelt, dass die Hälfte der Söhne zwischen 1763 und 1805 eine Universität besuchte, nicht zuletzt deshalb, weil für eine Karriere in kursächsischen Diensten das Jurastudium im 18. Jahrhundert unverzichtbar geworden war. Den Studienalltag bzw. das Standesbewusstsein eines studierenden Adligen rekonstruiert er anhand des Tagebuchs von Carl Robert von Welck, der von 1816 bis 1820 in Leipzig studierte. Dieser bewegte sich vorzugsweise in Gesellschaft anderer adeliger Studenten und besaß in geringem Umfang auch Kontakte zu reichen bürgerlichen Familien wie den Freges. Ähnliches lässt sich für das 18. Jahrhundert annehmen. Vgl.: Josef Matzerath, Was bildet den Adel? Gruppentypische Ausbildungswägen und Bindegkräfte, in: Ivo Cerman, Luboš Velek (Hrsg.), Adelige Ausbildung. Die Herausforderung der Aufklärung und die Folgen (Studien zum mitteleuropäischen Adel 1), München 2006, S. 83–93. Zu den adligen Studenten vgl. auch Erler, Die jüngere Matrikel (Anm. 31), S. X.

Goethe oder musisch begabte wie Johann Friedrich Neefe. Johann Christian Müller verbrachte seine Freizeit mit einigen wenigen Kommilitonen, die meistens wie er aus Schwedisch-Pommern stammten. Auch wenn das keine Landsmannschaft im engeren Sinn war,<sup>85</sup> so fanden sich doch oft Studenten zusammen, die sich durch ihre Herkunft verbunden fühlten. Einen besonders engen Zusammenhalt scheinen die armen Bewohner des Paulinum entwickelt zu haben, jedenfalls berichtet das Rebmann. Nirgendwo sonst treffe man so tiefes Elend und zugleich so frohe Laune an, schreibt er. »Nachbarschaft, gemeinschaftliches Elend und – meist auch – gemeinschaftliches Studium stifteten unter ihnen die engste Verbindung.«<sup>86</sup>

Praschs Behauptung, in Leipzig seien die Grenzen zwischen den Studentenklassen besonders scharf gezogen und statt der andernorts üblicher Eintracht herrsche »Entfernung und Kaltsinn«,<sup>87</sup> weckt Skepsis. In Leipzig hatte wohl genauso wie in Jena und Göttingen der Sohn eines Adligen oder wohlhabenden Patriziers wenig mit einem Hungerleider gemein, der sich seinen Lebensunterhalt mühsam selbst verdienen musste.

### Die Annehmlichkeiten von Klein-Paris

Langeweile war in Leipzig nicht das Problem der Studenten. Die Stadt bot mit ihren öffentlichen und privaten Bibliotheken, Kunst- und Naturaliensammlungen, Gärten, Promenaden, Konzerten, dem Theater, den gelehrten und geselligen Sozietäten und der häufigen Anwesenheit des Dresdner Hofs ausreichend Unterhaltung, Abwechslung und vielfältige kulturelle und wissenschaftliche Anregungen. Die zahlreichen ortsansässigen Verleger und die Messe machten es so einfach wie nirgendwo sonst, sich mit der neuesten Literatur zu versorgen.

In Stadtbeschreibungen, Reiseliteratur und autobiographischen Texten wird deutlich, wie wichtig das Theater im 18. Jahrhundert für Studenten war. Häufig erlebten sie überhaupt zum ersten Mal eine ernst zu nehmende Theateraufführung. Gustav Friedrich Dinter erzählt, er habe in seinem Vaterstädtchen Borna »nie etwas auch

85 Bruchmüller schreibt, dass studentische Korporationen in Leipzig während des ganzen Jahrhunderts nur als ephemer und rasch wieder verschwindende Erscheinung auftraten. Das betrifft sowohl die Landsmannschaften als auch die studentischen Orden, für die es nur wenige Zeugnisse gibt (Bruchmüller, *Der Leipziger Student* [Anm. 21], S. 103–109). Carl Christian Carus Gretschel macht hingegen in seiner Darstellung der Universitätsgeschichte den »Nationalismus« für den Studententumult von 1713 und andere »Excesse« auch noch während des 18. Jahrhunderts verantwortlich (Carl Christian Carus Gretschel, *Die Universität Leipzig in der Vergangenheit und Gegenwart*, Dresden 1830, S. 274–276).

86 Rebmann, *Kreuzzüge* (Anm. 78), S. 78.

87 Prasch, *Vertraute Briefe* (Anm. 70), S. 45.

nur Erträgliches von Schauspiel gesehen«.<sup>88</sup> Ein armer Student wie Johann Gottfried Seume gab vier seiner monatlichen fünf Taler für den Theaterbesuch aus, Gotthold Ephraim Lessing und Christian Felix Weiße übersetzten in den 1740er Jahren für die Neuberin Stücke aus dem Englischen und Französischen, um sich den Eintritt zu verdienen. Von Detlef Prasch erfahren wir, dass Studenten selbst Theater spielten und geschlossene Bälle veranstalteten.<sup>89</sup> So mancher Leipziger Student begnügte sich nicht mit dem Zuschauerdasein, sondern griff selbst zur Feder. Christian Reuter verspottete mit seinen Frau-Schlampampe-Komödien an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert seine Zimmerwirtin und handelte sich damit Karzerstrafen und Relegation ein. Dramenautoren wurden während des Studiums oder bald danach auch Christian Friedrich Henrici alias Picander, Lessing, Weiße, Goethe und etliche Studenten aus dem Umkreis von Gottsched und Gellert, unter denen Johann Elias Schlegel herausragt. Viele sind heute weitgehend vergessen, darunter Johann Friedrich Jünger, der Jura studierte und ab 1780 Romane und Lustspiele verfasste.

Das Leipziger Musikleben profitierte in erheblichem Maße von den Studenten. Die Beherrschung von Instrumenten war weitverbreitet, und das auch unter den Ärmern von ihnen. Viele Anzeigen des »Leipziger Intelligenz-Blattes« von Studierenden oder Universitätsabgängern, die einen Nebenerwerb oder eine Stellung suchten, erwähnen derartige Fertigkeiten. Rebmann berichtet vom Paulinum, wo die ärmsten der Leipziger Musensöhne logierten, man höre abends aus den Kämmerchen »bald Flöte, bald Klarinette, bald Geige«.<sup>90</sup> Studenten gestalteten an Festtagen und während der Meßzeiten die Kirchenmusik in der Paulinerkirche,<sup>91</sup> Studenten musizierten in *Collegia musica*, die von namhaften Musikern wie Georg Philipp Telemann und Johann Sebastian Bach geleitet wurden, Studenten führten Huldigungs-, Nacht- und Trauermusiken für die kurfürstliche Familie oder Professoren auf, Studenten betätigten sich als Orchestermusiker und Chorsänger und gaben bei besonderer Begabung wie im Fall von Johann Friedrich Reichardt solistische Konzerte.<sup>92</sup> Im späten 18. Jahrhundert existierte das sogenannte Dilettantenkonzert, das von Studierenden und Kaufleuten immer montags im Thomäischen Haus (vorher Apelsches Haus) veranstaltet wurde.

88 Als Studiosus in Pleiß-Athen (Anm. 6), S. 302.

89 Prasch, Vertraute Briefe (Anm. 70), S. 174 bzw. 177.

90 Rebmann, Kreuzzüge (Anm. 78), S. 80.

91 Johann Christian Crell schreibt in seiner Stadtbeschreibung: »Die incomparable von denen Herren Studiosis unter eines grossen Virtuosi Direction in dieser Academischen Kirche sich an Fest-Tagen und in Meßzeiten hören lassende Kirchen-Music, verursachet auch bey denen aus weit entlegenen Landen herkommenden Maitres eine Verwunderung.« (Johann Christian Crell, Das in gantz Europa berühmte, galante und sehens-würdige Königliche Leipzig in Sachsen [...], Leipzig 1725, S. 48).

92 Als Studiosus in Pleiß-Athen (Anm. 6), S. 268. Vgl. zu diesem Thema die noch immer umfassendste Darstellung von Arnold Schering, Musikgeschichte Leipzigs, Band 2: Von 1650 bis 1723, Leipzig 1926; Band 3: Von 1723 bis 1800, Leipzig 1941.

Da jedes Mitglied zehn Eintrittskarten im Freundeskreis verteilen durfte, versammelte sich eine ansehnliche Zuhörerschaft von zwei- bis dreihundert Personen.<sup>93</sup>

Studenten gestalteten das Musikleben aber nicht nur mit, sie empfingen in der Pleißestadt auch entscheidende Anregungen. Nicht wenige sagten der Jurisprudenz oder Theologie Valet und schlugen eine musikalische Laufbahn ein. Prominente Beispiele aus dem frühen 18. Jahrhundert sind Georg Philipp Telemann und Johann Christoph Graupner; letzterer begann 1703 ein Jurastudium und wurde 1711 Hofkapellmeister in Darmstadt.<sup>94</sup> Ein weiterer renommierter Komponist, der Anhalt-Zerbster Kapellmeister Johann Friedrich Fasch, studierte Theologie, dann die Rechte in Leipzig und gründete während seiner Universitätsjahre 1708 wie zuvor schon Telemann ein *Collegium musicum*.<sup>95</sup> Nach dem Siebenjährigen Krieg war Johann Adam Hiller die prägende Persönlichkeit des Musiklebens der Stadt. An seinen bildenden Einfluss und seine Fürsorglichkeit erinnern sich musikalisch begabte Studenten wie Johann Friedrich Reichardt und Christian Gottlob Neefe dankbar in ihren autobiographischen Aufzeichnungen.

Ob und wie Studenten am bürgerlichen Kulturleben partizipierten, wie sie ihre Freizeit verbrachten, hing maßgeblich von ihren finanziellen Ressourcen ab. Die wohlhabenden unter ihnen konnten sich Kutschfahrten, Schlittenpartien, Kaffeehausbesuche, Eintrittskarten für das Theater und Bildungsreisen leisten. Johann Christian Müller überliefert ein anschauliches Bild davon, was er nach dem Besuch der Vorlesungen unternahm. War schönes Wetter, so schildert er, spazierte er nach Tisch mit seinen Freunden die Promenade entlang, wo »es insgemein voll von Leuten alles Standes, von Vornehmen und Geringen« war.<sup>96</sup> Oft erlagen er und seine Freunde der Versuchung, in eine der vielen am Grimmaischen Tor wartenden Kutschen zu steigen und eine Ausfahrt zu unternehmen. Bei schlechtem Wetter ließen sie sich im »Puffendorffschen Caffe-Hause« den Kaffee servieren und spielten einige Partien Billard.<sup>97</sup> Oder man traf sich auf der Stube, aß und trank, diskutierte, spielte Karten und musizierte gemeinsam.

Auch ihre körperliche Geschicklichkeit konnten die Studenten üben, zum Beispiel beim Ballspiel. Im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts erwähnt das Adressbuch einen Ballmeister; später scheint es das Ballhaus in der Petersstraße<sup>98</sup> nicht mehr gegeben

93 Heun, *Vertraute Briefe* (Anm. 22), Zweyter Theil, S. 168.

94 Allein was die weltliche Musikerlaufbahn betrifft, so haben zwischen 1650 und 1720 fast zwei Dutzend deutsche Hofkapellmeister in Leipzig studiert; vgl. Arnold Schering, *Musikgeschichte Leipzigs*, Band 2 (Anm. 92), S. 331–334.

95 Musik in Geschichte und Gegenwart. Personenteil, Band 6, Kassel 2001, Sp. 760.

96 Müller, *Meines Lebens Vorfälle* (Anm. 1), S. 204.

97 Ebd., S. 203.

98 Crell gibt an, das Ballhaus sei 1692 in der Petersstraße errichtet worden, nachdem das alte in der Reichsstraße zu klein geworden sei (Crell, Leipzig [Anm. 91], S. 26).

zu haben. Kurfürst August der Starke höchstpersönlich setzte sich für den Bau eines soliden Reithauses ein, das 1717 im Ranstädter Zwinger errichtet, im darauffolgenden Jahr eröffnet wurde und Leipzig für adelige Studenten attraktiver machen sollte.<sup>99</sup> Tanz-, Fecht- und Reitlehrer boten Unterricht an. Das Ausreiten gehörte zu den besonders beliebten studentischen Vergnügen. Um 1760 sehnte sich der Theologiestudent Carl Friedrich Bahrdt nach einem Reitpferd: »Ich seufzte heimlich, wenn ich die Studenten so flink durch die Straßen reiten, und so munter wie ihre Rosse in die weite Welt fliegen sahe. O daß auch du, war mein Gedanke, einmal so in die weite Welt auswandern könntest!«<sup>100</sup> Die Tagesmiete für ein Pferd betrug zu dieser Zeit zwölf Groschen, von seinem Vater erhielt er aber nur zwei Groschen Taschengeld wöchentlich.

Über die Lebensführung adliger Studenten wissen wir mangels autobiographischer Zeugnisse kaum etwas Konkretes. Leipzig genoss zwar nicht den Ruf einer Adelsuniversität wie Göttingen, aber auch hier studierten immer wieder junge Herren von Stande. Das »Leipziger gelehrte Tagebuch« vermeldete für den Dezember 1781 zwölf studierende Prinzen und Grafen.<sup>101</sup> Christian Felix Weiße machte 1781 dem Münchner Historiker Lorenz Westenrieder Leipzig als Studienort für junge katholische Adlige schmackhaft. Er hob Handel und Messe hervor, die Fremde aus aller Welt herbeiführten, ebenso den Buchhandel, der eine rasche Beschaffung aller Neuerscheinungen garantierte, die Kunstakademie unter Leitung Oesers, die Gemälde sammlungen und die nahe gelegenen Höfe von Dresden, Weimar, Gotha oder Dessau, die ein junger Kavalier schnell erreichen könne. Er fuhr fort: »Jahr aus Jahr ein, sind hier sehr gute Konzerte, und selbst einen Theil des Jahres die Dresdner Schauspielgesellschaft des Hofes hier, da auf den meisten andern Universitäten alle solche Dinge verbannt sind; so daß ein junger Kavalier, indem er alle Vortheile einer gelehrten Erziehung genießt, er zugleich nicht von den gesellschaftlichen Freuden des Lebens ganz entfernt wird, und sich zugleich für Hof und Welt bilden kann.« Bei gesittetem Betragen stünde jungen Standespersonen der Zutritt zu angesehenen Häusern offen, und in jeder Art von Leibesübungen und Tonkünsten könne man den besten Unterricht haben.<sup>102</sup> Als entscheidenden Vorteil für junge Kavaliere betonte Weiße die »gemischte Lebensart«, da Leipzig eben nicht nur Universitätsstadt wie Göttingen, Jena oder Halle sei, wo man auf die gelehrte, nicht aber auch »artige« Erziehung achte. Ähnlich äußerte sich Carl Heun in seinem Ratgeberbuch: Für Söhne vornehmer Eltern seien die Leipziger »großen Gesellschaften und Assambleen wahre Schulen der Delicatesse«, und

99 Anton Weitz, *Verbessertes Leipzig, oder Die vornehmsten Dinge, so von Anno 1698. an biß hieher bey der Stadt Leipzig verbessert worden [...]*, Leipzig 1728, S. 65 f.

100 Als Studiosus in Pleiß-Athen (Anm. 6), S. 115.

101 Leipziger gelehrtes Tagebuch auf das Jahr 1781, S. 89.

102 Christian Felix Weiße an Lorenz Westenrieder, 19. Mai 1781 (Anm. 9).

die Bekanntschaften mit den ersten Häusern der Stadt hielten die Studierenden von Liederlichkeiten und Ausschweifungen ab.<sup>103</sup>

Weisse skizziert das, was Leipzig vor anderen deutschen Studienorten auszeichnete: eine ausgesprochen reichhaltige und anregende urbane bürgerliche Kultur. Auf diesem Hintergrund ist auch zu sehen, dass die Leipziger Studenten das ganze 18. Jahrhundert hindurch als gesittet und von feinerem Benehmen als an anderen Universitätsorten galten. In einer Stadtbeschreibung von 1784 heißt es gar, die Studenten seien »ihrer guten Sitten wegen durchgehend beliebt« und frei von jenem »Barbarismus«, der noch so schwer auf den benachbarten Universitäten liege. Renommisten von anderen Universitäten kämen in Leipzig nicht auf, sondern würden als »öffentliche Narren ausgepfiffen«, und auch Duelle seien hier selten.<sup>104</sup> Was die guten Sitten betraf, so waren manche Zeitgenossen durchaus gegenteiliger Meinung. Prasch beispielsweise lässt den Ruf der »Artigkeit« nur sehr eingeschränkt gelten. Er habe einige Vorlesungen besucht und sei wie ein »Orang Utang« begafft worden; im Schauspielhause hätten die artigen Leipziger Studenten mit »Pfeifen, Pochen und Ruhe rufen« großen Lärm veranstaltet, und er habe gesehen, dass wohlgekleidete Leute jedem Frauenzimmer mit »einer bootsknechtsmäßigen Insulenz ins Gesicht« guckten oder auf der Promenade laute Bemerkungen über die Vorübergehenden machten, die weder Beweise von Witz noch Lebensart waren.<sup>105</sup>

Lieferte die Stadtbeschreibung ein idealisiertes Bild der Verhältnisse, so spitzte Prasch satirisch zu. Mit Sicherheit waren nicht alle Leipziger Studenten wirklich »artig«. Dieser Begriff besaß damals eine andere Bedeutung als heute und bezeichnete Wohlanständigkeit, ungezwungene Aufführung und die Fähigkeit zur angenehmen Konversation; auch die ästhetisch ansprechende äußere Erscheinung gehörte dazu. »Artigkeit« als Bündel soziabel machender Fähigkeiten erwarb sich kaum, wer aus einer ärmlichen Handwerkerfamilie stammte. Johann Jacob Reiske beispielsweise, Sohn eines Gerbers und als Schüler der Franckeschen Anstalten in Halle sicher nicht zur Weltgewandtheit erzogen, zog sich während seiner von Bedürftigkeit geprägten Universitätsjahre in seine Studierstube zurück und blieb zeitlebens gesellschaftsscheu. Ganz anders reagierte bekanntlich der Kamenzer Pfarrerssohn Gotthold Ephraim Lessing auf die Leipziger Verhältnisse. Er schrieb im Januar 1749 an seine Mutter, ihm seien in Leipzig, einem Ort, wo man die Welt im kleinen sehen könne, die Augen aufgegangen: Er habe seine bäuerische Schüchternheit, seinen verwilderten Körper und seine gänzliche Unwissenheit in Sitten und Umgang bemerkt. Deswegen habe

103 Carl Heun, *Vertraute Briefe* (Anm. 22), Zweyter Theil, S. 171.

104 Johann Gottlob Schulz, *Beschreibung der Stadt Leipzig*, Leipzig 1784, S. 242 f.

105 Prasch, *Vertraute Briefe* (Anm. 70), S. 47 f.

er die Bücher für eine Zeitlang beiseite gelegt, habe tanzen, fechten und voltigieren gelernt und dann Gesellschaft gesucht, um »nun auch leben zu lernen«.<sup>106</sup>

Bei aller gebotenen Vorsicht gegenüber Stereotypen kann man doch für das 18. Jahrhundert von Differenzen zwischen den dominierenden studentischen Lebenskulturen ausgehen, die von Faktoren wie Frequenz, Größe der Stadt, wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Verhältnissen abhingen. Leipzig war Handels- und Messestadt von europäischem Rang, und seine Alma mater gehörte neben Halle, Jena und Göttingen das ganze Jahrhundert hindurch zu den frequenzstärksten deutschen Universitäten. Hamburg als vergleichbare bedeutende Handelsstadt, die größer als Leipzig war, besaß zwar mit dem Johanneum und dem Akademischen Gymnasium zwei höhere Schulen, aber keine Universität. Ähnlich sah es in Frankfurt am Main aus, dort gab es nur die 1520 gegründete Lateinschule.<sup>107</sup> Handelsstädte wie Rostock und Greifswald hatten nach dem Dreißigjährigen Krieg viel von ihrer früheren Bedeutung eingebüßt, und das bekamen auch die ehrwürdigen Universitäten zu spüren. Rostock stieg von einer angesehenen Hochschule im norddeutschen Raum zu einer kleinen Landesuniversität für das mecklenburgische Territorium ab,<sup>108</sup> und das unter schwedischer Herrschaft stehende Greifswald gehörte mit 40 bis 60 Immatrikulationen pro Jahr zu den frequenzschwächsten Universitäten im Reich.<sup>109</sup> Die Konkurrenz durch Neugründungen wie Halle (1694) und Göttingen (1734), die primär auf die Erfordernisse des Staates ausgerichtet waren und der juristischen Fakultät den Vorrang vor der theologischen einräumten, glich Leipzig durch seine Tradition und seine urbanen Qualitäten aus. Göttingen war durch den Dreißigjährigen Krieg erheblich geschwächt worden, erholte sich wirtschaftlich zu Beginn des 18. Jahrhunderts und verdankte seinen Bedeutungszuwachs vor allem der 1734 gegründeten Universität. Die Einwohnerzahl wird am Ende des Jahrhunderts mit 10 000 angegeben.<sup>110</sup> Da die Stadt selbst wenig Vergnügungsmöglichkeiten bot, nahmen um die Jahrhundertmitte die studen-

106 Gotthold Ephraim Lessing, Werke und Briefe. Briefe von und an Lessing, Band II/1, hrsg. von Helmut Kiesel, Frankfurt 1987, S. 15 f.

107 Vgl. Otto Liermann, Das Schul- und Bildungswesen in Frankfurt am Main, in: Heinrich Voelcker (Hrsg.), Die Stadt Goethes. Frankfurt am Main im XVIII. Jahrhundert, Frankfurt 1932 (Neudruck: Frankfurt 1982), S. 149–172.

108 Matthias Asche, Von der reichen hansischen Bürgeruniversität zur armen mecklenburgischen Landeshochschule. Das regionale und soziale Besucherprofil der Universitäten Rostock und Bützow in der Frühen Neuzeit (1500–1800) (Contubernium 52), Stuttgart 2000, S. 67.

109 Matthias Asche, Zu den Funktionen der Universität Greifswald von ihrer Gründung bis zum Ende der schwedischen Herrschaft – eine Überprüfung von historiographischen Attributen, in: Dirk Alvermann, Nils Jörn, Jens E. Olesen (Hrsg.), Die Universität Greifswald in der Bildungslandschaft des Ostseeraums (Nordische Geschichte 5), Berlin 2007, S. 29–68, hier S. 30. Greifswald zählte im Jahr 1780 rund 4 600 Einwohner; vgl. Hans Schröder, Zur politischen Geschichte der Ernst Moritz Arndt Universität Greifswald, in: Festschrift zur 500-Jahrfeier der Universität Greifswald 17. 10. 1956, Band 1 [1956], S. 53–155, hier S. 72.

110 Annalen der deutschen Universitäten (Anm. 82), S. 181.

tischen Ausflüge in die umliegenden Dörfer exzessiven Charakter an.<sup>111</sup> Die Jenaer Studenten galten als fleißig, was Rebmann nüchtern darauf zurückführte, dass »sich in der Stadt selbst weniger Gelegenheit zu Zerstreuungen findet, als anderswo, und die auswärtigen Vergnügungen allzu kostbar sind, um sie oft genießen zu können«.<sup>112</sup> Wer beispielsweise eine Opernaufführung besuchen wollte, musste sich auf den Weg nach Weimar machen.

### Moralische Fallstricke

Nicht umsonst wurde Johann Christian Müller beim Abschied vom Vater eindringlich ermahnt, Gottes Gebote zu achten und seinem Gewissen zu folgen. Die jungen Leute waren in der Fremde unbekannten, für die Eltern nicht kontrollierbaren Verlockungen ausgesetzt. Eines der Gebet- und Andachtsbücher, die es speziell für Studenten gab, warnte vor den Eris- und Eros-Brüdern und den Bacchus-Anbetern.<sup>113</sup> Drei wesentliche Gefahrenbereiche lassen sich bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in der Ratgeberliteratur wie auch in satirischen Schriften ausmachen: das Duellwesen, die Verschuldung und der intime Umgang mit Frauen, bei dem die Gefahr einer venierischen Erkrankung groß war. Carl Heun gibt in seinem 1792 erschienenen Ratgeberbuch Empfehlungen, wie Studenten ihre ökonomischen Verhältnisse einrichten, unsinnigen Duellforderungen entgehen und mit dem anderen Geschlecht umgehen sollten. Als die »gefährlichsten Geschöpfe« betrachtete er die Aufwärterinnen, da der Student des öfteren Gelegenheit habe, mit ihnen allein auf der Stube zu sein, und da wirke bereits »ein verschobenes Busentuch des mittelmäßigsten Geschöpfs dieser Gattung« aufreizend.<sup>114</sup>

In den Studententypologien, die im ganzen 18. Jahrhundert kursierten, galten die Leipziger vor allem als Eros-Brüder, als galante Schürzenjäger. Literarische Werke trugen dazu bei, dieses Bild zu tradieren, Friedrich Wilhelm Zachariä beispielsweise mit seinem komischen Versepos »Der Renommist« (1744), in dem ein relegierter Jenaer Student mit dem sprechenden Namen Raufbold kläglich daran scheitert, sich den feinen französischen Sitten der Klein-Pariser Musensöhne anzupassen, und im Kampf um die Gunst der schönen Selinde dem Stutzer Sylvan – im Duell übrigens! – unterliegt. Der Leipziger Student als Petitmaitre, der sich nach der neuesten französischen Mode kleidet und der Venus huldigt – das war natürlich ein liebevoll gepflegtes Klischee, dem schon die vielen Habenichtse nicht entsprachen. Johann Christian Müller

111 Vgl. Brüdermann, Göttinger Studenten (Anm. 79), S. 392–399.

112 Rebmann, Briefe über Jena (Anm. 28), S. 88 f.

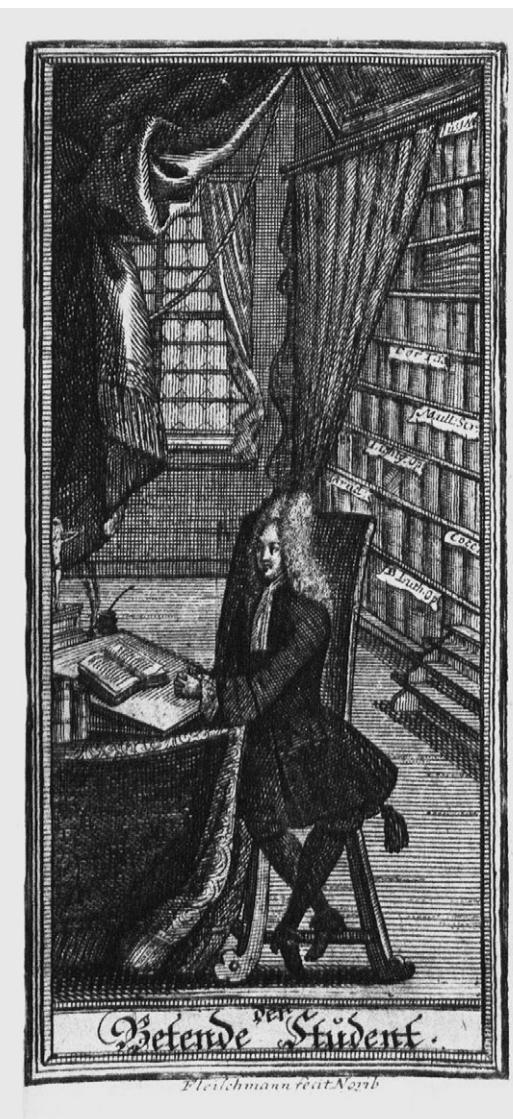
113 Joachim Feller, *Der Andächtige Student [...]*, Leipzig 1701, o. S.

114 Heun, *Vertraute Briefe* (Anm. 22), Erster Theil, S. 87.

Dieser Kupferstich aus einem kleinen Gebetbuch von 1720 im Westentaschenformat zeigt den Studenten, wie man ihn sich gewünscht hat: gesittet, fleißig studierend und sein Tun unter Gottes Segen stellend. Das Bücherregal im Hintergrund enthält theologische Literatur. Herausgeber Erdmann Uhse (1677–1730) war Rektor des Gymnasiums in Merseburg und publizierte historische und rhetorische Schriften; er hatte ab 1695 in Leipzig studiert.

Das Exemplar seines Gebetbuchs, das sich im Besitz der Universitätsbibliothek Leipzig befindet und dem dieser Kupferstich entstammt, besaß zumindest einen wirklich frommen Nutzer: Es enthält auf den letzten unbedruckten Seiten einige handschriftlich eingetragene Gebete.

[Erdmann Uhse:] Der betende Student, wie selbiger in allem Anliegen und zu allen Zeiten mit Geistreichen Gebethen seinem Gott dienet, nebst einem Gesang-Buch der besten Lateinisch und Teutschen Lieder [...]. Leipzig: Jacob Schuster 1720



aber bekam mit einem Vertreter dieser Species zu tun. Er hatte einen Mitbewohner zu sich genommen, nicht des Geldes wegen, sondern als prophylaktisches Mittel gegen die Melancholie. Diese Wohngemeinschaft funktionierte indes nicht lange, denn Müller ärgerte sich bald über seinen Kommilitonen, der sich morgens zwischen sieben und acht vom Perückenmacher frisieren ließ und dann noch eine halbe Stunde vor dem Spiegel drehte, sodass Müllers beste Arbeitszeit dahinging. Auch am Nachmittag

kam er nicht mehr recht zum Studieren, denn der andere versammelte gern fröhliche Studentenrunden im gemeinsamen Zimmer, lebte »als ein Hanß ohne Sorgen«,<sup>115</sup> besuchte kaum noch seine Collegien und verfiel schließlich in eine »ausschweifende Lebensart«. Er blieb, wie Müller schreibt, »gantz Tage und Nächte aus, ja er lag 8 Tage und länger auf den Dörfern bei den Huren«.<sup>116</sup>

Als Eris-Brüder, die der Göttin der Zwietracht und des Streites huldigten, mit anderen Worten: Raufbolde waren, galten vor allem die Studenten von Jena und Wittenberg. Aber auch in Leipzig kam es während des gesamten 18. Jahrhunderts immer wieder zu Tumulten. Der erste spielte sich im Juni 1702 zwischen Studenten und Stadtsoldaten ab, dabei verlor ein Student aus Dresden sein Leben, und mehrere Soldaten wurden verwundet. Aus dem Jahr 1713 ist der nächste größere Tumult überliefert, der sich am kurfürstlichen Verbot, des Nachts auf der Straße Schlafrock und Schlafmütze zu tragen, entzündete; und 1726 sorgte erneut der Schlafrock für Unruhe. Am bekanntesten ist der sogenannte »Mesenkrieg« zwischen Studenten und Stadtsoldaten (Mesen) von 1768, den Goethe in »Dichtung und Wahrheit« erwähnt.<sup>117</sup> Auslöser waren der Torgroschen, der nach Schließung der Tore zu zahlen war, und die Beschneidung gewohnter studentischer Rechte wie das öffentliche Vivat-Rufen. Und auch im späten 18. Jahrhundert entwickelten sich noch echte Tumulte. Im Sommer 1787 demolierten Studenten das Herrenhaus des Ritterguts Schönefeld, da es zwischen dessen Besitzer und dem studentischen Mieter einer Sommerwohnung zum Konflikt gekommen war,<sup>118</sup> und 1791 warfen Studenten, die sich über die Inhaftierung von drei Kommilitonen empörten, dem Bürgermeister und dem Universitätssyndicus die Fensterscheiben ein. Den Anlass gab – nicht zum ersten Mal – der Torgroschen. Für Besorgnis sorgte allerdings angesichts der Zeitläufte das revolutionäre Vokabular eines Zettels, den die Studenten am Schwarzen Brett angeschlagen hatten, indem sie zu Einigkeit, Freiheitsliebe und Hass gegen jede »Unterjochung« aufriefen.<sup>119</sup>

<sup>115</sup> Ebd., S. 223.

<sup>116</sup> Ebd., S. 228.

<sup>117</sup> Eine kurfürstliche Kommission untersuchte die Vorfälle, und insgesamt siebzig Studenten wurden festgesetzt. Allerdings kamen die elf Studenten, die schließlich zu Gefängnisstrafen von ein bis drei Monaten verurteilt wurden, bald wieder auf freien Fuß. Vgl. Georg Witkowski, Der Leipziger Studentenaufstand von 1768, in: Leipziger Kalender 1905, S. 109–118. Vgl. auch Bruchmüller, Der Leipziger Student (Anm. 21), S. 98–103.

<sup>118</sup> Einige Studenten landeten im Karzer, die Landesregierung forderte eine Untersuchung, gegen die Rädelsträger wurden Gefängnisstrafen und Relegationen verhängt. Vgl. Richard Walter Franke, Leipziger Studentenunruhen in Schönefeld 1787, in: Leipziger Jahrbuch 1940, S. 79–84.

<sup>119</sup> Albrecht Philipp, Bericht über den Studententumult zu Leipzig im Jahre 1791, in: Leipziger Kalender 1909, S. 203–207.

Duelle fanden ebenfalls immer wieder statt, wenn auch offensichtlich mit fallender Tendenz.<sup>120</sup> Im späten 18. Jahrhundert scheint die Zahl wie andernorts auch deutlich zurückgegangen zu sein. Dinter erzählt aus seiner Studienzeit um 1780, Duele seien eine Seltenheit gewesen, er habe »nicht nur nie ein Duell gehabt, sondern nicht einmal eins mit angesehn«,<sup>121</sup> und auch Johann Gottlob Schulz vermerkt in seiner Stadtbeschreibung von 1784, dass Duele selten seien.<sup>122</sup> In Leipzig wie in anderen Universitätsstädten verboten Mandate wiederholt alle Duele und Tumulte.<sup>123</sup> Wie streng derartige Vorkommnisse dann tatsächlich geahndet wurden, stand auf einem anderen Blatt. Die Dunkelziffer lag sicher wesentlich höher als die Zahl der bekannt gewordenen Delikte. Ein wirksames Instrument der sozialen Disziplinierung waren die Stipendien, deren Vergabe an Wohlverhalten gebunden war.<sup>124</sup>

Wenn auch die Artigkeit der Leipziger Studenten divergierenden Beurteilungen unterlag, so kommen doch die zeitgenössischen Berichte darin überein, dass ihr Auftreten im Vergleich zu anderen Universitäten weniger grob und renommistisch war, Duele und Tumulte merklich seltener stattfanden. Die Verhältnisse, die in der reichen Handelsstadt eben anders lagen als in kleinen, durch die Universität dominierten Orten, führten offensichtlich zur partiellen Vorwegnahme einer in den letzten drei Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts stattfindenden Entwicklung, die in der Forschung als Gesittungs- und Zivilisierungsbestrebung beschrieben worden ist. Die Untersuchung von Statuten studentischer Orden und Landsmannschaften hat gezeigt, dass sich die Studierenden nach 1750 selbst Regeln gaben, die auf den bürgerlichen Wertekanon rekurrierten und auf Integration in die entstehende bürgerliche Gesellschaft abzielten. Dazu gehörten die Einbindung der Affektivität in eine langfristige Lebensplanung, die Zurückdrängung des Duellwesens sowie die Aufwertung von Bildung und Arbeitsethos, wobei selbstverständlich von Diskrepanzen zwischen Ideal und Wirklichkeit auszugehen ist.<sup>125</sup> Die Möglichkeit, in Leipzig der beruflichen Zukunft förder-

120 Richard Walter Franke, Zur Geschichte des Zweikampfes und Duellwesens an der Universität Leipzig, in: *Schriften des Vereins für die Geschichte Leipzigs* 19 (1936), S. 34–46.

121 Als Studiosus in Pleiß-Athen (Anm. 6), S. 291.

122 Schulz, Beschreibung (Anm. 104), S. 243.

123 Im sächsischen »Mandat wieder die Selbst-Rache, Injurien, Friedens-Störungen und Duele« aus dem Jahr 1712 steht auf das tatsächlich ausgeführte Duell die Todesstrafe; weniger schwerwiegende Auseinandersetzungen sollen mit Gefängnisstrafen geahndet werden, die bei Studenten »in Ansehung ihrer Jugend« auf die Hälfte herabgesetzt sind (§ 58). Sekundanten und Helfer sind ebenfalls zu bestrafen (§ 47), auch Zuschauer (§ 49). Abgedruckt in: [Zedler] *Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste [...]*, Band 33, Sp. 337–345.

124 Löffler, Privatstipendien (Anm. 80), S. 360 f.

125 Vgl. Wolfgang Hardtwig, Die Lebensführungsart der jugendlichen Bildungsschicht 1750–1819, in: Helmut Asmus (Hrsg.), *Studentische Burschenschaften und bürgerliche Umwälzung. Zum 175. Jahrestag des Wartburgfestes*, Berlin 1992, S. 36–53; ders., *Zivilisierung und Politisierung. Die studentische Reformbewegung 1750–1818*, in: Wolfgang Hardtwig, *Nationalismus und Bürgerkultur in Deutschland 1500–1914. Ausgewählte Aufsätze*, Göttingen 1994, S. 79–107.

liche Beziehungen herzustellen, der Wunsch nach Teilhabe an Geselligkeit und Kultur der städtischen Oberschicht oder auch die Notwendigkeit, sich den Lebensunterhalt in einem Leipziger Haus zu verdienen, führten offenkundig früher als andernorts zu einer sozial akzeptierten Verhaltenskonditionierung und Selbstdisziplinierung, wie sie verstärkt ab 1770 programmaticisch formuliert wurde.

Eine große Herausforderung für die in die akademische Freiheit entlassenen Jünglinge war, dass sie zum ersten Mal eigenständig wirtschaften mussten und häufig daran scheiterten, den Geldbetrag des halbjährlichen väterlichen Wechsels (sofern es ihn gab) weitsichtig genug einzuteilen. Viele verschuldeten sich, ein Problem, das man in allen Universitätsstädten kannte.<sup>126</sup> Mehrfach versuchte der Rat der Stadt Leipzig im Laufe des Jahrhunderts, dagegen vorzugehen, offensichtlich mit geringem Erfolg. Am 11. Mai 1770 verbot er, dass »die unter den Studirenden herumgehende Trödler, Lohnlaquais, Friseurs, noch andere gewinnsüchtige Leute und Unterhändler« zu Wucherpreisen studentischen Besitz in Pfand nahmen und dadurch »die Herren Studiosos, oder ihre Eltern, um Geld und Guth« brachten. Bei einem Betrag von mehr als fünf Talern drohte den Pfandleihern der Verlust des Geldes und im Wiederholungsfall die Ausweisung aus der Stadt.<sup>127</sup>

Das Anschreibenlassen bei Speisewirten, Schustern, Vermietern etc., das auf persönlicher Bekanntschaft beruhte, war indes üblich und nicht ehrenrührig. Der angehende Musiker Johann Friedrich Reichardt, der nach eigener Darstellung mehr den Musen huldigte als juristische Vorlesungen besuchte, zahlte jahrelang seine in Leipzig gemachten Schulden ab.<sup>128</sup> Bevor Johann Gottfried Seume sein Theologiestudium abbrach und die Stadt heimlich verließ, beglich er alle Außenstände.<sup>129</sup> Einem anderen nachmals berühmten Schriftsteller, Jean Paul, war das nicht möglich. In einem flehenden Bettelbrief schrieb er an die Mutter im August 1782, dass er 40 Taler für Miete und Essen schuldig sei und andere Ausgaben kaum noch bestreiten könne.<sup>130</sup> Die Schulden häuften sich, und zuletzt sah er nur noch einen Ausweg – 1784 entzog er sich seinen Gläubigern durch Flucht.

<sup>126</sup> Wie häufig Verschuldung vorkam, geht unter anderem aus den Nachlassakten verstorbener Studenten hervor, vgl. dazu Anja Pohl, Studentische Lebensführung im 18. Jahrhundert. Erkenntnisse aus Nachlaßakten verstorbener Studenten, in: Döring, Universitätsgeschichte als Landesgeschichte (Anm. 14), S. 205–237. Vgl. auch die anschauliche Darstellung der Problematik am Beispiel Göttingens bei Brüdermann, Göttinger Studenten (Anm. 79), S. 288–379.

<sup>127</sup> Leipziger Intelligenz-Blatt, 19. Mai 1770, S. 214 f.

<sup>128</sup> Als Studiosus in Pleiß-Athen (Anm. 6), S. 268.

<sup>129</sup> Ebd., S. 322.

<sup>130</sup> Jean Paul, Briefe, Band 1 (Anm. 23), S. 49.

## Epilog

Über den weiteren Werdegang der jungen Männer nach der Beendigung des Studiums wissen wir – abgesehen von den prominent gewordenen – relativ wenig. Im »Leipziger Intelligenz-Blatt« spiegelt sich in Ansätzen der Arbeitsmarkt für Universitätsabsolventen wider. Vor allem junge Juristen nutzten dieses moderne Medium, wenn sie ihr Studium abgeschlossen hatten, und suchten Stellen in privaten oder staatlichen Diensten. Viele Studenten mussten zunächst eine Stelle als Hauslehrer annehmen, bis sie ein Amt in Verwaltung oder Kirche fanden. So auch Johann Christian Müller, der zehn Jahre lang mehr oder weniger glücklich als Hofmeister in vorpommerschen Adelsfamilien diente, bis er Pfarrer an der Heiliggeistkirche in Stralsund wurde.<sup>131</sup> Sein großzügiger Vater hatte ihn fünf Jahre studieren und reisen lassen, wohl wissend, dass das Studium die einzige Zeit sein würde, die er außerhalb seiner Heimat Schwedisch-Pommern verbringen würde, um Wissen und Weltkenntnis zu erwerben.

---

<sup>131</sup> Johann Christian Müller, Meines Lebens Vorfälle und Lebens-Umstände. Zweiter Teil: Hofmeister in Pommern (1746–1755), hrsg. von Katrin Löffler, Leipzig 2011.



## Der Literaturpapst als Fledermaus

Kleine Geschichten aus 600 Jahren Universität Leipzig

Von Volker Schulte

ISBN 978-3-86729-047-0

Gebundene Ausgabe, 13 x 21 cm, 136 Seiten  
7 Abbildungen, 14,80 Euro, 1. Auflage 2009

Locker geordnet in vier Kapiteln:

- I. Eingeschrieben, zugerichtet, ausgewiesen – Studenten
- II. Berufen, berühmt, berüchtigt – Professoren
- III. Zeitgeist, Zeitgenossen, Zeitkritik
- IV. Vermischtes

Mit einem Augenzwinkern schreibt der Autor, dem geneigten Leser werde hiermit nichts weniger als die »Geschichte der Alma mater Lipsiensis – Kurzer Lehrgang« in die Hände gegeben. Anders als in dem mehrbändigen Geschichtswerk zum 600-jährigen Universitätsjubiläum stehen in diesem Bändchen eher am Rande liegende, teils amüsante, teils bitter-komische, jedenfalls nicht belanglose Begebenheiten der Universitätsgeschichte im Mittelpunkt. Vorgelegt wird ein Universitäts-Lesebuch eigener Art, wobei den Geschichten hier und da ein Schuss Ironie und Satire beigemischt ist. Nicht zuletzt in dem weniger Bekannten, dem Charme des Abseitigen, der überraschenden Sicht auf universitäre Vorgänge findet es seinen Stoff. Dabei will sich der Autor von heute, der sich auf geschichtliche Quellen wie auch auf Erinnerungen lebender Zeitgenossen stützt, keineswegs verleugnen, vielmehr durch gelegentliche Tangenten zur Gegenwart dem Stoff eine weitere die Lektüre belebende Seite abgewinnen.

Der Leser wird in über 70 mehr oder minder kurzen Texten vielen großen Namen, Nobelpreisträgern, herausragenden Gelehrten begegnen, zumeist freilich in ungewohnter Lebenssituation; aber auch Merkwürdigkeiten aus dem studentischen und dem allgemeinen Universitätsleben sollen nicht fehlen. Neben früheren Blütezeiten der Universität bilden die Jahre nach 1945 einen Schwerpunkt, da jetzt gegenüber schon vorliegenden Anekdoten-Publikationen ein anderer, ein freierer Blick möglich ist.

»Was hat es mit dem Literaturpapst als Fledermaus auf sich? Volker Schulte, langjähriger Presse-sprecher der Leipziger Uni und nunmehriger (Un)ruheständler, weiß Antwort ... Mehr als 70 Begebenheiten mit dem Charme des Abseitigen hat Schulte aus dem Zeitberg der Universitätsgeschichte gegraben und bediente sich dafür gleichermaßen bei Archivalien und bei lebenden Zeitzeugen ... Sprudelnder Quell für seine Recherchen war unter anderem Physik-Urgestein Werner Holzmüller, der Episodisches über ehemalige Kollegen und aus eigenem Leben beisteuerte.«

(Rezension von Mario Beck aus: »Leipziger Volkszeitung« vom 6. April 2009)

»Happy birthday, Uni! ... Ebenso informativ, jedoch unterhaltsamer geht es in Volker Schultes Anekdotensammlung »Der Literaturpapst als Fledermaus« zu, einem kurzweiligen Brevier merkwürdiger Begebenheiten rund um die Leipziger Uni: Von Goethes Querelen mit den hiesigen Literaturwissenschaftlern ist ebenso zu erfahren wie von Blochs Attacken auf die »Schmalspurmarxisten.«

(Rezension von Tobias Priüber aus: »Der Kreuzer«, Uni-Beilage Oktober 2009)

## Schlechtes Geld und weiße Handschuhe

### Aufstand und Festumzug der Leipziger Schneidergesellen im Jahr 1763

*Marcel Korge*

Es wird nichts Neues verraten, wenn in Bezug auf die Arbeit mit historischen Quellen die Abhängigkeit der Interpretation von der jeweiligen Leseperspektive und den damit an die Einzelquelle gerichteten Fragestellungen betont wird.<sup>1</sup> Quellen, in denen scheinbar »nur Altbekanntes« wiederholt vorgetragen wird, bieten bei einer ergebnisoffeneren Lesart vielfach erstaunliche Einblicke in frühere Lebens- und Erfahrungswelten. Nicht zuletzt archivalische Zufallsfunde können die Vorstellungen historisch Interessierter gegenüber längst vergangenen Epochen auf diese Weise bereichern oder den Blick der Spezialisten schärfen.<sup>2</sup> An einem knapp gehaltenen Dokument, welches in einem dicken Aktenkonvolut des Leipziger Stadtarchivs auftauchte, soll dies exemplifiziert werden.<sup>3</sup>

Der inhaltliche Kern des aus dem Jahr 1763 stammenden Schriftstückes lautet, gebündelt in einem kurzen Satz: Einige Handwerksgesellen bitten beim Stadtrat um Genehmigung eines Aufzugs. Soweit relativ unspektakulär, wird sich die Einschätzung des vermeintlich simplen Sachverhalts bei näherer Betrachtung und einem vorsichtigen Einlassen auf Details ändern. Bevor jedoch die Textquelle als solche im Mittelpunkt weiterer Ausführungen steht, sollen die Zeitumstände kurz umrissen werden.

#### Der historische Kontext: Sachsen, Leipzig und das Ende des Siebenjährigen Krieges

»Der Siebenjährige Krieg hat Sachsen schlimmer heimgesucht als irgend ein anderes deutsches Land.«<sup>4</sup> Dass gerade das auf Seiten Österreichs am Siebenjährigen Krieg beteiligte sächsische Kurfürstentum unter den schrecklichen Folgen der nicht nur in

1 Für die freundliche Unterstützung danke ich Frau Prof. Dr. Dr. Ortrun Riha, Herrn Prof. Dr. Helmut Bräuer und Frau Dr. Sabine Fahrenbach sowie den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Leipziger Stadtarchivs, insbesondere der leitenden Bestandsreferentin Frau Carla Calov.

2 Es geht nicht um die Suche nach Spektakulärem. Belegen Archivfunde wiederholt bekannte Thesen, Konzepte und Theorien, so spricht dies umso mehr für die Stichhaltigkeit derselben. Doch soll hier auf die Chancen eines modifizierten wissenschaftlichen Blickwinkels am Beispiel hingewiesen sein.

3 Stadtarchiv Leipzig (im Folgenden: StadtAL), Tit. VIII (F) Nr. 334, 1763, Bd. 2, Teil 4, Bl. 619r–621v.

4 Rudolf Kötzschke, Hellmut Kretzschmar, Sächsische Geschichte (Sonderausgabe), Würzburg 2002, S. 279. Zur ökonomischen Situation Sachsen im Siebenjährigen Krieg siehe auch: Katrin Keller, Der Siebenjährige Krieg und die Wirtschaft Kursachsens, in: Sachsen und Dresden im Siebenjährigen Krieg (Dresdner Hefte. Beiträge zur Kulturgeschichte 68), Dresden 2001, S. 74–80.

Europa tobenden militärischen Ereignisse außerordentlich zu leiden hatte, beruhte gewiss auf mehreren Ursachen. Zum einen stellte die geographisch-strategische Nähe zum »Unruhestifter« Preußen in der sich allmählich etablierenden Pentarchie der europäischen Staatenwelt ein potentielles Risiko dar. Dies mussten die Untertanen Friedrich Augusts II., der wie schon sein Vater August der Starke die polnische Königskrone trug, bereits in den 1740er Jahren leidvoll erfahren. Nicht weniger spielte zum anderen neben persönlichen Konfliktkonstellationen die wirtschaftlich weitgehend günstige Entwicklung Sachsens eine entscheidende Rolle,<sup>5</sup> obwohl doch die ökonomische gegenüber der kulturellen Entfaltung spätestens seit Mitte des 18. Jahrhunderts merklich zurückblieb. Zu einem aus preußischer Sicht erfolgreichen Ausgang der mittlerweile dritten gewaltsauslösenden Auseinandersetzung um das schlesische Gebiet war der nördliche Nachbar auf die dicht besiedelte Region zwischen Harz und Erzgebirge, Oder und Unstrut angewiesen. Ab Oktober 1756 nur mit wenigen Unterbrechungen bis Kriegsende unter Militärverwaltung stehend, bildete das für den Preußenkönig Friedrich II. strategisch wie wirtschaftlich so unerlässliche sächsische Nachbarterritorium einen der wichtigsten Kriegsschauplätze. Es diente bei den Kriegskoalitionen als Durchzugs- und Rekrutierungsregion der Armeen, hatte schwer unter den Kontributionszahlungen<sup>6</sup> und Münzverschlechterungen, den Plünderungen und Wirtschaftseinbrüchen zu leiden und verlor etwa 140.000 Einwohner unmittelbar durch den Krieg oder durch Epidemien und grassierende Hungersnot in der direkten Nachkriegszeit.<sup>7</sup> Insbesondere die Stadt Leipzig und damit ihre 35 000 Einwohner<sup>8</sup> bluteten für den Kampf in hohem Maße. Das lang ersehnte Ende der Kriegsschrecken brachte erst der Hubertusburger Friede vom Februar 1763.

Die desaströse Situation, in der sich Kursachsen zu Kriegsende befand, wurde angesichts der ruinierten Finanzen des Landes und seiner vielen Klein- und Mittelstädte deutlich. Wie die anderen Städte des Kurfürstentums war auch Leipzig mehrfach zu

---

5 Kötzschke, Sächsische Geschichte (Anm. 4), S. 280.

6 Bis zum Ende des Krieges wurden an Preußen fast 100 Millionen Taler an Kontributionen gezahlt. Die Gesamtkriegskosten beliefen sich schätzungsweise auf 250 bis 300 Millionen Taler. Reiner Groß, Geschichte Sachsens, Berlin 2001, S. 153; Kötzschke, Sächsische Geschichte (Anm. 4), S. 281. Allein Leipzig habe mehr als 10 Millionen Taler zahlen müssen, deren größter Teil von der Handwerkerschaft aufzubringen war. Ernst Kroker, Leipzig im siebenjährigen Krieg, in: Gustav Wustmann (Hrsg.), Quellen zur Geschichte Leipzigs (Veröffentlichungen aus dem Archiv und der Bibliothek der Stadt Leipzig 2), Leipzig 1895, S. 387–502, hier S. 489 f.; Josef Reinhold, Die Leipziger Messen im 18. Jahrhundert und der Aufschwung des polnischen Handels nach dem Siebenjährigen Krieg, in: Arbeitsberichte zur Geschichte der Stadt Leipzig 8 (1965), S. 1–30, hier S. 4.

7 Groß, Geschichte Sachsens (Anm. 6), S. 160.

8 Laut Horst Riedel wurden in Leipzig im Jahr 1756 34 730 Einwohner gezählt, und Karlheinz Blaschke spricht von knapp 35 000 Einwohnern um 1750. Karlheinz Blaschke, Bevölkerungsgeschichte von Sachsen bis zur industriellen Revolution, Weimar 1967, S. 140; Horst Riedel, Chronik der Stadt Leipzig. 2500 Ereignisse in Wort und Bild, Gudensberg-Gleichen 2001, S. 35. Deutlich davon abweichend die Angabe von 64 000 Einwohnern bei Groß, Geschichte Sachsens (Anm. 6), S. 156.



*Stadtansicht Leipzigs aus südöstlicher Richtung um 1784 (Stadtarchiv Leipzig, Inn Scho A3 Bd. 2 [L-R]. Nr. 5)*

Kontributionszahlungen herangezogen worden. In der Pleißestadt wurde die Bürgerschaft jedoch – aufgrund der tatsächlich oder vermeintlich günstigeren Einkommens- und Vermögenslagen – besonders oft und stark monetär zur Ader gelassen. Zusätzlich hatten hier Hausbesitzer wie Mieter und Untermieter stets aufs Neue teure, unangenehme und partiell gewaltsame Einquartierungen über sich ergehen lassen müssen.

In der gesamten Frühen Neuzeit, so auch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, bildete die Handwerkerschaft die größte urbane Bevölkerungsgruppe. Schriftliche Überlieferungen der Handwerksmeister, ihrer Familien, Gesellen und Lehrlinge zeugen von den vielfältigen Entbehrungen im damaligen Leben der einfachen Menschen. Es sind persönliche Schilderungen erhalten, und selbst formal gehaltene Amts- und Protokollbücher liefern deutliche Hinweise, wenn auch *ex negativo*.<sup>9</sup>

Wenn sich die ökonomische und soziale Situation 1763 für viele Gelehrte, Kaufleute und Handwerksmeister sicherlich nicht unproblematisch gestaltete, litten doch insbesondere diejenigen Mitglieder der Gesellschaft unter den Kriegsfolgen, die entweder ihren Besitz durch die vorausgegangene zwischenstaatliche Konfrontation verloren hatten oder bereits vor dem Krieg nahezu mittellos waren, die zudem nur ein geringes Einkommen erzielten und in die formellen und informellen sozialen Netzwerke schwächer eingebunden waren als alteingesessene Stadtbürger. Zu diesen heterogenen Bevölkerungsgruppen kann ein Großteil der Handwerksgesellen gerechnet werden.<sup>10</sup> Die meisten dieser unselbstständig arbeitenden Lohnempfänger konnten, speziell wenn es sich nicht um Söhne ansässiger Handwerksmeister handelte, kein oder nur ein äußerst dürftiges Vermögen, geschweige denn ein eigenes Dach über

9 Riss die aktenmäßige Überlieferung in vielen Leipziger Handwerkszünften während des Dreißigjährigen Krieges nicht oder nur für sehr kurze Zeit ab, rief der Siebenjährige Krieg z. T. Jahrzehntelange Lücken in der Schriftlichkeit der Innungen hervor. So wurden umfangreichere Aufzeichnungen in den Leipziger Meister- und Gesellenbüchern häufig sogar erst in den 1770ern wieder aufgenommen.

10 Zur Lage der obersächsischen Handwerksgesellen Helmut Bräuer, Gesellen im sächsischen Zunfthandwerk des 15. und 16. Jahrhunderts (Regionalgeschichtliche Forschungen im Böhlau-Verlag), Weimar 1989; Katrin Keller, Handwerksgesellen im 16. Jahrhundert. Zum Alltag von Gesellen in Leipziger Leder- und Textilhandwerken, in: Jahrbuch für Regionalgeschichte 17 (1990) 1, S. 116–124.

dem Kopf ihr Eigen nennen.<sup>11</sup> Zu Ende des 18. Jahrhunderts unterhielten sie jedoch nicht selten (vorrangig im Bau-, Textil- und Bekleidungsgewerbe) eine eigene Familie, was die finanziellen Spielräume zusätzlich verengen konnte.<sup>12</sup> Auf eine Meisterstelle mit zugehöriger regulärer Werkstatt hofften diese verheirateten (»ewigen«) Gesellen nicht mehr. Sozioökonomisch betrachtet, agierte die überwiegende Anzahl der Handwerksgesellen im auslaufenden Ancien Régime in unmittelbarer Nähe zu den Unterschichten.<sup>13</sup> Damit verbunden kämpften viele Gesellen mit einer starken Deklassierungsfurcht, die tiefgreifende Konsequenzen für die physische und psychische Gesundheit der Betroffenen haben konnte.

In der Stadt Leipzig bildeten die Schneidergesellen eine der größten Gesellengruppen.<sup>14</sup> Zur Pflege ihres Brauchtums, zur Durchsetzung ihrer kollektiven Interessen und zur Erfüllung sozialer, religiöser und sonstiger Funktionen hatten sie sich in einer als Bruderschaft (zum Teil auch Brüderschaft) bezeichneten Gesellenorganisation zusammengefunden.<sup>15</sup> Charakteristisch für das Schneidergewerbe war, dass es zu dessen

11 In einem Leipziger Häuserverzeichnis, welches um das Jahr 1800 entstand, finden sich in allen vier Stadtteilen und allen vier Vorstädten nur vier Maurer- und drei Zimmermannsgesellen als Hausbesitzer, was auf die Sonderstellung der Handwerksgesellen in den Bauhandwerken verweist. Schon seit dem Mittelalter waren Maurer-, Zimmermanns- und Steinmetzgesellen für gewöhnlich nicht in den Meisterhaushalten wohnhaft. StadtAL, Tit. XII D (F) Nr. 154.

12 Zur Rolle der Frauen im frühneuzeitlichen Handwerk und in der ehelichen Erwerbsgemeinschaft Katharina Simon-Muscheid (Hrsg.), *Was nützt die Schusterin dem Schmied? Frauen und Handwerk vor der Industrialisierung* (Studien zur histor. Sozialwissenschaft 22), Frankfurt a. M., New York 1998.

13 Nach Klaus Schwarz gehörten besonders die verheirateten Gesellen hinsichtlich ihrer materiellen Lage mittlerweile längst zu den unteren sozialen Schichten innerhalb der Stadt, während sich die Gesellen ihrem Selbstbild nach vorrangig zur Mittelschicht rechneten und nicht müde wurden, sich von den Gruppen, mit denen sie im Alltag vielfach Kontakt hatten (z. B. Handlängern, Tagelöhnnern, Knechten, Mägden, Bettlern, »Pfuscherln«), abzugrenzen. Klaus Schwarz, *Die Lage der Handwerksgesellen in Bremen während des 18. Jahrhunderts* (Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen 44), Bremen 1975, S. 385 f. Dagegen wird von Wilfried Reininghaus das Vorsorgeelement der Gesellschaften stark betont, wonach Handwerksgesellen nicht mehr zur Unterschicht zu zählen seien, da sie »kollektiv dem Elend vorbeugten«. Wilfried Reininghaus, *Die Gesellenvereinigungen am Ende des Alten Reiches. Die Bilanz von dreihundert Jahren Sozialdisziplinierung*, in: Ulrich Engelhardt (Hrsg.), *Handwerker in der Industrialisierung. Lage, Kultur und Politik vom späten 18. bis ins frühe 20. Jahrhundert* (Industrielle Welt. Schriftenreihe des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte 37), Stuttgart 1984, S. 219–241, hier S. 234.

14 Quantitativ genauere Angaben aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges und der direkten Nachkriegszeit zur Stärke des Schneiderhandwerks insgesamt und der Gesellen im Speziellen fehlen leider. Im vorliegenden Schriftstück wird von 200 bis 300 zur Bruderschaft gehörigen Personen gesprochen. Die Zahl der Schneidergesellen betrug im Jahre 1712 über 240, zeitweise auch über 300 Gesellen. Und 1779 wurde berichtet, dass ca. 200 Schneidergesellen aufgrund eines Boykotts aus Leipzig auszogen. Es ist nicht bekannt, dass ein anderes Leipziger Handwerk zu dieser Zeit eine größere Gesellenzahl aufwies. StadtAL, II. Sektion (F) S 851, Bl. 35v; StadtAL, Handwerksinnungen, Schneider B 1, Bl. 95v–96r.

15 Ein exaktes Gründungsdatum dieser Gesellenbruderschaft ist nicht belegt. Vielleicht hat es eine solche Organisation bereits in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts gegeben. Herbert Germar, *Das Schneiderhandwerk in Leipzig bis zum Ausgange des 17. Jahrhundert*, Diss. phil. Universität Leipzig, Weida in Thüringen 1918, S. 23.

Betrieb weder einer besonders kapitalintensiven Ausstattung noch einer speziellen Räumlichkeit wie etwa bei den Bäckern oder den Färbern bedurfte. Dementsprechend häufig wurde über die ausufernde Konkurrenz unzünftiger Pfuscher und Störer lamentiert, gerade in Zeiten wachsender Bevölkerungszahlen und schrumpfender Chancen auf eine der begehrten, aber nur unter hohen Aufwendungen erreichbaren Meisterstellen. Im Laufe des 18. Jahrhunderts klangen die Rufe nach deutlicherer Durchsetzung zünftiger Privilegien nicht ab, wenngleich diese Stimmen mal lauter, mal leiser bei Zunftversammlungen, in den Herbergen der Meister und Gesellen oder vor »den edlen und ehrbaren Herren« des Magistrats erhoben wurden. Hinzu kam, dass sich mit landesherrlicher Genehmigung und Förderung neben den zünftigen und nicht-zünftigen Gewerbetreibenden seit Ende des 17. Jahrhunderts zunehmend Textilmanufakturen in der Stadt, den Vorstädten und in den Dörfern der Umgebung etablierten.<sup>16</sup> Von einer die Zünfte fördernden Wirtschaftspolitik konnte keine Rede sein. Im Gegenteil, die Klagen unter den Schneidern über die überhand nehmenden Belastungen durch Steuern und Abgaben waren beinahe so zahlreich wie die Menge der Mäuler, die das Handwerk stopfen sollte.

### Die Schriftquelle: Das Gesuch um Genehmigung eines Aufzugs

Durch diese Entwicklungen sowie durch den opferreichen Siebenjährigen Krieg, der mit einer starken wirtschaftlichen Zerrüttung und individuell schrecklichen Erlebnissen einherging, befördert, hätte man durchaus einen larmoyanten Tonfall unter den Beschäftigten im Handwerk erwarten können. Und tatsächlich begegnen den heutigen Historikern und Archivaren zahlreiche klagende und anklagende Suppliken, Eingaben und Beschwerden, die an die Meisterzunft, den Stadtrat oder die landesherrliche Regierung adressiert waren. Größtenteils erhoffte man sich keine kostspieligen Unterstützungsmaßnahmen. Anrührende Worte baten um ein wenig Holz, Brot, Moratorien für Abgaben und Steuern oder häufig einfach um entlohnte Beschäftigung.<sup>17</sup> Im Folgenden soll es nicht um eine Gegendarstellung zu diesem vielfach belegten Bild gehen. Jedoch gibt es Stimmen in der archivalischen Überlieferung, die dem angeblich homogenen Bild von Verarmung und Hunger, Finanznot und Teuerung, Wirtschaftskrise und eventuell gar Depression oder Wut gegenüber den herrschenden

16 Leipzig wies vor dem Siebenjährigen Krieg allein elf Samt- und Seidenmanufakturen auf. Vgl. Groß, Geschichte Sachsens (Anm. 6), S. 156.

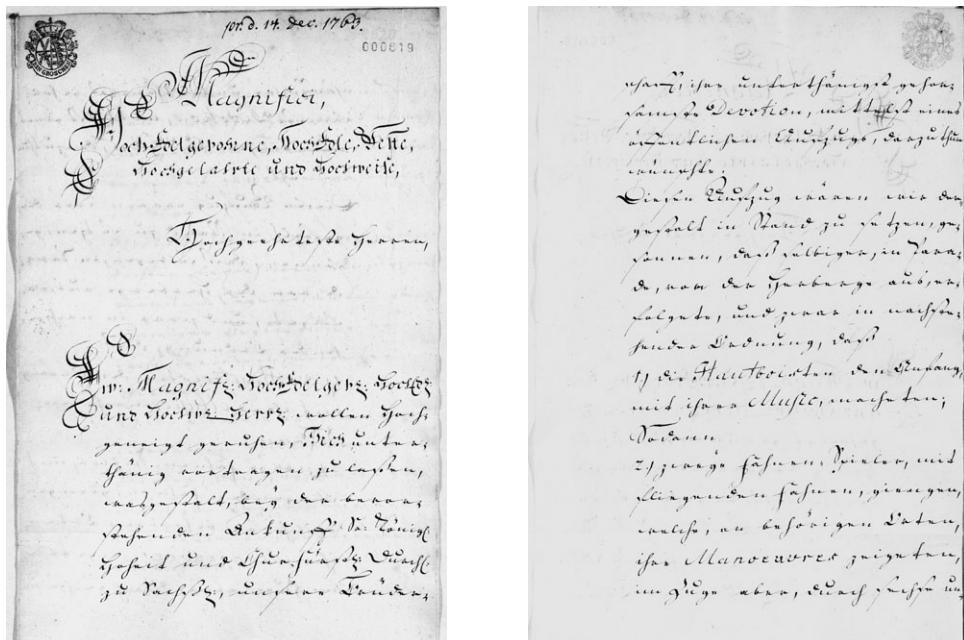
17 Während das Betteln nach den strengen Normen des Zunfthandwerks unzweifelhaft als ehrenrühige Handlung galt, wurde selbst der Almosenbezug nicht als prioritäre Hilfsmöglichkeit betrachtet. Zahlreiche Beispiele bei Helmut Bräuer, Der Leipziger Rat und die Bettler. Quellen und Analysen zu Bettlern und Bettelwesen in der Messestadt bis ins 18. Jahrhundert, Leipzig 1997.

Zuständen widersprechen.<sup>18</sup> Im Sinne eines Schlaglichtes soll hier eine spezielle Quelle vorgestellt werden. Sie kann aber unkommentiert kaum stellvertretend für andere Quellen einer eher »positiv« ausgerichteten Sichtweise stehen. Dies liegt vor allem in ihrem besonderen Charakter begründet, auf den im Zusammenhang mit der Intention der Verfasser noch einzugehen sein wird. Die wenige Seiten umfassende Schrift vom 14. Dezember 1763, in welcher die Schneidergesellen um Genehmigung eines Umzugs ansuchten, fand sich in einem Aktenkonvolut zu den unterschiedlichsten Themen. Mit folgenden Worten wandte sich die Brüderschaft an den Magistrat:<sup>19</sup>

»Magnifici, HochEdelgebohrne, HochEdle, Veste, Hochgelahrte und Hochweise, Hochgehrteste Herren, Eure Magnifizenz HochEdelgeborene HochEdle und Hochweise Herren wollen Hochgeneigt geruhen, Sich unterthänig vortragen zu lassen, wasgestalt, bey der bevorstehenden Ankunft Seiner Königlichen Hoheit und Chur-Fürstlichen Durchlaucht zu Sachßen unsren Brüderschafft, ihre unterthänigst gehorsamste Devotion, mittelst eines öffentlichen Aufzugs, darzuthun wünschte. Diesen Aufzug wären wir dergestalt in Stand zu setzen gesonnen, daß selbiger, in Parade, von der Herberge aus, erfolgte, und zwar in nachstehender Ordnung, daß 1.) die Hautboisten den Anfang, mit ihrer Music, macheten; Sodann 2.) zweye Fahnen-Spieler, mit fliegenden Fahnen, giengen, welche, an behörigen Orten, ihre Manoeuvres zeigeten, im Zuge aber, durch sechse unsers Mittels, in grünen Kleidern und Hüthen mit schmahlen goldnen Treßen eingefaßt, begleitet würden; Selbigen sodann 3.) vier Fechter, in ihrem zum Fechten bequemmen Anzuge, mit blancken Degens, unter gleichmäßiger Begleitung von sechs Personen, folgten; Hierauf 4.) die Altgesellen, mit ihren silbernen Willkommen und Scepter, den Zug, unter ebenmäßiger Begleitung von sechs Personen, fortstelleten; Endlich aber 5.) die übrigen auf 200 bis 300 Mann ansteigende Brüderschafft, nach der Ordnung derer Farben ihrer Kleidungen, mit ausgezogenen Degens und darauf gesteckten Citronen, auch weiß glasirten Handschuen, den Zug vollends formirten und beschlossen. Wir sind hierbey nur allzuwohl erinnert, daß wir, dergleichen unterthänigster gehorsamster Bezeugung, besonders des Gebrauchs derer Fahnen, da wir solche bis anhero nicht geführet, ohne behörige darzu erhaltene Erlaubniß, uns nicht unterwinden dürfen. In Eurer Magnifizenz HochEdelgeborenen HochEdlen und Hochweisen Herren hochobrigkeitlichen Ermeßen aber wird es beruhen, sothane Erlaubniß uns zu ertheilen oder, mittelst zu erstattenden beyfälligen Berichts, höchsten Orts, zu bewürcken.

18 Trotz vorherrschender Verarmungstendenzen im kursächsischen Handwerk des 18. Jahrhunderts wird unter anderem auf die Notwendigkeit gewerblich differenzierter Beurteilungen hingewiesen bei Elke Schlenkrich, Helmut Bräuer, Armut, Verarmung und ihre öffentliche Wahrnehmung. Das sächsische Handwerk des ausgehenden 17. und 18. Jahrhunderts, in: Karl Heinrich Kaufhold, Wilfried Reininghaus (Hrsg.), Stadt und Handwerk in Mittelalter und Früher Neuzeit, Köln, Weimar, Wien 2000, S. 93–117.

19 Auf Wiedergabe des Präsentationsvermerks und der Randbemerkungen wurde verzichtet. Eindeutige Abkürzungen wurden stillschweigend aufgelöst.



Bitte der Leipziger Schneidergesellschaft um Genehmigung ihres Aufzuges mit Präsentationsvermerk vom 14.12.1763 (Stadtarchiv Leipzig, Tit. VIII Nr. 334, 1763, Bd. 2, T. 4, Bl. 619r-v)

An Eure Magnifizenz HochEdle und Hochweise Herren gelanget demnach unser unterthäniges Bitten, dieselben wollen, bey bevorstehender Ankunfft Seiner Königlichen Hoheit und Chur-Fürstlichen Durchlaucht zu Sachßen einen Aufzug, auf die angezeigte Maaße, zu halten, uns zu erlauben oder diese Erlaubniß, mittelst Erstattung eines beyfälligen Berichts, uns zu bewürcken, hochgeneigt geruhen, verharrend, Eure Magnifizenz HochEdle und Hochweise Herren Leipzig, den 14. December 1763.

Christian Friederich Berringer ad. inst. & rel. conc.  
unterthänige, Adam Friedrich Schilling, Martin Blasius Als Altgesellen in Nahmen der gantzen Brüderschafft.<sup>20</sup>

### Beschreibung und Analyse: Fakten und Details

Welche Hinweise zu dem geplanten Umzug kann der Text direkt liefern? Wie sind die vorkommenden Details zu deuten? Und wie ist letztlich das gesamte Vorhaben intentional zu bewerten und kontextuell einzuordnen?

20 StadtAL, Tit. VIII (F) Nr. 334, 1763, Bd. 2, Teil 4, Bl. 619r–621v.

Für die Textanalyse bleibt auffallend, dass in dem Schreiben mit keiner Silbe ein Handwerk explizit genannt wird. Dem Adressaten waren die namentlich genannten Altgesellen nicht unbedingt bekannt, denn die Altgesellen – die gewählten Vorsteher der Gesellenorganisation – wechselten alle sechs Monate einander im Amt ab. Der Adressat erfuhr höchstwahrscheinlich aus den Angaben des Briefkuverts, das nicht erhalten ist, oder durch den überbringenden Boten auf mündliche Weise von den Absendern. Trotz dieses für die Frage der Autorenschaft problematischen Faktums kann die Eingabe der Gemeinschaft der Schneidergesellen zugeordnet werden. Erstens handelte es sich um eine städtische Gesellenbruderschaft, womit sich der Kreis der potentiell infrage kommenden Gewerbe durch den Hinweis auf die große Anzahl an Mitgliedern einengen lässt. Zweitens tauchte der Altgeselle Martin Blasius glücklicherweise in einer anderen Quelle der Gesellenvereinigung der Schneider aus dem gleichen Monat auf.<sup>21</sup>

Worin lag der Anlass zur Abfassung des Briefs begründet? Der sächsische Kurfürst Friedrich August II. (zugleich als August III. König von Polen) hatte den mühsam arrangierten Friedensschluss von Hubertusburg nur um einige Monate überlebt. Am 5. Oktober 1763 folgte der Kurprinz Friedrich Christian seinem Vater auf den landesherrlichen Thron. Dieser aufgrund seiner extrem kurzen Regierungszeit vergleichsweise unbekannte kursächsische Herrscher hatte sich in frühen Jahren durch einige aufgeklärtsabsolutistische Äußerungen hervorgetan und fokussierte seine Anstrengungen auf das anlaufende Rétablissement des darniederliegenden Territorialstaates. Im Spätherbst 1763 war publik geworden, dass der Kurfürst nach Leipzig reisen würde, worauf mit den Vorbereitungen eines würdigen Empfangs in der Messestadt begonnen wurde. An ihnen wollte sich offensichtlich die Schneidergesellschaft beteiligen.

Für öffentlichkeitswirksame Demonstrationen wie eines Aufzugs zu Ehren des Landesherrn bedurfte es eines stadtobrigkeitlichen Einverständnisses. Mit außerordentlicher Höflichkeit und Demut bemühten sich die Gesellen, gegenüber den hohen Ratsherren ihre gute, servile Gesinnung herauszustellen. Fast als eine sittliche Selbstverpflichtung erscheint die Parade, die doch nur dem einen Zweck dienen sollte, »unterthänigst gehorsamste Devotion« zu bezeugen. In traditioneller Unterwürfigkeitsmanier würden die Gesellen dem Monarchen mit diesem Aufzug huldigen. Für das eigene Verständnis der Gesellschaft als Kollektiv innerhalb der Stadtgemeinde konnte ein solcher prozessionsähnlicher Akt ein ungemein hohes Maß an Integrationskraft entwickeln. Man zeigte sich öffentlich als wohlgeordnete Gemeinschaft in ausgesuchter Kleidung und Ausstattung. Einerseits unterschied sich die Personengruppe damit von der übrigen Stadtbevölkerung, rückte symbolisch enger zusammen und verstärkte die Gruppenkohäsion. Sie betonte andererseits die Zugehörigkeit zur damaligen altständischen Gesellschaft, indem existierende Strukturen anerkannt, be-

---

<sup>21</sup> Ebd., Bl. 580r.

währte Formen des öffentlichen Auftritts übernommen und elementare soziale Ordnungsmuster stabilisiert wurden. Folglich fragten die Gesellen im Voraus obrigkeitstreu und pflichtbewusst um die obligatorische Genehmigung nach.<sup>22</sup>

Welche Einzelheiten gibt die Quelle zum Aufzug selbst preis? Die innere Struktur und die Aufmachung des öffentlichen Aufmarsches der Gesellschaft stehen im Mittelpunkt der Beschreibung und nehmen den größten Raum ein. Von der Gesellenherberge<sup>23</sup> sollte sich der geordnete Zug in Bewegung setzen. Dieser Ort bot sich für einen solchen aus dem tagtäglichen Arbeitsleben herausragenden Vorgang geradezu an, da er aufgrund seiner zentralen Funktionen allen Gesellen bekannt war. Ein nach Leipzig hereinwandernder fremder Geselle musste als Erstes die Herberge seines Handwerkes aufsuchen und nach dem amtführenden Ortengesellen schicken, der dann das »Umschauen«, eine Art Arbeitsvermittlung, übernahm.<sup>24</sup> Die Herberge diente als Versammlungsort für die Quartale (Morgensprachen) und die sonstigen ordentlichen oder außerordentlichen Treffen der Gesellen; bestimmte Stuben wurden für Feierlichkeiten, für die Versorgung von Kranken oder als Aufenthaltsort für beschäftigungslose Gruppenmitglieder genutzt. Nicht nur ältere Darstellungen betonen »die ausgeprägte Wirtshaus- bzw. Herbergskultur« der Handwerksgesellen.<sup>25</sup> Über die geplante Marschroute des Zuges und das avisierte Endziel (möglicherweise der Marktplatz) wurde kein Wort verloren. Mutmaßlich hatten die Gesellen relativ klare Vorstellungen über wichtige Wegpunkte, doch hätten diese organisatorisch noch auf den Besuch des Kurfürsten abgestimmt werden müssen. Gleiches galt für die zeitliche Planung. Der Text entstammte anscheinend einer frühen Planungsphase. Indem die

22 Den Gesellen waren Zusammenkünfte im Prinzip nur vierzehntägig unter Beisein einiger Beisitzermeister erlaubt. Für darüber hinausgehende Aktivitäten mussten separat Zustimmungen eingeholt werden. Siehe unter anderem: Ihrer Chur-Fürstl. Durchl. Zu Sachßen, etc. etc. Mandat die General-Innungs-Articul für Künstler, Professionisten und Handwercker hiesiger Lande betreffend (vom 8.1.1780), Cap. II, 10.

23 Die Gesellenherberge der Schneider befand sich noch bis ins 19. Jahrhundert im »Goldenem Beil«. Mitte des 19. Jahrhunderts ging das am Brühl gelegene Gasthaus in »Schwabes Hof« auf. Heute befindet sich in etwa auf diesem Areal die Brühl-Arkade.

24 Als Orten- oder Örtengeselle wurde ein Wahlamt innerhalb der Handwerksgesellschaft bezeichnet. In einigen Handwerken wurden mit dieser Aufgabe auch die Altgesellen, Jungmeister oder der Herbergsvater betraut, während sich in gering besetzten Gewerben die Arbeitsuchenden vorrangig selbst auf den Weg machten.

25 Reinhold Reith, Andreas Grießinger, Petra Eggers, Streikbewegungen deutscher Handwerksgesellen im 18. Jahrhundert. Materialien zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des städtischen Handwerks 1700–1806 (Göttinger Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte 17), Göttingen 1992. S. 16. Nach Katharina Simon-Muscheid seien solch multifunktionale Orte essentiell für die Konstituierung als soziale Gruppe. Katharina Simon-Muscheid, Zunft-Trinkstuben und Bruderschaften. »Soziale Orte« und Beziehungsnetze im spätmittelalterlichen Basel, in: Gerhard Fouquet, Matthias Steinbrink, Gabriel Zeilinger (Hrsg.), Geschlechtergesellschaften, Zunft-Trinkstuben und Bruderschaften in spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Städten (Veröffentlichungen des Südwestdeutschen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung 30), Ostfildern 2003, S. 147–162.

Gesellen konkrete Orts- und Zeitangaben verschwiegen, könnten sie zugleich reflexartige Ablehnung ihrer Pläne durch den Stadtrat vermeiden wollen. Die Gesellen waren sich keineswegs der städtischen Zustimmung für ihr Vorhaben sicher, sodass die abschließende Ausgestaltung der Rahmenbedingungen offen blieb und dem Willen der Obrigkeit unterworfen wurde.

Den Beginn des Aufzuges sollten die »Hautboisten«<sup>26</sup> bilden. Durch die musikalischen Darbietungen der Bläsergruppe kündigten sich die Gesellen den Anwohnern an. Die Musiker gaben die Geschwindigkeit der nachfolgenden Paradeteile vor. Fahnenspieler ergänzten visuell mit ihren »Manoeuvres« das Schauspiel am Anfang. Dafür hätten, um den Trägern der Fahnen ausreichend Raum zur Verfügung zu stellen, bestimmte Örtlichkeiten auf dem Weg durch die Straßen und Gassen der Stadt ins Auge gefasst werden müssen. Anscheinend stoppten die Gesellen an diesen Punkten und sicherten somit sich wie dem gesamten Zug die erhöhte Aufmerksamkeit der Anwohner und herbeigelaufenen Schaulustigen. Die Fahnen und die weiteren mitgeführten und symbolisch aufgeladenen Objekte wiesen die Menge der Schneidergesellen als geschlossene Gemeinschaft aus.<sup>27</sup> Ob eigens für das Spektakel professionelle Musiker und Fahnenspieler von der Gesellenorganisation angeheuert wurden, ist unwahrscheinlich. Die Gesellschaft diente neben der Landbevölkerung als wichtiges Ergänzungsservoir für die Armee und in den letzten Jahren waren nicht wenige Gesellen in den militärischen Formationen der Landesherren als Trommler, Holz- oder Blechbläser sowie Fahnenträger zum Einsatz gekommen. Auf die einmal erlernten Fähigkeiten konnte in Friedenszeiten zurückgegriffen werden, und einstudierte Übungen dürften in Eigenregie vorgeführt worden sein.

Zweifellos um Mitglieder der Gesellenorganisation handelte es sich bei der nächsten Umzugseinheit. Das Führen eines Degens hatte seit Jahrhunderten als Standesmerkmal zur persönlichen Ehre eines redlichen Handwerksburschen gehört. Den Gesellen diente der Degen als symbolisches Zeichen zur Abgrenzung von den Lehrjungen,<sup>28</sup> denen das Tragen durch Handwerksgewohnheit und statutarische Normen verboten war. In Konflikten mit anderen Gesellschaftsgruppen, speziell den Studenten, wurden diese Waffen immer wieder genannt. Die Bedeutung des Waffen-

26 »Hautbois« französisch für Oboe. Nicht alle Musiker im Zug waren Oboenspieler, trugen jedoch nach der Hauptstimme diese Bezeichnung.

27 Daneben sollte auch der religiöse Aspekt von Zunftfahnen berücksichtigt werden. Wilfried Reininghaus, Sachgut und handwerkliche Gruppenkultur. Neue Fragen an die »Zunfaltertümer«, in: Otto Gerhard Oexle, Andrea von Hülsen-Esch (Hrsg.), *Die Repräsentation der Gruppen. Texte – Bilder – Objekte* (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 141), Göttingen 1998, S. 429–463, hier S. 455.

28 Zu symbolischen Abgrenzungsansprüchen und Superioritätsgesten der Gesellen gegenüber den Lehrlingen Andreas Grießinger, Reinhold Reith, Lehrlinge im deutschen Handwerk des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Arbeitsorganisation, Sozialbeziehungen und alltägliche Konflikte, in: *Zeitschrift für historische Forschung* 13 (1986), S. 149–199, besonders S. 193–195.

tragens für das Standesbewusstsein der Handwerksgesellen, zumal zu diesem speziellen Anlass, wog so schwer, dass die obrigkeitliche Rechtssetzung ohne Beachtung blieb, denn zahlreiche Mandate und Befehle untersagten den Gesellen das Tragen der Degen seit dem 17. Jahrhundert. Zuletzt wies ein kurfürstlich-sächsisches Mandat vom 1. August 1743 nochmals auf das bestehende Verbot hin, nicht ohne den Kreis der exkludierten Personengruppen zu erweitern;<sup>29</sup> unter den Privilegierten fanden sich keine Handwerksgesellen. Trotz dieser Tatsache wurden im vorliegenden Bittschreiben Fechter mit gezogenen Degen erwähnt. Vier bewaffnete Gesellen hätten sicherlich kein sonderlich großes Sicherheitsrisiko dargestellt, doch besagt das Schreiben, dass die gesamte, fast dreihundert Köpfe zählende Gesellschaft mit solch gefährlichen Waffen aufmarschieren sollte. Die Bemerkung erschien im Text noch dazu ohne alle Scheu und ohne darauf ausführlicher einzugehen, was ein Anhaltspunkt dafür sein könnte, dass dies nicht gänzlich ungewöhnlich für die damaligen kriegsreichen Jahre war.

Die Fechter wie auch die Fahnenspieler sollten von sechs Gesellen in besonders schönen grünen Kleidern begleitet werden – eventuell eine Andeutung der gewerbsmäßigen Fertigkeiten der Schneidergesellen, denn im Gegensatz zu anderen Gewerben mussten die Vertreter der Bekleidungsbranche ein besonders großes Augenmerk auf die eigene Aufmachung legen. An den Kopfbedeckungen wurden gar goldene Bänder befestigt. Entweder übergingen die Gesellen parallel zu dem Verbot des Degentragens geflissentlich die noch nicht lang zurückliegenden obrigkeitlichen Anordnungen oder sie legten die Bestimmungen der derzeit geltenden Kleiderordnung zu ihren eigenen Gunsten recht weit aus. Denn nicht allein die eigenen Artikel verboten den Schneidergesellen, goldene oder silberne Borten und Schnüre sowie »Kleider, so ihnen nicht gebühret«, zu tragen.<sup>30</sup> In der aktuellen kursächsischen Kleiderordnung hieß es zudem: »Alle übrige[n] vom Bürger-Stande, wie sie Nahmen haben, sollen allen Goldes und Silbers, außer zu Knöpfen und Einfassung derer Hüthe, welche ihnen gestattet wird, auch der ganz seidenen Waare, (jedoch mit Ausnahme derer ihnen noch erlaubten Taffet- und dergleichen seidenen Doubleures) sich schlechterdings enthalten.«<sup>31</sup> Dagegen wurde bezüglich der Verwendung der Fahnen anders vorge-

29 Anderweiter Anschlag, Wieder das unbefugte Degen-Tragen; d. d. 1. Aug. 1743, in: Fortgesetzter Codex Augusteus, Oder Neuvermehrtes Corpus Juris Saxonici [...] bis zum Jahre 1772 [...], Leipzig 1772, Sp. 669–670.

30 StadtAL, Handwerksinnungen, Schneider C 2, Bl. 54r.

31 Herrn Friderici Augusti, Königs in Pohlen [et]c. und Chur-Fürsten zu Sachsen [et]c. Kleider-Ordnung, d. d. 21. Febr. 1750. In: Fortgesetzter Codex Augusteus, Oder Neuvermehrtes Corpus Juris Saxonici [...] bis zum Jahre 1772 [...] Leipzig 1772. Sp. 749–754, hier Sp. 750. Weit ausgelegt waren die Bestimmungen, da weder die Mehrzahl der Handwerksgesellen das sie als »Bürger-Stande« qualifizierende Bürgerrecht besaß noch die Befestigung goldener Bänder streng genommen unter die erlaubte »Einfassung derer Hüthe« fiel.

gangen, da (wie die Gesellen schrieben) »wir solche bis anhero nicht geführet«, denn »Fahnen konnten leicht zum Symbol von Aufsässigkeit werden«.<sup>32</sup> Ausgesprochenen Wert legten die Handwerker auf die Wahrung ihrer Gewohnheitsrechte und verbrieften Privilegien, so dass es kaum verwundern dürfte, wenn sie im umgekehrten Fall für eine bisher nicht vorhandene Rechtshandlung ausdrücklich um Erlaubnis batzen, noch dazu weil es sich um einen öffentlichen Akt handelte.

Nach der Vorhut folgte das Herzstück des Zuges, die von den Mitgliedern der Gesellschaft gewählten zwei Altgesellen. Sie stellten innerhalb des Kollektivs eine Art Funktionselite auf Zeit dar und sollten infolgedessen der Öffentlichkeit die Insignien ihrer sozialen Gruppe präsentieren. Der große Willkomm, ein mit kunstvollen Schilden geschmücktes silbernes Trinkgefäß, übernahm bei dem traditionellen Ein- und Ausschenken der Gesellen und der Neuaufnahme von Mitgliedern eine zentrale Rolle.<sup>33</sup> Aufgrund seiner Beschaffenheit dürfte es sich um ein relativ kostbares Stück gehandelt haben, dessen identitätsstiftender Wert noch weitaus höher als der rein materielle angeschlagen werden muss. Durch die reliquienhafte Mitführung des Willkommens bewies die Vereinigung der Schneidergesellen ihre eigene Zunftmäßigkeit, denn auch die Meister gebrauchten vergleichbare Gefäße, um neu aufgenommene Mitglieder rituell in ihrem Rund zu begrüßen. Im umgekehrten Fall konnte die Ablehnung der Gesuche, den Willkommepokal zu Gesicht zu bekommen oder aus ihm zu trinken, als schwere persönliche Ehrverletzung aufgefasst werden. Die aufgrund einer solchen Verweigerungshandlung belegte soziale Minderwertigkeit führte am Michaelisquartal des Jahres 1713 zu einem Eklat, in dessen Verlauf sogar die Amtskompetenz des Schneiderobermeisters durch ein Innungsmitglied mit den ehrenrührigen Worten »ihr seid nicht capabel ein gantz handwerck zu zwingen«, angezweifelt wurde.<sup>34</sup>

Außer der Silberkanne führten die beiden Altgesellen ein »Scepter« mit sich. Während dieser vermutlich ebenfalls schön verzierte Stab in anderen Zusammenhängen als Hoheitszeichen obrigkeitlicher Machtssymbolik angesehen wurde, galt in den Gesellenorganisationen stärker das genossenschaftliche Gleichheitsprinzip. Der Altgeselle fungierte als *primus inter pares*. Zepter, Willkomm und andere Inventarienstücke standen symbolisch weniger für ein hierarchisches Herrschaftsprinzip. Vielmehr sollten diese Mobilien – auf repräsentative Weise vorgeführt – das idealisierte Wesen der Gemeinschaft verkörpern, und zwar erstens die zumindest dem Anspruch nach

32 Reininghaus, Sachgut (Anm. 27), S. 455.

33 Der Ausdruck »Willkommen« allein gibt keinen Hinweis auf die vorhandene Anzahl solcher Trinkgefäße. Jedoch bleiben Vermutungen über die Existenz weiterer silberner Kannen ohne konkrete Belege. Im Jahre 1712 sprach die Gesellschaft von einem silbernen und zwei zinnernen Willkommen. StadtAL, II. Sektion S (F) Nr. 851, Bl. 34r. Bei der Auflösung der Gesellenlade wurde im März 1811 der Silberwillkomm mit Deckel und Zubehör auf obrigkeitlichen Befehl konfisziert. StadtAL, Tit. LXIV (F) Nr. 322, Bl. 54r.

34 StadtAL, Handwerksinnungen, Schneider B 2, Bl. 90r.

eher ausgleichende Ordnung der Gesellschaft, die sich nach vereinbarten Normen vollzog, zweitens die Rechtssprechung innerhalb der Gesellschaft, die allerdings durch obrigkeitliche und meisterschaftliche Eingriffe bereits deutlich geshmälert war, und drittens die ebenso kaum noch existente Autonomie der Gesellenorganisation als Ganzes. Der immateriellen Kraft von Willkomm und Zepter bediente sich der Gesellenverband nur bei besonderen Anlässen und wies durch sie auf zwei elementare Seiten der Gesellenorganisation hin: Gemeinschaftssinn und Regelhaftigkeit.

An die Vorsteher der Gesellenbruderschaft und deren sechs Begleiter, die den ersten eventuell bei der Sicherung des silbernen Willkommens und des Zepters beistehen sollten,<sup>35</sup> schloss sich die Masse der Schneidergesellen an. Zugleich bildete die große Menge mit ihren letzten Gliedern das Ende des Aufzuges. Gestaffelt nach den Farben ihrer Mäntel, sollten die einfachen Korporationsmitglieder allesamt mit gezogenem Degen aufmarschieren, dazu mit feinen, sauberen Handschuhen.<sup>36</sup> Die weiße Farbe der Handschuhe war dem bedeutsamen Anlass angemessen und könnte zudem ein symbolischer Hinweis auf den sozialen Status der Träger gewesen sein.<sup>37</sup>

Erstaunlicherweise sahen die Gesellen vor, auf ihre blanken Waffen je eine Zitrone zu spießen. Als nicht ganz billige Zitrusfrucht hatte sie – abgesehen von ihrer Nutzung als Nahrungsmittel – seit Jahrhunderten die verschiedensten Verwendungsformen erfahren. Vermutlich aus Italien bereits im Mittelalter über das rege Messewesen nach Leipzig eingeführt, kam das gelbe Obst häufig bei Beerdigungen<sup>38</sup>

35 Heinz Lenhardt vermutet bei einem Frankfurter Umzug gar, die Begleiter hätten die mitgeführte Lade traditionell gegen unsichtbare Geister zu verteidigen. Heinz Lenhardt, Feste und Feiern des Frankfurter Handwerks. Ein Beitrag zur Brauchtums- und Zunftgeschichte (Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst Folge 5, 1, 2), Frankfurt am Main 1951, S. 33.

36 Ob sich jeder der Gesellen die angekündigte Ausstaffierung leisten konnte, darf bezweifelt werden. Die Normen des Kollektivs konnten als Druckmittel zur Konformität des Einzelnen durchaus eingesetzt worden sein. Sie endeten aber dort, wo finanzielle Spielräume definitiv zu eng blieben. Zum instrumentellen Einsatz des Ehrkapitals für die Aufrechterhaltung von Gruppennormen unter Meistern und Gesellen siehe Marcel Korge, Der gute Ruf des Handwerks. Normative Ehrvorstellungen und soziale Praxis in Spätmittelalter und Früher Neuzeit. Das Beispiel der Leipziger Schneider- und Goldschmiedeinnung (1470–1730) (Historische Studien 5), Magdeburg 2010.

37 Die im übertragenen Sinne allgemein für Unschuld und Jungfräulichkeit stehende weiße Farbe der Handschuhe verwies auf die idealtypisch ledige Lebensweise der Gesellen. Entsprechend zogen bei einem Leichengang unverheiratete Träger weiße, verheiratete jedoch schwarze Handschuhe an. Ernst Vesper, Die Sterbekassen in alter und neuer Zeit (Schriftenreihe des Instituts für Versicherungswissenschaft an der Universität Köln 23), Berlin 1966, S. 358.

38 Hildegard Kretschmer, Lexikon der Symbole und Attribute in der Kunst, Stuttgart 2008, S. 468; Marzell, Art. Zitrone, in: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens IX, Berlin 1938/1941, Sp. 940–943; Reiner Sörries (Bearb.), Großes Lexikon der Bestattungs- und Friedhofskultur. Wörterbuch zur Sepulkralkultur. Volkskundlich-kulturgeschichtlicher Teil: Von Abdankung bis Zweitbestattung, Braunschweig 2002, S. 389. Einen besonders breiten Fächer an Anwendungsbeispielen weist die Darstellung von Adolf Schwammberger auf. Adolf Schwammberger, Vom Brauchtum mit der Zitrone (Fürther Beiträge zur Geschichts- und Heimatkunde 2), Nürnberg 1965.

oder in der Krankenpflege<sup>39</sup> zum Einsatz. Hierbei wurde die reinigende Wirkung des scharfen Saftes genutzt.<sup>40</sup> Weniger hygienisch war die weitere Verwertung der Frucht, über die eine Chemnitzer Zeitung Auskunft gab: »Die Sitte, den Leichenträgern Zitronen zu geben, die sie während des [Leichen-]Tragens in den Händen halten mußten, führte zu dem höchst unappetitlichen Brauch, die Zitrone nach der Beerdigung an einen Fleischer zu verkaufen, der sie dann zu seinen schmackhaften Fleischwaren zu verwenden wußte.«<sup>41</sup> Seltener tauchte die Zitrone bei Hochzeiten oder bei einem eher profanen Anlass auf. Vielfach wurden solche Sitten nur beiläufig erwähnt.<sup>42</sup>

Um die Mitführung der Früchte in unserem Fall nachvollziehen zu können, ist es nötig, auf die tatsächlichen Eigenschaften der »Citronen« und ihre symbolische Aufladung zu verweisen. Eine abschließende, eindeutige Erklärung – so viel sei vorab gesagt – bleiben jedoch volkskundliche und kulturgeschichtliche Abhandlungen schuldig. Vielleicht kann seriöse wissenschaftliche Forschung gerade das nicht beibringen, da die Ursprünge von Bräuchen und traditionellen Handlungen oft aus unterschiedlichen Wurzeln in weit zurückreichenden, quellenarmen Zeiten gespeist wurden.

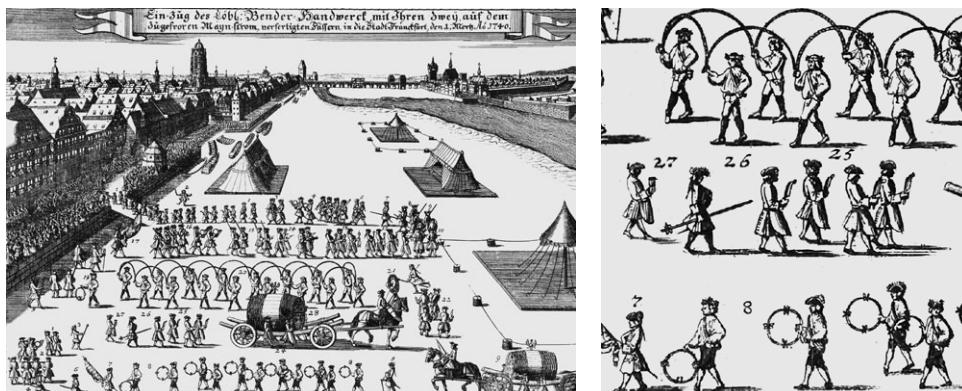
Verschiedene Aspekte möglicher Erklärungsansätze zur Verwendung der Zitronen sind zu berücksichtigen. Ihr stark aromatischer Geruch prädestinierte die Frucht zum Einsatz bei Leichenzügen und Begräbnissen und in Verbindung mit einem Umzug wirkte der Duft wohl erfrischend. Als schmückendes und repräsentatives Accessoire von beachtlichen Anschaffungskosten sollte die Südfrucht dennoch anscheinend für eine größere Anzahl an Gesellen erschwinglich sein. Verschuldete man sich eventuell sogar, um neben dem Führen eines Degens, dem Tragen ansprechender Kleidungsstücke und den notwendigen organisatorischen und verwaltungstechnischen Kosten mithilfe der Präsentation dieser symbolischen Frucht den eigenen Wohlstand auszudrücken? Angesichts der größeren Probleme in der direkten Nachkriegszeit und unter vielen Gesellen wäre ein solches Ansinnen als vermessen zu bezeichnen gewesen. Mit großer Wahrscheinlichkeit verwies der Brauch mit den Zitronen auf die fortdauernde Lebenskraft und das (obgleich oft gefährdete) Leben überhaupt. Es fungierten die gelben Früchte als ein mahnendes vanitas-Symbol. Diese Erklärung würde sich zudem anbieten, wenn der Umzug im Rahmen einer möglichen Erbhuldigung hätte

39 Es finden sich verschiedene Beispiele der medizinischen Verwendung. Stadtarchiv Chemnitz, Kap. IX Handwerksinnungen, Ma Nr. 6, Bl. 12r; Karl-Sudhoff-Institut Leipzig, Urkundenbestand, Nr. D 42; Marzell, Zitrone (Anm. 38), Sp. 943.

40 Vesper, Sterbekassen (Anm. 37), S. 348 f.

41 Richard Franke, Zur Geschichte des Begräbniswesens in Chemnitz. 4. Teil, in: Chemnitzer Tageblatt und Anzeiger 1903, Nr. 315, 2. Beilage, S. 10.

42 In Frankfurt am Main trugen »die kleinen Meistersöhne« 1720 aus Anlass eines Galgenbaus Zitronen auf ihren Degen, um sich vor der Infamierung durch diese ansonsten ehrenrührige Tätigkeit zu schützen. Richard van Dülmen, Theater des Schreckens. Gerichtspraxis und Strafrituale in der frühen Neuzeit (Beck'sche Reihe 349), München 41995, S. 100.



Festumzug der Bendergesellen am 1. März 1763, Kupferstich, rechts: vergrößerter Ausschnitt einiger Gesellen mit Bandmessern und aufgesteckten Zitronen (Historisches Museum Frankfurt am Main, Foto: Horst Ziegenfusz)

stattfinden sollen. Die Teilnehmer könnten somit den Abschied vom verstorbenen »alten« Kurfürsten einerseits und die Verehrung und Beglückwünschung gegenüber dem »neuen« Landesherrn andererseits symbolisch anzeigen.<sup>43</sup> Daneben wäre es denkbar, dass man sich der Zitronen auf eine äußerst praktische und zugleich metaphorische Art und Weise bediente, indem den gefährlichen Waffen im Aufzug durch das Aufpropfen der Früchte gleichermaßen visuell »die Spitze genommen« wurde.<sup>44</sup>

Am vereinbarten Zielort des Zuges sollten sicherlich Huldigungsszenen an den gnädigen Monarchen und möglicherweise weitere zeremonielle Handlungen arrangiert werden. Am Ende der Festivitäten wäre die Gesellschaft idealerweise, um das Bild der Zusammengehörigkeit aufrechtzuerhalten, geschlossen zur Gesellenherberge zurückmarschiert, wo im Anschluss unter der Voraussetzung eines im Großen und Ganzen gewaltlos verlaufenen prozessionsähnlichen Aktes ein gemeinsamer Umtunk winkte, der mitunter in eine ausladende Sauferei münden würde.<sup>45</sup>

43 Das Problem der Erbhuldigung wird am Ende des Aufsatzes näher erläutert.

44 Ähnliche Schauspiele boten die Frankfurter und die Kassler Bendergesellen (Böttchergesellen). Bei einem Umzug zu Ehren der Hochzeit des Erbprinzen führten letztere neben einem geschmückten Zunftschiff auf Bandmesser gesprießte Zitronen mit. In der Beschreibung des Umzugs der Frankfurter Böttchergesellen 1740 wurden mehrfach auf Bandmesser gesteckte Zitronen beschrieben. Lenhardt, Feste (Anm. 35), S. 15; Karl-Dieter Weber, Stadtbürgerliche Fest- und Feierkultur im 18. Jahrhundert in der Residenzstadt Kassel, in: Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte 107 (2002), S. 181–202, hier S. 184.

45 Unzählige Ermahnungen und Verbote des Stadtrates und der Landesregierung suchten spätestens seit der Reformation den Alkoholkonsum im Handwerk zu regulieren. Das gemeinschaftliche Trinken hatte nicht nur gesellige und gruppenkonstituierende Funktionen. Katharina Simon-Muscheid, Der Umgang mit Alkohol: Männliche Soziabilität und weibliche Tugend, in: Gerhard Jaritz (Hrsg.), Kontraste im Alltag des Mittelalters. Internationaler Kongress, Krems an der Donau 29. September bis 2. Oktober 1998 (Forschungen des Instituts für Realienkunde des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Diskussionen und Materialien 5), Wien 2000, S. 35–60.

## Das Gegenbild: Verarmung und Aufstand

Die bisherigen Ausführungen zum Umzug könnten ein trügerisch friedliches Bild von dem Verhältnis der Obrigkeit zur Handwerkerschaft abgeben. Trotz prekärer Lebenssituationen und bangen Zukunftserwartungen waren viele Gesellen gewillt, eine Parade zu Ehren des Landesherrn zu veranstalten und sich als Gruppe in das städtische Sozialgefüge einzuordnen. Oberflächlich betrachtet, korrespondiert dieser Eindruck mit Befunden aus der Zeit vor dem Siebenjährigen Krieg. Anders als in den 1790ern, in denen im deutschsprachigen Raum eine deutliche Zunahme an Gesellenstreiks zu beobachten war, konnte im kurfürstlichen Sachsen für die ersten sechs Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts kein einziger bedeutender Aufstand, der maßgeblich von Handwerksgesellen getragen wurde, nachgewiesen werden<sup>46</sup> und das, obwohl die vier apokalyptischen Reiter (Seuche, Krieg, Hunger und Tod) gerade im sogenannten Augsteischen Zeitalter allgegenwärtig blieben und sich die ökonomische Lage in vielen Bereichen der kleingewerblichen Produktion nicht sonderlich günstig entwickelte. Von über das individuelle Maß hinausgehenden gewaltsauslösenden Umtrieben und aufrührerischen, gar umstürzlerischen Tendenzen gegen die Obrigkeit schienen die Handwerksgesellen im sächsischen Kurfürstentum weit entfernt gewesen zu sein. Vielleicht schätzten die Gesellen den Ausgang gewaltssamer Aktionen als zu unsicher ein, denn schließlich hatten manche der Männer deutlich mehr zu verlieren als ihre Beschäftigung, insbesondere wenn sie Frau und Kinder zu versorgen hatten. Grundsätzlich profitierte ein Teil der Gesellschaft partiell vom existierenden Zunftsystem, zumindest solange die Wege zum Meisterrecht halbwegs offen standen. Kam es zu Konflikten, die sich in den ersten sechs Dezennien des Jahrhunderts jedoch unterhalb einer Eskalationsebene von Aufstand und Streik bewegten, dann tangierten diese die althergebrachte Handwerksgewohnheit, die Gesellenehre oder das vielbetonte Nahrungsprinzip. Mehrheitliche Zielsetzung der Gesellen in diesen frühen Auseinandersetzungen war die konservative Restitution ihrer alten Rechte und Privilegien durch Erfüllung konkreter Einzelforderungen.<sup>47</sup>

46 Reith, Streikbewegungen (Anm. 25). Im Gegensatz dazu hebt Michael Stürmer die Allgegenwart des Aufruhrs hervor, der doch zumeist ohne archivalische Überlieferung blieb: »Die Angst vor dem sozialen Ernstfall durchzog das 18. Jahrhundert. [...] Es ging um Aufstand, Ausstand, Verabredungen, Tumult, rebellischen Unfug – alles Begriffe, die letztlich nur verschiedene Formen desselben ungewissen Zustands meinten und deshalb auch in der Rechtssprache meist nebeneinander aufgeführt werden. Gemeint war stets die Herausforderung von Obrigkeit und ständischem Herkommen durch die Handwerksgesellen und ihre alten Bruderschaften. Solche Proteste durchzogen das Jahrhundert. Selten waren sie so bedeutsam, zogen eine so lange schriftliche Spur durch ihre Zeit wie der Auszug der Augsburger Schuhknechte 1726 [...].« Michael Stürmer (Hrsg.), *Herbst des Alten Handwerks. Meister, Gesellen und Obrigkeit im 18. Jahrhundert*, München 1986, S. 153. Zu den Begriffen Aufstand und Streik besonders S. 8–16. Vgl. Wilfried Reininghaus, *Zur Entstehung der Gesellengilden im Spätmittelalter*, Diss. phil. Münster, München 1980, S. 287 f.

47 Schwarz, Handwerksgesellen (Anm. 13), S. 385.

Erst die Brühlsche Finanz(miss)wirtschaft und die Ereignisse zwischen 1756 und 1763 erschütterten das Land nachhaltig und beschleunigten den existenzgefährdenden Geldwertverfall. Der sinkende Geldwert, gegebenenfalls noch Wetterunbilden, die eine schlechte Ernte und ein knappes Lebensmittelangebot nach sich zogen, sowie ökonomische Spekulationen schlügen sich umgehend in einer Steigerung der Lebensmittelpreise nieder. Während die Meister die Gesellenlöhne niedrig halten wollten, wussten sich die Handwerksgesellen in den größeren Städten nicht anders zu helfen, als mit dem kollektiven Kampfmittel der Arbeitsniederlegung ihren Unmut auszudrücken und ihre Forderungen zu bekräftigen.

Schon während des Krieges kam es zu spontanen Handlungen kollektiven Aufbegehrens. Nach einem Schreiben des Leipziger Schneiderobermeisters Friedrich Christoph Steinbrück vom 30. August 1758 hatten der Krieg und die mangelnde »Policey« »auch viele [Gesellen] so frech gemacht, daß sie sich Johannis daher zu gewissen Tagen in die Werkstädte eingedrungen, die in Arbeit stehenden Gesellen zum Spazieren gehen aufgerufen, selbigen wenn sie nicht mitgewollt, die Arbeit aus den Händen gerissen und sie gleichsam darzu aufgetrieben, daß sie aus der Arbeit gehen und solche liegen lassen müssen, wodurch die Meister nicht nur an ihrer Nahrung gehindert und recht verächtlich tractiret worden, sondern auch die größte Unordnung eingerissen«.<sup>48</sup> Über den Ausgang fehlen entsprechende Zeugnisse, doch brach die Aktion vermutlich schnell wieder in sich zusammen, ohne dass die tiefer liegenden Probleme, mit denen die Gesellen konfrontiert waren, auf hinreichende Weise gelöst worden wären.

Es blieb so nicht aus, dass der erste bedeutendere Gesellenaufstand des 18. Jahrhunderts in Sachsen wiederum von den Schneidergesellen Leipzigs ausging.<sup>49</sup> Auf die unbefriedigende Ostermesse 1763<sup>50</sup> folgte im Herbst die Michaelismesse. Nach der offiziellen Messewoche erhielten die Gesellen in der sogenannten Zahlwoche ihren Lohn.<sup>51</sup> Dieser fiel in den Augen der Burschen offensichtlich völlig unzureichend aus. Das minderwertige Geld und die verteuerten Lebensmittel führten bei verschie-

48 StadtAL, II. Sektion S (F) Nr. 1819, Bl. 32r.

49 Zumindest nach den Ausführungen von Reith, Streikbewegungen (Anm. 25).

50 Ernst Hasse, Geschichte der Leipziger Messen (Preisschriften gekrönt und herausgegeben von der Fürstlich Jablonowski'schen Gesellschaft zu Leipzig, Historisch-nationalökonomische Section XVII), Leipzig 1885 (Neudruck: Leipzig 1963), S. 325.

51 Die Herbst- oder Michaeliswoche begann jährlich am Sonntag nach St. Michaelis (29. September). Der eigentlichen Messewoche ging die Vor- oder Böttcherwoche voraus. Es schloss sich die traditionelle Entlohnung der Handwerksgesellen in der sogenannten Zahlwoche an. Im damaligen Sprachgebrauch konnten bisweilen alle drei Wochen als Messe bezeichnet werden. Johann Georg Krünitz, Ökonomisch-technologische Encyklopädie, oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft, und der Kunst-Geschichte, in alphabetischer Ordnung 89, Berlin 1802, S. 132. Im Jahre 1763 startete die Messewoche damit am 2. Oktober 1763, die Zahlwoche dagegen am 9. Oktober 1763.

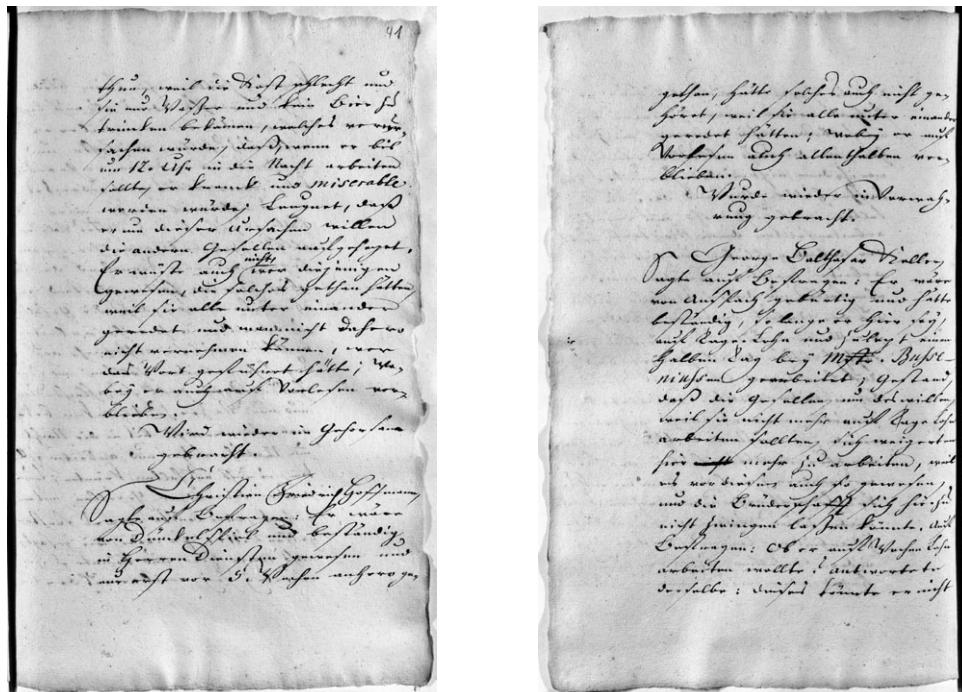
denen Gesellengruppen zu unterschiedlichen Konsequenzen, allerdings bei gleicher Tendenz. Diejenigen Gesellen, welche auf sogenannter »Tage-Arbeit«, d.h. welche tageweise, beschäftigt waren und zumindest teilweise nicht mehr im Haushalt des Meisters lebten, erhielten den Kostgeldanteil in klingender Münze ausgezahlt und hatten nicht wie die anderen Gesellen auf den Zahltag am Ende der Woche zu warten. Mit der Steigerung der Lebensmittelpreise korrespondierte die Entwicklung der Gesellenlöhne und speziell des Kostgeldanteils jedoch nicht. Die sinkende Kaufkraft schien für die Betroffenen einen Ausgleich in Form von höheren bzw. besseren Löhnen unbedingt notwendig zu machen. Andere Gesellen dagegen, die im Haushalt des Meisters oder der Meisterwitwe lebten, wochenweise Beschäftigung fanden und deren Kost und Logis von ihren Arbeitgebern eingeräumt wurden, klagten nun, dass die Qualität der Mahlzeiten abnahm. Meister und Meisterinnen suchten die gestiegenen Lebensmittelkosten durch den Kauf von billigeren, eventuell geringwertigeren Produkten abzufedern. Beide Gesellengruppen konstatierten eine Verschlechterung ihrer persönlichen Lage, sei es bei der Bezahlung oder der Verköstigung.

Darüber hinaus hatte die versammelte Meisterschaft auf ihrem Quartalstreffen am 17. Oktober beschlossen, die »Tage-Arbeit« endgültig und innerhalb von vierzehn Tagen abzuschaffen. Der städtische Rat hatte in einem entsprechenden Patent das Vorhaben unterstützt.<sup>52</sup> Der Beschluss der Meister brachte das Fass zum Überlaufen. Am nächsten Tag standen in der Stadt hunderte Schneidergesellen aus ihrer Arbeit auf und verlangten ausreichend in guten Münzen statt in schlechter Währung bezahlt zu werden.<sup>53</sup> Die flexiblere Beschäftigung nach »Tage-Arbeit« sollte zudem erhalten bleiben. Ein direktes Verlangen nach Lohnsteigerungen wurde nicht in breitem Maße gefordert und wäre auch kaum auf offene Ohren gestoßen. Beide Gesellengruppen drückten gemeinsam ihren Protest und Widerstand gegen die herrschenden und zukünftig drohenden Entlohnungspraktiken aus. Die Ratsherren antworteten unvermittelt mit Festnahmen und Inhaftierungen. Aufgrund der ungeheuren Menge an Verhafteten musste ein großer Teil im Zuchthaus untergebracht werden, wo die Gesellen bei Wasser und Brot auf die Solidarität der Kollegen anderer Handwerke angewiesen waren.<sup>54</sup> Die Hauptforderung der Aufrührer zielte nach Aussage der Obermeister darauf, »nicht eher wieder in Arbeit zu gehen, bis ihnen die Tage-Arbeit accordiret worden wäre«, was sich bei den anschließenden Vernehmungen einiger verhafteter Gesellen bewahrheitete. Die Argumentation der Handwerksgesellen war betont resti-

52 StadtAL, II. Sektion S (F) Nr. 1819, Bl. 35r–35v. Über die wirtschaftliche Bedeutung der verschiedenen Varianten der Entlohnung Reinhold Reith, Lohn und Leistung. Lohnformen im Gewerbe 1450–1900 (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beihefte 151), Stuttgart 1999. Speziell zum Leipziger Schneiderhandwerk ebd. S. 168–173.

53 Johann Christoph Händler, Biographie eines noch lebenden Schneiders, von ihm selbst geschrieben, Nürnberg 1798, S. 32 f.

54 Ebd., S. 34–38.



Vernehmungsprotokoll des Schneidergesellen George Balthasar Keller, der über schlechte Kost und drohende Erkrankungen klagt, weshalb man die Arbeit auf Wochenlohn ablehnen müsse (18.10.1763)  
(Stadtarchiv Leipzig, II. Sektion S [F] Nr. 1819, Bl. 40v–41r)

tuierend-konservativ. Die Form der Beschäftigung nach Tagen sei bisher Brauch unter den Gesellen gewesen und sie fürchteten bei Anerkennung des Verbots der Arbeit nach Tagelohn, dass sie »an andern Orten auf ihrer Wanderschaft Ungelegenheit diesfalls hätten«. Mit dem überregionalen und über Landesgrenzen hinaus ausgebauten kommunikativen Netzwerk der Gesellenvereinigungen bestand das Risiko eines existenzgefährdenden Verrufs der Leipziger Schneidergesellenlade.<sup>55</sup> Die Gesellen verschwiegen, dass sie, anstatt wie bei der Wochenarbeit sechs Tage auf den Lohn zu warten, bei einer tageweisen Beschäftigung täglich entlohnt wurden. Wochenweise mit einem kargen Lohn hauszuhalten, erforderte sicher ein höheres Maß an Ausgabendisziplin. Außerdem könnte durch Selbstversorgung eine bessere Beköstigung erreicht werden, so die Hoffnung der Gesellen. Bereits im Vorfeld wiederholten sich mehrfach die Klagen der im Meisterhaushalt lebenden Gesellen über

55 Zum Einsatz der Schelten und des Verrufs als kollektive Disziplinierungsmittel im Leipziger Handwerk Korge, *Der gute Ruf* (Anm. 36), S. 129–141.

die unzureichende Verpflegung durch die Arbeit gebenden Meister. Nach dem Protokoll des Stadtschreibers sagte der Geselle George Balthasar Keller aus, selbst wenn er wollte, könnte er nicht für Wochenlohn arbeiten, »weil die Kost schlecht und sie nur Waßer und kein Bier zu trincken bekämen, welches verursachen würde, daß, wenn er bis um 12 Uhr in die Nacht arbeiten sollte, er kranck und miserable werden würde.«<sup>56</sup>

Aus Sicht der Streikenden entwickelten sich die Dinge nicht sonderlich gut. Die Meister zeigten sich kaum kompromissbereit oder -fähig und die Vermittlung des Magistrats erschien mehr oder weniger halbherzig. Negativ auf den Verlauf des Protestes wirkte sich aus, dass zwar ein ruhiger Ablauf der Messen unmittelbar nach dem Krieg für die Stadt von großer Bedeutung war, jedoch die Nachfrage nach Arbeitskräften im Gegensatz zu den Wochen vor und während der Messe bald wieder zurückging. Nach ersten gescheiterten Einigungen lenkten die Gesellen ein und wurden unter der Zusage, ihre Arbeit wieder aufzunehmen, verwarnt und entlassen. Vom Rat wurden sogar eine den Gesellenforderungen entgegenkommendere Bezahlung nach Wochenlohn und eine bessere Beköstigung versprochen. Damit reagierte die Stadtobrigkeit auf die Forderungen derjenigen Gesellen, die im Meisterhaushalt lebten, wenigstens ansatzweise kompromissbereit, wenn auch relativ spät, und brach die kollektive Front des Widerstandes der Gesellen gegen ihre Meister auf. Die Meister wurden ermahnt, »daß sie mit denen Gesellen durchgehends so umgehen sollten, wie es ihnen gutgedünket, als sie noch Gesellen gewesen, damit die Gesellen weder wegen der allzuschlechten Kost, noch sonst gegründete Beschwerden zu führen Ursach hätten.«<sup>57</sup> »Es wurde befohlen, die Woche zweimal Braten und die übrigen Tage Suppen, Zugemüß und Fleisch, auch Butter und Käse« zu reichen, doch erfreuten sich die verköstigten Gesellen offensichtlich nicht lange an den Zusagen, da bald neue Klagen über die mangelnde Versorgung durch die Meister auftraten, die nach der autobiographischen Schilderung Johann Christoph Händlers »Würste, auch Heringe, welche man in Leipzig Schneiderkarpfen nennt«, servierten. Viele Gesellen verließen in letzter Konsequenz die Stadt.<sup>58</sup>

Konflikte wie dieser weisen auf eine andere Seite im Leben der Handwerksgesellen hin. Für das 18. Jahrhundert konstatiert die historische Forschung in ihrer Breite eine Zunahme des Unterschichtenwachstums und deutlich erkennbare Verarmungsten-

56 StadtAL, II. Sektion S (F) Nr. 1819, Bl. 35v–41r.

57 Ebd., Bl. 61v.

58 Händler, Biographie (Anm. 53), S. 39 f. Die für Bremen festgestellte sinkende Tendenz für Lebensmittelpreise dürfte sich in ähnlicher Weise in Leipzig vollzogen haben, allerdings zu spät, um einen Ausbruch des Streiks entscheidend zu beeinflussen. Schwarz, Handwerksgesellen (Anm. 13), S. 356. Auseinandersetzungen um die Entlohnungsmodalitäten (Stück-, Tages- und Wochenlohn) sowie die Lohnhöhe blieben nach dem erfolglosen Boykott vom Herbst 1763 aktuelle Konfliktthemen und prägten das Arbeitsklima im Schneiderhandwerk bis weit in das 19. Jahrhundert. StadtAL, II. Sektion S (F) Nr. 1920; Tit. LXIV (F) Nr. 322, Bl. 10r–12r, 22r–23r.

denzen, die sich ab der Jahrhundertmitte beschleunigten. Wie eingangs angedeutet, fielen die Handwerksgesellen unter die hiervon besonders gefährdeten Bevölkerungsschichten. Anzeichen liegen in vielfältiger Weise vor.<sup>59</sup> Neben der bedrückenden materiellen Lage vieler Gesellen, die sich zum Beispiel in ihren Klag- und Bitschriften Gehör verschaffen wollten, klangen die Konfrontationen mit den sogenannten Störern nicht ab. Nicht nur außerhalb des Gewerbes war das Konkurrenzproblem allenthalben fassbar. So duldeten die ledigen Mitglieder der Bruderschaft einen verheirateten Gesellen nicht oder nur widerwillig, selbst wenn ihr Nahrungskonkurrent den bis zum Gesellenstatus erforderlichen zünftigen Ausbildungsweg durchlaufen hatte. In demselben Monat, als die Gesellenorganisation ihre Umzugsbitte äußerte, forderten die Altgesellen samt den Zunftobermeistern des Schneiderhandwerks vor dem Magistrat eine Einschränkung der Arbeitsvermittlung und Beschäftigung »beweibter« Gesellen.<sup>60</sup> Und mit weiteren Problemen hatte die Gesellschaft zu kämpfen, die an der Existenzgrundlage ihrer Kollektivorganisation rührten: Jedes ihrer Mitglieder war verpflichtet, zu den Quartalstreffen der Bruderschaft zu erscheinen. Dass diese Pflicht nicht die allerhöchste Priorität genoss, belegen immer wieder Ermahnungen, Eingaben und Strafgelder aufgrund mangelnder Anwesenheit. Die aus Nachlässigkeit, ungenügender Zahlungsdisziplin und Vermögenslosigkeit resultierenden Schulden an Auflegegeldern konnten die Lade der Gesellen leicht in Zahlungsschwierigkeiten bringen. Noch 1750 befahl eine Ratsverordnung diese sogenannten Missbräuche abzubauen.<sup>61</sup> Wennleich über die Kassenlage des Gesellenverbandes der Leipziger Schneider um die Mitte des 18. Jahrhunderts aufgrund fehlender Überlieferungen keine konkreten Aussagen getroffen werden können, bleibt zu vermuten, dass die finanziellen Möglichkeiten schon allein aufgrund der schlechten Zahlungsmoral unter den Gemeinschaftsmitgliedern sowie der niedrigen Mitgliedsbeiträge und sonstigen Einnahmen recht beschränkt gewesen sein dürften. Dessen ungeachtet wollte die Gesellschaft die hohen Aufwendungen einer Parade im Umfeld eines Fürstenempfangs aufbringen.

59 Für Leipzig siehe Bräuer, Leipziger Rat (Anm. 17). Darüber hinaus für weitere sächsische Städte siehe Helmut Bräuer, Elke Schlenkrich (Bearb.), Armut und Armutsbekämpfung. Schriftliche und bildliche Quellen bis um 1800 aus Chemnitz, Dresden, Freiberg, Leipzig und Zwickau. Ein sachthema-tisches Inventar, Leipzig 2002.

60 StadtAL, Tit. VIII (F) Nr. 334, 1763, Bd. 2, Bl. 580r–593r. Zur differenziert zu bewertenden Problematik um den Stand der Ehe bei Handwerksmeistern und -gesellen siehe Marcel Korge, Ge-schlechterbeziehungen und Ehelichkeit im zünftigen Handwerk, in: Stadtgeschichte. Mitteilungen des Leipziger Geschichtsvereins e. V. 2007, S. 63–86.

61 StadtAL, Handwerksinnungen, Schneider B 1, Bl. 29r.

## Die Verbindung: Erklärungsversuch und offene Fragen

Noch Mitte Oktober waren bis zu dreihundert Schneidergesellen oder sogar mehr aus der Arbeit getreten,<sup>62</sup> während sie Mitte Dezember des gleichen Jahres brav um einen friedlichen und zugleich aufwändigen Umzug beim Rat der Stadt nachfragten. Wie ist dieses paradoxe Verhalten zu erklären?

Die wenigen Quellen geben keine sicheren Antworten auf diese Frage. Weitere Schriftstücke, die sich auf den Umzug beziehen, fehlen. Der Hintergrund des Schreibens muss näher beleuchtet werden, da er für einen Erklärungsansatz zentral erscheint.

Wie schon bei der Erläuterung der symbolischen Bedeutung der Zitrusfrüchte angedeutet, liegt es durchaus nahe, die geplante Reise des sächsischen Kurfürsten nach Leipzig im Zusammenhang mit einer beabsichtigten Erbhuldigung zu sehen. Für die Stadt Leipzig sind seit dem beginnenden 15. bis ins 19. Jahrhundert Quellen überliefert, welche die Huldigungen der Bevölkerung an die Adresse ihrer neuen Landesherren dokumentieren. Leider muss festgehalten werden, dass sich keine Leipziger Überlieferungen aus dem Jahre 1763 zu möglichen Huldigungsvorbereitungen fanden. Dennoch ist die Vermutung einer Erbhuldigung als Reiseursache nicht von der Hand zu weisen, da der Kurfürst erst vor wenigen Monaten das Zepter der Regierungstätigkeit ergriffen hatte und diese im feudalen Herrschaftsverständnis konstitutiv wirkende Handlung bisher nicht vollzogen war.

Galten die frühen Huldigungen als gegenseitig rechtsetzende Akte, so wandelte sich ihr Charakter spätestens seit der Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg merklich. »Gegenüber der städtischen Bewohnerschaft signalisierten die Huldigungen des 17. und 18. Jahrhunderts nicht allein die Singularität und Unerreichbarkeit des Kurfürsten als Herrscher, sondern ebenso die Unterordnung der städtischen Obrigkeit Rat sowie gleichzeitig dessen Einordnung in den landesherrlichen Apparat und dessen daraus resultierende Legitimierung«<sup>63</sup>

Nicht allein die Bürgerschaft inklusive der Handwerkszünfte hatte den Huldigungseid zu leisten. Bereits bei früheren Herrscherwechseln war die gesamte Einwohnerschaft der Stadt aufgefordert worden, der Huldigung beizuwohnen. Selbst volljährige Frauen hatten sich dem nicht zu entziehen. Anlässlich der Huldigung für Kurfürst Friedrich August I. erging von Dresden an den städtischen Rat die Anord-

62 Während Reinhold Reith von mindestens 200 Gesellen spricht, gibt das biographische Werk von Johann Christoph Händler ihre Zahl mit über 300 an. Händler, Biographie (Anm. 53), S. 34; Reith, Streikbewegungen (Anm. 25), S. 174–177. Die gesamte Bruderschaft bestand aus mehreren hundert Gesellen, sodass sich ein Großteil der Mitglieder am Streik beteiligte.

63 Katrin Keller, Machttheater? Landesherrliche Huldigungen im 16. bis 19. Jahrhundert, in: Dies. (Hrsg.), Feste und Feiern. Zum Wandel städtischer Festkultur in Leipzig, Leipzig 1994, S. 17–35, hier S. 32.

nung, man solle »auch der Bürgerschafft und allen Einwohnern bey euch andeuten, daß Uns auf benannten Tag die Erbhuldigung, wie sichs gebühret, und zwar, von den Weibern durch Gevollmächtigte, so zu Leistung des Eydes in ihre Seele behörig legitimiret, geleistet werde, und an deme sich niemand etwas hindern laßet«.<sup>64</sup> Über die Beteiligung von Nicht-Bürgern berichtete beispielsweise der Obervoigt 1769: »In der Mitten aufm Marckte sind Schrancken von 76 Ell[en] lang und 72 Ellen breit mit 3 Eingängen vor hiesige Bürgerschafft gemacht worden, wovon die Städte Eilenburg, Grimme und Tauche rechter und lincker Hand gestanden, hiesige Einwohner und Dorffschafften aber hinter der Bürgerschafft« außerhalb des abgesperrten Areals.<sup>65</sup> Somit kann davon ausgegangen werden, dass Handwerksgesellen zumindest in die Aufforderung zur Anwesenheit einbezogen wurden. Es schließen sich unmittelbar zwei Fragen an.

1. Könnte der geplante Umzug damit in Verbindung mit der offiziellen Huldigungsveranstaltung gestanden haben? Huldigungsveranstaltungen waren symbolische Zeremonien mit genau festgelegten Strukturen in Aufbau und Verlauf. Ihr ritualisierter Ablauf ließ den einzelnen Akteuren zumindest am eigentlichen Huldigungstag keine großen Handlungsspielräume. Die vorhandenen Huldigungsakten schildern en détail die einzelnen Etappen angefangen bei der Huldigungs predigt am Vormittag und den Aufstellungen der einzelnen Vorstadt- und Stadtviertel mit ihren Stadthauptmännern bis zu dem üblichen Abendbankett.<sup>66</sup> Bei keiner der Leipziger Huldigungen seit dem 15. Jahrhundert wird ein Handwerkeraufzug erwähnt. Ein am Huldigungstag stattfindender Festumzug, noch dazu von einer einzelnen Personengruppe, hätte den Leipziger Traditionen widersprochen und den genau terminierten Tagesablauf beeinflusst. Nichtsdestotrotz war es bisher üblich gewesen, dass der Kurfürst die offizielle Huldigung als Anlass nahm, mehrere Tage in Leipzig zuzubringen. In diesem größeren Rahmen hätten sich eventuell einige Zeitfenster aufgetan. So besichtigten der sächsische Kurfürst Friedrich August III. und seine Ehefrau am 1. Mai 1769, einen Tag vor der Huldigung, die Messestadt und einige in der Gegend zusammengezogene Armeeregimenter.<sup>67</sup>

2. Wichtiger noch wäre zu klären, ob möglicherweise dem Umzug ein verpflichtender Charakter zugrunde lag. Existierte also etwa von Seiten des Stadtrats oder des Landesherrn eine Order, die den Schneidergesellen bei Strafe keine andere Wahl ließ? Eine Verpflichtung der Schneidergesellen zu einem Festumzug im Sinne eines Devotionsaktes im unmittelbaren Umfeld der Huldigungsveranstaltungen erscheint neben

64 StadtAL, Tit. XLVII (F) Nr. 12, Bl. 3r.

65 Ebd. Bl. 97r.

66 Ein erschöpfender Bericht über die Erbhuldigung 1733 findet sich beispielsweise in: StadtAL, Tit. XLVII (F) Nr. 8c. Zur Zeremonie 1769: StadtAL, Tit. XLVII (F) Nr. 12, Bl. 91r–92r, 110r–115v.

67 Ebd. Bl. 91r. Auch beweist das Schweigen der Quellen noch nicht die Nichtexistenz eines Faktums.

den bereits angeführten Gründen wenig wahrscheinlich. Die verschiedenen Auseinandersetzungen um Rang und Ehre im Zuge der Erbhuldigung und den peripher ablaufenden Veranstaltungen beweisen, wie kleinlich und strikt die verschiedenen Teilnehmer wie Magistrat, Universität, Ritterschaft, Schöppenstuhl und Geistlichkeit darauf achteten, an diesem Tag im wahrsten Sinne des Wortes nicht hintenan gestellt zu werden.<sup>68</sup> Zudem lag der Stadtoberigkeit viel an der Wahrung von Sicherheit, Würde und Ordnung, wie in den Quellen mehrfach betont wird. Eine Gruppe von dreihundert Schneidergesellen schien gegenüber der kurfürstlichen Familie, den zahlreichen Hofbeamten, den städtischen und universitären Eliten weder würdevoll noch konnte sichergestellt werden, dass dieser Aufzug ohne Zwischenfälle ausgegangen wäre. Aus den Akten zur Vorbereitung auf die Huldigung vom 2. Mai 1769 geht hervor, dass sich die Böttchergesellen beim Magistrat darum bemüht hatten, den Landesherrn mit einem »Reiff-Tantz« zu beeindrucken. Auch die Schützengesellschaft im Peterschießgraben wollte in einer gesonderten Darbietung ihre Devotion erzeigen und dem Kurfürsten »paradiren«. Alle diesbezüglichen Bitten wurden vom Rat umgehend abschlägig beantwortet.<sup>69</sup> Ein Grund könnte die ausdrückliche kurfürstliche Absage an allen »unnötigen Aufwand« gewesen sein, denn schließlich befanden sich Stadt und Kurfürstentum noch immer in einer angespannten finanziellen Situation, von der akuten Situation sechs Jahre früher ganz zu schweigen.<sup>70</sup> Es bleibt zu konstatieren, dass sich die Gesellenorganisation der Schneider wohl gern freiwillig an den Festlichkeiten vor oder nach den »offiziellen« Huldigungszeremonien beteiligen wollte. Doch aus welchen Gründen heraus?

Geht man zurück zur Ausgangsfrage nach dem zwiespältigen Verhalten der Gesellen, dann muss bedacht werden, dass ein eigens finanziert, freiwilliger Festumzug im Sinne einer Art »Separat-Huldigung« den Gesellen einigen Vorteil geboten hätte. Durchaus denkbar war beispielsweise, dass sich die Schneidergesellen von ihrem exklusiven Auftritt eine Verbesserung der eigenen angespannten sozioökonomischen Situation versprachen. Hatten die letzten Ereignisse im Oktober wie auch die letzten Jahre und Jahrzehnte deutlich gezeigt, dass man im Magistrat wie unter den Meistern des eigenen Handwerks eher nicht mit Verbündeten rechnen konnte, so setzte man gegebenenfalls einige, wenngleich aus heutiger Sicht aussichtslos erscheinende Hoffnung auf den Landesvater. Hinter gebeugten Rücken und demütig zur Erde gerichteten Blicken konnten sich neben wahrhaftigem Treuebekenntnis und emotionaler

68 Zu den Rangstreitigkeiten bei Leipziger Erbhuldigungen siehe Thomas Weller, *Theatrum Praecedentiae. Zeremonieller Rang und gesellschaftliche Ordnung in der frühneuzeitlichen Stadt: Leipzig 1500–1800*, Darmstadt 2006, S. 174–229.

69 StadtAL, Tit. XLVII (F) Nr. 11, Bl. 5r–9r.

70 Ebd. Bl. 10r. Als weitere denkbare Ursache führt Keller ein modernisierten Staats- und Herrschaftsverständnis an. Keller, Feste (Anm. 63), S. 29.

Begeisterung auch Teilnahmslosigkeit, Resignation, aufbegehrende Unzufriedenheit und handfeste materielle Motivation verbergen.

Auch auf systemischer Ebene wendete sich der Zorn der Gesellen wie in früheren Konflikten und späteren Unruhen bezeichnenderweise nicht primär gegen die landesherrliche Obrigkeit und die politisch-wirtschaftlichen Zustände an sich. Oft wurden die Gesellen als Verteidiger des alten Zunftsystems und überholter Handwerksbräuche kritisiert. In der Gesellschaft waren über den Ausbruch der französischen Revolution hinaus verhältnismäßig wenig revolutionäre Tendenzen erkennbar. Häufiger kam es erstens zu Reibereien mit Personengruppen außerhalb des (zünftigen) Handwerks, mit denen um Ansehen, Kundschaft oder knappe materielle Güter konkurriert wurde. Vielfältig und teilweise aggressiv stritt man sich zweitens innerhalb des Gewerbes und zwar sowohl auf vertikaler (z. B. Meister und Gesellen) wie auf horizontaler Ebene (z. B. ledige und verheiratete Gesellen, tageweise und wochenweise beschäftigte Gesellen).<sup>71</sup> Je nach Interessenkonstellation schlossen sich Personen zu lockeren gruppenübergreifenden Allianzen zusammen, die nach Austragung der Streitigkeiten wieder zerfallen konnten. Im Aufstand vom Herbst 1763 standen die Gesellen anfangs relativ geschlossen füreinander ein. Die abhängig Beschäftigten fanden die Schuldigen für die schlechte Bezahlung (minderwertiges Geld) sowie für die miserable Verpflegung und Unterhaltung in der Meisterzunft, nicht aber in der Person des Landesherrn, zu dessen Ehren die Parade ausgerichtet werden sollte, und der politischen Elite.<sup>72</sup> Die komplexen Zusammenhänge zwischen Machtpolitik, Krieg, staatlichem Münzwesen, Geldwertverfall und Preisentwicklung wurden nicht erkannt, die Verantwortung bei ihren direkten Vorgesetzten, zu denen in vielen Fällen ein angespanntes Verhältnis vorlag, oder in selteneren Fällen beim Stadtrat gesucht, der in den Augen der Betroffenen nicht effektiv gegen solche Missstände einschritt. Nachdem die Gesellen Leipzig verlassen hatten, kehrte vermutlich ein Teil in die Stadt zurück. Andere freie Arbeitsstellen wurden mit neu Zugewanderten besetzt. Die Gesellen in den Massenhandwerken mussten mit einem Mangel an Arbeitsmöglichkeiten auf der einen und einem überhandnehmenden Arbeitskräfteangebot auf der anderen Seite kämpfen, wodurch ein Streik nach traditionellem Konzept<sup>73</sup> nur kurzfristig, speziell vor Messezeiten oder bei bedeutenden Kundenaufträgen (Militäruniformen), Wirkung entfalten konnte. Das harte obrigkeitliche Durchgreifen und die persönlichen Notlagen der einzelnen Gesellen begünstigten ein rasches Ende des Aufstandes.

71 Helmut Bräuer, Armenternalität in Sachsen 1500 bis 1800. Essays, Leipzig 2008, S. 275–277.

72 Händler, Biographie (Anm. 53), S. 38 f.

73 Über den Gesellenstreik als jahrhundertealtes Mittel zur Durchsetzung von Gruppeninteressen siehe Helmut Bräuer, Gesellenstreiks in Sachsen im Zeitalter der frühbürgerlichen Revolution, in: Jahrbuch für Regionalgeschichte 14 (1987), S. 183–199; Andreas Grießinger, Das symbolische Kapital der Ehre. Streikbewegungen und kollektives Bewußtsein deutscher Handwerksgesellen im 18. Jahrhundert (Ullstein-Buch 35080), Frankfurt am Main 1981; Reith, Streikbewegungen (Anm. 25).

Vermutlich wichtiger noch dürften die Interessendifferenzen aufgrund der oft unterschätzten Heterogenität in den Lebenslagen der verschiedenen Gesellengruppen (Meistersöhne, Einheiratende, Zunftfremde, Eingesessene, Zugewanderte, Junge, Alte, Ledige, Verheiratete usw.) innerhalb ihrer Organisation gewesen sein. So war nicht ausgeschlossen, dass vor allem von den auf eher unsicherem Tagelohn angewiesenen Gesellen die Neigung zum Boykott ausging. Da der strittige Punkt der »Tage-Arbeit« nach Aussagen der Leipziger Schneidergesellen mittlerweile im sogenannten »alten Herkommen« verankert war,<sup>74</sup> konnte die Akzeptanz dieser Benachteiligung durch die Betroffenen selbst das kollektive Ehrkapital betreffen. Eine Veränderung der Arbeitsbedingungen, die als Eingriff in die Handwerksgewohnheit dargestellt wurde, eignete sich als Gegenstand eines massiven Protestes. Abgesehen von der er strebten Lageverbesserung dürfte die Initiative zum erbetenen Umzug im Umfeld der Erbhuldigung wohl eher von den besser gestellten Gruppen innerhalb des Gesellenverbandes ausgegangen sein.

Die meisten Schneidergesellen konnten sicherlich weder auf eine unbeschwerliche Vergangenheit zurück schauen noch auf eine sorgenfreie Zukunft hoffen. Und doch sollten die knappen Mittel der Gesellenbüchse für die Vorbereitung und Durchführung des Umzuges herhalten. Mangel an möglicher anderweitiger Verwendung bestand offenkundig nicht, denn neben Unterhalt und Instandhaltungskosten für Herberge und Insignien mussten unter anderem die Amtspersonen ausgezahlt, zahlreiche Bedarfsgüter (Schreibutensilien, Kerzen, Wachs usw.) angeschafft und jede Menge Münzen in Bier und Brezeln für die Zusammenkünfte umgesetzt werden. Der Gesellenkasse oblag es letztlich, die Versorgung bedürftiger Mitglieder aufrecht zu erhalten.

Mit Blick auf den beschriebenen Festumzug innerhalb der durchaus schwierigen Gesamtlage im Schneiderhandwerk führen unter Berücksichtigung manchen Quellenproblems<sup>75</sup> neben weiteren Momenten (Traditionsbewusstsein, Achtung der als legitim angesehenen Obrigkeit, Resignation) wohl zwei Haupterklärungsmuster zu potenziellen Antworten. Einerseits traf eben nicht die Gesamtheit der Handwerksgesellen auf die gleichen sozioökonomischen Ausgangslagen in ihrem Alltag. Die Mittel zur Bewältigung täglicher Problemlagen der Existenzsicherung waren zutiefst unterschiedlich verteilt, was eine komplizierte Gemengelage an Interessen ergab. Teile des Kollektivs hofften vermutlich tatsächlich auf eine positivere Entwick

---

74 StadtAL, II. Sektion S (F) Nr. 1819, Bl. 37v. Der bei dem Aufstand 1763 verhaftete Schneidergeselle Johann Andreas Pecht äußerte sich auf dem Rathaus, dass er lieber aus Leipzig auswandern wolle, »weil ein Handwerks-Pursche nicht gezwungen werden könnte, wieder seinen Willen an einem Orte zu arbeiten«. Es würde also ein grundlegendes Recht beeinträchtigt. Ebd. Bl. 40r.

75 Die temporär nur halblegalen Gesellenorganisationen hinterließen in vielen Bereichen ihres Wirkens wenig schriftliche Überlieferungen.

lung, wenn sie nur dem Landesherrn ihre Devotion darbringen konnten. Dagegen sprechen freilich einige der gewählten Bestandteile des Umzugs (Degen, Kleidung, Fahne), die eher Elemente des Widerstands und Aufbegehrrens bildeten. Somit zeichnet sich das vorliegende Schreiben als ein weiterer Beleg für die dringende Notwendigkeit einer differenzierenden Analyse sozialer Wirklichkeit aus und rät zur Zurückhaltung gegenüber pauschalisierenden Einschätzungen, insbesondere bei einer dünnen Quellendecke.<sup>76</sup> Und andererseits sollten sich wissenschaftliche Analysen vor einer bloßen modernisierungstheoretischen Normen- und Werteprojektion auf historische Gesellschaften und Gemeinschaften hüten, ohne einen potentiell möglichen Wandel dieser Güter zu berücksichtigen. Die immense Bedeutung, die dem Ehrbegriff innerhalb des zünftigen Handwerks beigemessen wurde, könnte beispielsweise einen Teil der Ausgabenpolitik der Gesellenkassen erklären, die stärker auf Repräsentanz und Tradition als auf soziale Fürsorge setzte.<sup>77</sup> Wenngleich Erklärungsansätze existieren, der geplante Festumzug behält unter den gegebenen Umständen seinen uneindeutigen Charakter.

Das besprochene Dokument der Schneidergesellen datiert vom 14. Dezember 1763. Ob die »HochEdelgeborenen HochEdlen und Hochweisen Herren« des Leipziger Magistrats das Gesuch detailliert in Augenschein nehmen ließen, erscheint ungewiss. Die Suche nach einem Bearbeitungs- oder gar Genehmigungsvermerk auf dem Schriftstück bleibt in der Tat vergebens. Und zu einer praktischen Ausführung des Vorhabens sollte es nie kommen. Eine knappe Woche später schrieben die »Leipziger Zeitungen«: »Aus Dresden geht die betrübte Nachricht ein, daß es dem allerhöchsten GOtt gefallen, den uns kaum geschenkten geliebtesten Landes-Herrn, Seine Königliche Hoheit und Churfürstliche Durchlaucht, Herrn Herrn Friedrich Christian, durch die Blattern und einem den Sonnabend um 2 Uhr darzu gekommenen Schlagflusse aus dieser Sterblichkeit zu sich zu fordern, und dadurch das ganze Chur-Haus und alle getreue Unterthanen des gesammten Churfürstenthums und darzu gehörige Lande durch diesen hohen Todes-Fall abermahl in die tiefste Trauer zu versetzen.«<sup>78</sup> Der Kurfürst Friedrich Christian von Sachsen war drei Tage nach Eingang des Schreibens überraschend gestorben. Die rätselhaften Zitronen haben sich als schlechtes Omen erwiesen.

76 Mit Blick auf das bevorstehende Jubiläum in Leipzig 2015 offenbart sich damit die Notwendigkeit akribischer und quellenintensiver Einzelforschungen.

77 Eine genauere Untersuchung der sozial-fürsorglichen Funktionsweise obersächsischer Handwerkszünfte und Gesellschaften wird in der sich derzeit in Arbeit befindlichen Dissertation des Autors vorbereitet.

78 Leipziger Zeitungen vom 20.12.1763, S. 795.



## Die Braunkohlenindustrie in Mitteldeutschland

Geologie, Geschichte, Sachzeugen

Von Otfried Wagenbreth,  
in Verbindung mit Andreas Berkner

ISBN 978-3-86729-058-6

Gebundene Ausgabe mit Laudatio und Lesezeichen

Format 17 x 24 cm, 352 Seiten, 250 Abbildungen

38,00 Euro, 1. Auflage 2011

Revierautoren: Gerald Fröhlich, Joachim Fröhlich, Wolfgang Karpe, Günter Krumbiegel, Gerhard Liehmann, Rüdiger Mierzwa, Günther Müller, Manfred Müller, Eckhard Oelke, Andreas Ohse, Rudolf Priemer, Rainer Ullmann

Der Braunkohlenbergbau gehört in fast allen Revieren Mitteldeutschlands der Vergangenheit an. In wenigen Jahren hat sich das Landschaftsbild grundlegend verändert. Es wird nicht mehr von Fördertürmen, tiefen Tagebauen mit Baggern und Förderbrücken, kahlen Halden und Absetzern, von Abraum- und Kohlebahnen, Schwelereien, Brikettfabriken und zugehörigen Schornsteinen bestimmt, sondern von belebenden und bewachsenen Seen in mecklenburgischer Größenordnung, von Landwirtschaft auf ehemaligen Kippenflächen und von Wald auf Hochhalden. Mit diesem einzigartigen Landschaftswandel und ökologischen Lebensgewinn drohen freilich Braunkohlenbergbau und -industrie weithin in Vergessenheit zu geraten. Obwohl sie doch einst der wirtschaftliche Herzschlag Mitteldeutschlands waren, ihnen Zehntausende ihre Arbeitsplätze wie Existenz verdankten und der Osten Deutschlands davon nach 1945 schicksalhaft gezehrt hat!

Aber Erinnerung ist möglich, Bergbau und Braunkohlenindustrie haben bleibende Spuren hinterlassen – nicht nur eindrucksvolle museale Zeugnisse, auch die Bergbaufolgelandschaft selbst mit ihren Tiefbau-Senkungsgebieten, Tagebaurestlöchern, Abraumhalden bleibt dem Auge erkennbar und ist ungleich abwechslungsreicher, als es die alten Siedlungsböden der Leipziger Tieflandsbucht vor ihrer Zerstörung gewesen sind. So bietet sich heute und künftig dem Landschaftserlebnis eine vierte, die historische Dimension, zumal in den zurückliegenden 160 Jahren Braunkohlenbergbau und -industrie eine gewaltige technische und regionale Entwicklung durchlaufen haben. All dies, die ganze historische Technik der Braunkohlengewinnung und -verarbeitung sowie die einzelnen Reviere Mitteldeutschlands, erfasst die vorliegende Publikation im Überblick, bietet damit ein abschließendes Kompendium dieses ehedem dominanten Wirtschaftszweiges im mitteldeutschen Raum.

Wie kein zweiter ist dafür Otfried Wagenbreth, emeritierter Professor der TU Freiberg und verdienstvoller Verfasser zahlreicher geowissenschaftlicher, montanhistorischer und denkmalpflegerischer Publikationen, für die Autorenschaft berufen. Das Werk ist zur Veranschaulichung der Prozesse mit etwa 100 Zeichnungen von der Hand des Autors und rund 80 historischen Aufnahmen ausgestattet. Der Band entstand unter Mitarbeit und maßgeblicher Begleitung von Andreas Berkner, Professor der Geowissenschaften an der Universität Leipzig, Leiter der Regionalen Planungsstelle beim Regionalen Planungsverband Leipzig-Westsachsen und Autor der dem Band beiliegenden Laudatio.

# REZENSIONEN

## Orte der Verwahrung. Die innere Organisation von Gefängnissen, Hospitälern und Klöstern seit dem Spätmittelalter

Herausgegeben von *Gerhard Ammerer, Arthur Brunhart, Martin Scheutz, Alfred Stefan Weiß*

(Geschlossene Häuser; 1), Leipziger Universitätsverlag: Leipzig 2010,  
366 S., Ill., graph. Darst., Ladenpreis: 39,00 Euro, ISBN 978-3-86583-356-3

Der Sammelband umfasst die Beiträge einer Tagung vom September 2007 in Liechtenstein. Die Tagung setzte eine inhaltliche Reihe zur Geschichte der Gefängnisse und ihrer Vorgängerinstitutionen, der Zucht- und Arbeitshäuser fort, in der Wissenschaftler unterschiedlicher Einrichtungen aus mehreren Ländern seit einigen Jahren ihre Forschungsergebnisse austauschen. Die aktuelle Tagung erweiterte das Spektrum der Untersuchungsgegenstände auf »Orte der Verwahrung« und bezog neben den Gefängnissen auch Hospitäler und Klöster in die Untersuchung ein und fand standesgemäß im Kloster St. Elisabeth in Schaan statt. Diese erweiterte Perspektive spiegelte sich im Verlauf der Tagung und so auch im Aufbau des Bandes wider. Die Beiträge sind in die drei Teile Zucht- und Arbeitshäuser/Gefängnisse, Hospitäler und Klöster zusammengefasst.

Bei dem Band handelt es sich um den Auftakt einer neuen Reihe des Leipziger Universitätsverlages – *Geschlossene Häuser. Historische Studien zu Institutionen und Orten der Separierung, Verwahrung und Bestrafung* –, welche in einem kurzen Vorwort vorgestellt wird. Es ist erfreulich, dass damit eine Publikationsmöglichkeit geschaffen wurde, die schon auf die nächsten Bände gespannt sein lässt. Der Leipziger Universitätsverlag setzt damit seine Veröffentlichung zum Thema fort, die er 2003 mit Heft 5/6 seiner Reihe *Comparativ*<sup>1</sup> begonnen hatte. Daran anschließend gibt *Gerhard Ammerer* in seiner Einleitung einen Überblick über die Beiträge der Tagung, die zeitlich vom Spätmittelalter bis in die jüngste Vergangenheit reichen. Die Einführung in die Thematik erfolgt durch *Christina Vanja* in essayistischer Form unter dem Titel: *Orte der Verwahrung – Metaphern und soziale Wirklichkeit*. Sie zeigt den derzeitigen Forschungsstand und verweist in zahlreichen Anmerkungen auf weiterführende Literatur.

<sup>1</sup> Gefängnis und Gesellschaft. Zur (Vor-)Geschichte der strafenden Einsperrung. Hrsg. v. Gerhard Ammerer, Falk Bretschneider und Alfred Stefan Weiß. – Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 2003 (Comparativ. Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung; 13. Jg. 2007, H. 5/6).

Der erste inhaltliche Schwerpunkt zu den Zucht- und Arbeitshäusern bzw. Gefängnissen bildet mit sieben Beiträgen den umfangreichsten Teil. Die Sektion beginnt mit dem Beitrag von *Helmut Bräuer* über die Obersächsischen Zucht- und Arbeitshäuser vor 1715/16, das heißt vor der Einrichtung der ersten sächsischen Landesanstalt in Waldheim. An konkreten Beispielen wie dem Georgenhospital in Leipzig, das seit 1439 in kommunalen Besitz mit der Aufnahme von Züchtlingen seit 1669 zum ersten sächsischen Zucht-, Waisen- und Armenhaus und damit zur »kombinierten Institution« wird, der Entwicklung im Erzgebirge mit den Einrichtungen in den Bergbaustädten Freiberg und Schneeberg oder dem Umgang mit den Ortsarmen und den fremden Bettlern in der Residenzstadt Dresden gelingt es Bräuer, die »seit dem späten Mittelalter fortschreitenden sozialen Differenzierungsprozesse der Bevölkerung« (S. 61) in den Städten aufzuzeigen. Die obersächsischen Kommunen leisteten dabei »Vorfeldarbeit für die Entstehung der staatlichen Zuchthäuser« (S. 71). Im Anschluss berichtet *Rupert Tiefenthaler* über Gefängnisse und Arbeitshäuser in Liechtenstein. Der interessante Überblick zur Rechts- und Gefangenheitspraxis von 1699 bis ins 20. Jahrhundert zeigt die Spezifika des Fürstentums, das aufgrund fehlender Raumkapazitäten und geringer Bevölkerung nur wenige Gefängnisstrafen verhängte und diese teilweise im Ausland vollziehen ließ und lässt. *Lukas Gschwend* fragt in seinem Beitrag nach dem Zweck von Freiheitsstrafen im historischen Kontext am Beispiel des Gebietes der Alten Eidgenossenschaft. Er zeigt auf, dass der alleinige Entzug der Bewegungsfreiheit im Mittelalter und zu Beginn der Frühen Neuzeit nicht als gravierende Einschränkung empfunden wurde und erst durch schwere körperliche Entbehrung und Schmerz als Strafe wirksam wurde. Immer stärker rückte die Zwangsarbeite als ein Mittel zur Besserung in den Focus der Zuchthäuser. In der Schweiz werden ab dem 17. Jahrhundert vielfach öffentliche Arbeiten durch Zwangsarbeiter der Zuchthäuser erledigt. Da die Sträflinge zur Kennzeichnung eine Glocke am eisernen Halsband trugen, bildete sich dafür die Bezeichnung Schellenwerk heraus. *Falk Bretschneider* beweist in seinem Beitrag über den Raum der Einsperrung am Beispiel Sachsen, dass entgegen bisheriger Meinung die Raumkonzeption der Strafanstalten auch schon vor 1800 bestimmten Leitvorstellungen folgte. Zwar wurden oft vorhandene Anlagen genutzt, allerdings waren diese ehemaligen Klöster oder Schlösser durch ihre geschlossene Raumstruktur für die Nutzung als Zucht-, Arbeits- oder Armenhaus gut geeignet. Ihre Auswahl erfolgte nach Tauglichkeitsmerkmalen wie Verkehrsanbindung, Versorgungslage, Sicherheitsanforderungen. Erst nach Inkrafttreten des sächsischen Kriminalgesetzbuches 1838 kam es in Sachsen zum Aufbau moderner Zweckanstalten für den Strafvollzug. Auch an einem konkreten Beispiel, des Provinzialzwangsarbeitshaus Schwaz/Innsbruck, erläutert *Sabine Pitscheider* die Praxis von Einweisung, Aufenthalt und Entlassung der Korrektionäre. Die Einrichtung diente als Instrument zur Armutsbekämpfung und Umerziehung, als Ort der Sicherheitsverwahrung und Mittel zur Abschreckung. Die Referentin macht deutlich, dass eine solche Institution nur durch einen »ausgefielte(n) Belohnungs- und Strafkatalog« (S. 140) funktionieren

kann. *Tobias Wunschik* untersucht im anschließenden Beitrag den Arbeitseinsatz von Gefangenen in der DDR. Dabei widmet er sich vor allem der Frage, inwieweit wirtschaftliche Interessen, also die Inanspruchnahme der Arbeitskraft der Gefangenen, immer mehr pädagogische Konzepte zur Besserung der Täter in den Hintergrund drängten. Auch der letzte Beitrag der ersten Sektion von *Gerhard Sälter* widmet sich dem Strafvollzug in der DDR. Er untersucht im Speziellen die Strafvollzugseinrichtung Bautzen II, die »seit 1956 nahezu direkt vom Ministerium für Staatssicherheit (MfS) kontrolliert wurde« (S. 167).

Den zweiten inhaltlichen Schwerpunkt eröffnet *Stefan Sonderegger* mit einer Untersuchung zur Wirtschaftsführung des Heiliggeistspitals St. Gallen im 15. Jahrhundert. Die städtischen Spitäler des Mittelalters und der Frühen Neuzeit waren weltliche Grundherrschaften mit Gütern in und um der Stadt und nicht in erster Linie medizinische Versorgungszentren. Dabei wurde das Spital als wirtschaftlicher Betrieb geführt, konnte wie im Beispiel St. Gallen hohe Gewinne durch den Verkauf von Wein erzielen und trat als Geldverleiher für Bauern aber auch die Stadt auf. *Alfred Stefan Weiß* fragt nach der Rolle als »kasernierter Raum« für die österreichischen Hospitäler in der Frühen Neuzeit. Obwohl in den Statuten und Hausordnungen die Einschränkung der Bewegungsfreiheit und die rigiden Kontrollen festgeschrieben waren, gelang es den Insassen immer wieder, die Abgeschlossenheit zu durchbrechen und Außenkontakte aufrechtzuerhalten. Normen wurden konsequent ausgereizt. Die kurfürstlichen Visitatoren können dabei zur Aufdeckung der Lage der Insassen und der oftmaligen Misswirtschaft in den Einrichtungen dienen. Am Beispiel des Herzogtums Steiermark untersucht auch *Carlos Watzka* das Problem der sozialen Kontrolle. Dabei stellt er durch die Größe der Einrichtung bedingte Unterschiede fest. Kleinere Einrichtungen verfügten meist über keine Regularien und auch die Umsetzung vorhandener Ordnungen war in der Praxis nicht immer gegeben. Eine konzeptuelle Trennung von Personal und Insassen erfolgte in den frühneuzeitlichen Hospitälern oft nicht. Sie wurden von außen als gemeinsame Gruppe empfunden. Die bisherige in der Literatur vertretene These des Hospitals der Frühen Neuzeit vor allem als Disziplinaranstalt wird durch die Untersuchungen von Weiß und Watzka nicht bestätigt. Gleicher vermittelt *Sebastian Schmidt* für die Hospitäler am Mittelrhein und der Mosel. Er beschreibt die Multifunktionalität und Unterschiedlichkeit der verschiedenen Anstalten. Erst neuere Hospitäler traten als spezialisierte Einrichtungen für Waisen, Geisteskranke usw. auf. *Martin Scheutz* untersucht in seinem Beitrag ein nichtbürgerliches Versorgungshaus im Wien des 19. Jahrhunderts. Alserbach entstand als Zentralanstalt bei der Umstellung der Kranken- und Armenversorgung in Wien Ende des 18./ Anfang des 19. Jahrhunderts. Die Versorgungshäuser boten den in Wien Heimatberechtigten Anspruch auf eine medizinische Unterstützung, eine Versorgung mit Nahrungsmitteln sowie eine garantierter Bestattung, unter Umständen als »Gratsleiche«.

Die dritte und letzte Sektion zu den Klöstern umfasst drei Beiträge. *Heinz Dopsch* untersucht die Entwicklung der Klöster zwischen benediktinischer Ortgebundenheit und

apostolischer Mission. Dabei bietet er einen kurzen Abriss über die Herausbildung und Entwicklung der Klöster und verschiedener Ordensgemeinschaften. *Christine Schneider* zeigt am Beispiel der österreichischen Ursulinenklöster im 18. Jahrhundert, dass auch hier die Abschließung nach außen (Klausur) und die Ordnung im Inneren in der Theorie zwar verlangt wurde, in der Praxis die »totale Institution« Nonnenkloster aber nicht absolut war. Auch der letzte Beitrag von *Ute Ströbele* widmet sich Frauenklöstern in Österreich unter dem Einfluss josephinischer Klosterpolitik. Die von ihr untersuchten Terziarinnenklöster, einer Drittordensgemeinschaft des Franziskanerordens, waren weniger abgeschlossene Konvente. Ihr auf Außenkontakte basierendes karitatives und wirtschaftliches Engagement war Teil ihres klösterlichen Lebens. Es bildete eine der wenigen Alternativen für Frauen zum gängigen Rollenmodell als Ehefrau und Mutter. Die Säkularisierung durch das Dekret Kaiser Josephs II. über die Klosteraufhebungen 1782 bedeutete für die betroffenen Terziarinnen den völligen Bruch ihrer bisherigen Existenz.

Die vergleichende Sicht auf die drei Organisationstypen Gefängnis, Hospital und Kloster als Orte der Verwahrung brachte manche Gemeinsamkeiten, aber auch viele Unterschiede zu Tage. Teilweise wurden für die Untersuchungen umfangreiche archivalische Quellen erstmalig ausgewertet. Alle Beiträge enthalten in ihren Anmerkungen eine Fülle weiterführende Literatur, die die Vielfalt der in letzten Jahren erschienenen Publikationen widerspiegelt und zur tieferen Beschäftigung mit dem Thema anregt. Die Platzierung am Ende der Beiträge zwingt allerdings zum ständigen Blättern, Fußnoten auf der jeweiligen Seite wären leserfreundlicher.

*Carla Calov (Leipzig)*

---

*Helmut Bräuer*

Stadtchronistik und städtische Gesellschaft.

Über die Widerspiegelung sozialer Strukturen in der obersächsisch-lausitzischen Stadtchronistik der frühen Neuzeit

Leipziger Universitätsverlag: Leipzig 2009, 319 S.,  
Ladenpreis 29,00 Euro, ISBN 978-3-86583-406-5

Helmut Bräuer, einer der produktivsten Historiker auf den Gebieten der Armut-, Handwerks- und Stadtgeschichte, kehrt mit diesem Werk an die Wurzeln seiner Forschungen zurück. Seit seiner Dissertation »Zur bürgerlichen Chronistik der Stadt Zwickau im 16. Jahrhundert« Ende der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts begleitet Bräuer die Stadtchronistik als Forschungsgegenstand. Er versteht dabei die reellen Texte der Chroniken als Angebote an die Forscher zum Weiterdenken. Für seine neue Arbeit wertete er mehr als 160 teils mehrbändige chronistisch-annalistische Werke aus, davon etwa die Hälfte unveröffentlichte, handschriftliche Originale. Dabei bietet der obersächsische Raum mit seiner auch im europäischen Vergleich herausragenden Städtekonzentration eine ungewöhnlich dichte Überlieferung dieser Quellengruppe für den Zeitraum zwischen Mittelalter und beginnender Industrialisierung.

In kurzen Vorbemerkungen und einer informativen Einleitung analysiert Bräuer die verschiedenen Formen der Chroniken und Annalen der für die Stadtgeschichtsforschung höchst bemerkenswerten und meist vernachlässigten Quellen. Er fragt nach der Motivation der Schreiber dieser Texte, die nicht direkt kommunalen, landesobrigkeitlichen, kirchlichen oder kooperativen Verwaltungshandeln entstammen. Schwerpunkte der Überlieferung bilden in Sachsen Zwickau, Görlitz und Bautzen, aber Bräuer gelingt es, Beispiele aus dem gesamten Gebiet und für die verschiedensten Stättentypen in seine Untersuchung einzubeziehen.

Die Untersuchung gliedert sich in drei Teile. Teil I stellt die Stadt und ihre Bewohner als zentrale Objekte der Chroniken in den Mittelpunkt. Dabei ist es allgemeines Anliegen der Schreiber, die Geschichte ihrer jeweiligen Stadt mit all ihrem Ruhm und ihrer Schönheit für die Nachwelt zu erhalten. Die Bedeutung des Alters einer Stadt für ihr Ansehen veranlasst die Chronisten, auch die Zeiten vor ihrem eigenen Erleben intensiv zu beschreiben. In diesem Zusammenhang werden viele Urkunden und andere Quellen- texte komplett oder in Auszügen aufgenommen, die – vor allem bei in der Zwischenzeit erfolgtem Verlust der Originale – eine einzigartige Überlieferung auch für die heutige Forschung bieten. Dabei bildet das 17./18. Jahrhundert eine Blüte der Stadtbeschreibung. Die Chroniken übermitteln uns ein anschauliches Bild des Lebens in der Stadt mit ihrer Bebauung und Anlage sowie den Einrichtungen für ihre Bewohner. Bräuer untersucht auch die Bewertung der Bürger und Einwohner durch die Chronisten, die natürlich sub-

jektiv je nach der eigenen Herkunft der Schreiber geprägt war. In zwei Exkursen widmet sich Bräuer den korporativ inspirierten Aufzeichnungen mit schönen Beispielen aus den Zünften sowie den in den Chroniken enthaltenen Selbstporträts und Familienbildern.

Teil II beschreibt die Werte der Bürgerschaft – Ordnung, Arbeit, Ehre, Glaube und Kirche sowie Friedenshoffnungen. Unter diesen Schlagworten untersucht Bräuer einerseits, wie sich diese Werte in den Chroniken widerspiegeln, und andererseits, wie die Chroniken bzw. ihre Verfasser auf die Werte in der Bevölkerung Einfluss nehmen. Auch hier findet man in den Chroniken wieder eine Vielzahl von Ordnungen, Bekanntmachungen usw. im Wortlaut verzeichnet. Der Wandel der Werte im Laufe der Zeit und verstärkt durch die Zäsur der lutherischen Reformation wird aufgezeigt. Viele umfangreiche Zitate aus den Quellen illustrieren den Text und geben immer auch Anregung für weitergehende Beschäftigung mit dem Thema. Höchst interessant hierbei auch die Untersuchungen zu Krieg und Frieden als zentralen Problemen des Lebens in den frühneuzeitlichen Städten.

Teil III macht mit einer Auswahl der Chronisten und ihrer Werke bekannt. Die über 50, mit biographischen Angaben und ihren Hauptwerken vorgestellten Chronisten bieten für jeden Historiker oder anderen sich mit der frühen Neuzeit Beschäftigenden eine unschätzbare Hilfe zum Einstieg in die chronikalischen Quellen. Anhand der wenigen bisher zu den einzelnen Chronisten vorliegenden Literatur, die Bräuer jeweils angibt, lässt sich ermessen, wie viel grundlegende Forschung von ihm hier geleistet werden musste. Eine statistische Auswertung nach Profession und sozialer Stellung der Chronisten rundet diesen Teil ab.

In den Schlussbemerkungen fasst Bräuer die Ergebnisse seiner Arbeit noch einmal zusammen. Chroniken erlauben einen Blick auf die städtische Gesellschaft der Zeit, sind aber geistiges Produkt des städtebürgerlichen Seins und städtebürgerlicher Weltsicht. Unterschichten kommen nur bedingt oder gar nicht als historisches Subjekt darin vor.

Ein Verzeichnis aller benutzten Chroniken und der anderen archivalischen Quellen sowie ein umfangreiches Verzeichnis der Sekundärliteratur bieten neben den aussagekräftigen Fußnoten im Text Ausgangspunkte für fortführende Forschungen. Sach-, Personen- und Ortsregister schließen den rundum empfehlenswerten Band ab.

*Carla Calov (Leipzig)*

---

*Michael Maul*  
**Barockoper in Leipzig (1693–1720)**

(Rombach Wissenschaften. Reihe Voces, Band 12), Rombach Verlag: Freiburg/Br., Berlin, Wien 2009, 2 Bände, 1184 S., Ladenpreis 128 Euro, ISBN 978-3-7930-9584-2

Der Bedeutung Leipzigs als eines der wichtigsten Zentren der europäischen Musikgeschichte entsprechend existiert ein umfangreiches, nur schwer zu überschauendes Schrifttum, das Epochen, Personen und Institutionen der musikalischen Vergangenheit der Stadt behandelt. Erwähnt sei allein die monumentale dreibändige »Musikgeschichte Leipzigs« (1909–1941), deren Darstellung allerdings nicht über das Ende des 18. Jahrhunderts hinausgeht. Dennoch gibt es genügend Themen aus dem Bereich der Frühen Neuzeit, deren Bearbeitungsstand dem kritischen Betrachter als unbefriedigend erscheinen will. Dazu zählt die Frühgeschichte der am Brühl gelegenen Oper, die immerhin 27 Jahre (1693–1720) in Betrieb gewesen ist, wenn auch nur während der drei jährlichen Messen. Nach der Oper am Gänsemarkt in Hamburg ist sie damit die älteste bürgerliche Einrichtung ihrer Art in Deutschland gewesen. Wohl ist die Leipziger Oper nie gänzlich in Vergessenheit geraten, aber sie wurde doch stets als eine eher marginale Erscheinung der Musikgeschichte betrachtet. Arnold Schering widmet ihr im zweiten Band der eben erwähnten Musikgeschichte zwar 34 Seiten (von insgesamt 471), resümiert dann aber, dass sie »erfüllt von Idealismus« war und ihr »mancher kecker künstlerischer Wurf« gelang, am Ende jedoch verging sie »wie ein schöner Rausch«. Wenige Jahre darauf habe dagegen Bachs Lebenswerk »wie ein Fanal« zu leuchten begonnen.

Das hier anzugebende Buch, das aus einer an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau vorgelegten Dissertation hervorgegangen ist, stellt nun unser Wissen über die frühe Leipziger Oper auf völlig neue Grundlagen; der qualitative Unterschied zu früher könnte größer kaum sein. Begründet liegt das vor allem in der staunenswerten in die Breite und Tiefe gehenden Erschließung und Erfassung der Quellen, sowohl der bereits bekannten als auch der zahlreichen bisher unbekannten, in den zurückliegenden Jahren von Maul ans Licht geholten Stücke. Das bildet überhaupt die deutlichste Stärke des Verfassers – die äußerst akribische Arbeit mit dem Quellenmaterial, das nicht nur referiert wird, sondern in oft seitenweisen, dem Lesefluss allerdings mitunter abträglichen Auszügen wortwörtliche Wiedergabe findet. Von zentraler Bedeutung für die Operngeschichte sind natürlich die Libretti und die Partituren der aufgeführten Werke. Waren vor Mauls Forschungen immerhin 65 Prozent der Libretti von Leipziger Opern bekannt, so fehlte es an den Musikalien gänzlich (»nahezu Totalverlust«). Durch Mauls Recherchen hat sich dieses Urteil nicht in sein Gegenteil verwandelt, aber doch wesentlich an Schärfe verloren. Wie es ihm gelungen ist, z. B. im Schlossmuseum Sondershausen eine große Zahl von Leipziger Arien zu ermitteln, kann der Leser auf fast 40 Seiten in aller Breite

erfahren. Die sicher wertvollste Entdeckung bildet die, wenn auch noch unvollständige, Klärung, welche Opern Telemann für Leipzig komponierte. Nach dessen eigener Mitteilung seien das um die 20 im Einzelnen nicht genannte Werke gewesen. Bekannt davon waren bisher ganze sechs Arien aus vier Opern. Jetzt gelten 16 Opern dem Titel nach als gesichert, und wir kennen eine weitaus größere Zahl von Arien. Allein schon diese dichte Präsenz von Telemann-Opern auf der Leipziger Bühne räumt ihr einen eigenen Platz in der Operngeschichte ein.

Das im Quellenabschnitt (ca. 150 Seiten) vorgestellte Material bietet zu einem guten Teil die Basis für die Erörterung der Leipziger Opernkompositionen. Vorangestellt ist eine Darstellung der sozusagen äußereren Geschichte der Oper. Das ist im Wesentlichen die Geschichte des Operngründers, des Dresdner Vizekapellmeisters Nikolaus Adam Strungk samt seiner Familie (insbesondere der Töchter) und seines Kompagnons Girolamo Sartorio sowie dessen Sohn. Es ist eine wenig erquickliche Erzählung, denn ständiger Streit und Zank zwischen den Parteien und innerhalb der Parteien scheint fast alltäglich gewesen zu sein. Auf 130 Seiten werden uns, immer auf der Grundlage sorgfältiger Aktenstudien, diese Auseinandersetzungen, die bis zur Anwendung von Gewalt reichen, geschildert. Der Rezensent weiß nicht, ob es notwendig war, dieses Material dem Leser minutiös und in allen Details zu unterbreiten. Eine sich auf die wesentlichen Gegensätze und Streitpunkte konzentrierende Zusammenfassung hätte dem Thema wahrscheinlich Genüge getan. Angesichts jener mit vielfältigen finanziellen Nöten verbundenen Spannungen erscheint es fast als ein Wunder, dass das Unternehmen überhaupt so lange bestehen konnte. Selbst nach der Schließung der Oper (1720) herrschte sowohl im Rat der Stadt als auch am kurfürstlichen Hof in Dresden ein erhebliches Interesse an einer Wiedereröffnung des Hauses, vor allem mit Blick auf die Messen. Maul bringt die Berufung Telemanns in das Thomaskantorat (1722) mit jenen Bestrebungen in Verbindung (S. 315 ff.). Von dem Opernspezilisten Telemann, der im Übrigen mit den Leipziger Verhältnissen gut vertraut war, erhoffte man sich einen Neuanfang. Maul folgt damit, ohne das näher zu thematisieren, der hochinteressanten, aber auch anfechtbaren Theorie Ulrich Siegeles von einer Spaltung des Stadtrates in eine Kapellmeister- und eine Kantorenpartei (Beiträge im Bach-Jahrbuch 1983, 1984 und 1986). Bekanntlich hat Telemann letztendlich den Ruf abgelehnt und damit Bach den Weg nach Leipzig freigemacht.

Der mit weitem Abstand größte Abschnitt (fast 500 Seiten) beschäftigt sich mit den Komponisten und ihren Werken. Konkret geht es um Johann Kuhnau, Johann David Heinichen, Melchior Hoffmann und um den berühmtesten von allen, um Georg Philipp Telemann. Breite Aufmerksamkeit finden daneben die Verfasser der Libretti, die zumeist in Leipzig zu finden sind. Die Ergebnisse dieser mit großem Aufwand betriebenen Recherchen können in einer Rezension nicht im Einzelnen aufgewiesen werden. Oft sind sie auch von hauptsächlich musikwissenschaftlicher Bedeutung. Vorliegendes Jahrbuch ist mehr an den Ergebnissen interessiert, die unsere Kenntnisse zur Stadtgeschichte erweitern.

tern. Aber auch in dieser Hinsicht lässt sich Mauls Buch Vielfältiges entnehmen. Dass z. B. der Opernbetrieb mit der Universität im Hintergrund stand und fiel, ist keine neue Information, aber hier erhalten wir wahrscheinlich alle diesbezüglichen Mitteilungen, die die gegenwärtig bekannten Quellen hergeben. Ich nenne nur die ausführlichen Biogramme aller Sänger, die dokumentieren, dass fast alle (die Frauen natürlich ausgenommen) einen universitären Hintergrund hatten. Leider ist dieser nicht unwichtige Aspekt in dem sonst sehr verdienstvollen Sammelband zur 600-jährigen Musikgeschichte der Universität Leipzig<sup>1</sup> nicht berücksichtigt worden. Ebenso kamen die Autoren vieler der Libretti von der Universität, allen voran der literarisch vielfältig tätige Georg Christian Lehms (u. a. Verfasser eines der ersten Lexika über gelehrte Frauen), dem der Verfasser breiteste Aufmerksamkeit schenkt. Mit Interesse nahm der Rezensent auch zur Kenntnis, dass unter den Librettischreibern nicht wenige Frauen zu finden sind. Das bestätigt eine schon länger gehegte Annahme, die Zahl der literarisch tätigen Frauen sei im 18. Jahrhundert in und um Leipzig weitaus größer gewesen, als das in der traditionellen Beschränkung des Blickes auf Frau Gottsched und die Zieglerin angenommen worden ist. Der zweite Band (Katalogband) hat zum Kernstück ein Verzeichnis sämtlicher in Leipzig aufgeführten Opern mit Angaben zu den Aufführungen, zur Überlieferung, zur Literatur usw. Die Biogramme der nachgewiesenen Sänger und Sängerinnen wurden bereits erwähnt. Ein weiterer Anhang bietet ausgewählte Dokumente zur Geschichte der Oper. Hier hätten die zahlreichen im Text verstreuten weiteren Dokumente gut Aufnahme finden können.

Trotz des ungewöhnlich großen Umfanges der Arbeit gibt es doch dieses oder jenes Desiderat. Eine Oper als »Gesamtkunstwerk« lebt auch vom Bühnenbild, überhaupt von der Ausstattung, von der ganzen zum Einsatz gelangenden Maschinerie. Manchem Opernbesucher mag dies sogar den größten Eindruck vermittelt haben. Darüber wird jedoch nur wenig berichtet. Vielleicht oder sogar wahrscheinlich fehlt es an entsprechenden Nachrichten, aber es hätte doch als eigenes Thema berührt werden können. Auch über die Rezeption der Opernaufführungen erfährt man wenig, auch wenn das Werk mit Hinweisen auf einen die Leipziger Oper (recht positiv) erwähnenden Reisebericht der Brüder Uffenbach sowohl eröffnet als auch beendet wird. Sehr wünschenswert wäre eine Aufstellung der benutzten Archive, Handschriftensammlungen usw. gewesen (mit Angabe der verwendeten Materialien).

Eine abschließende kritische Bemerkung soll Wert und Bedeutung der vorliegenden großartigen Arbeit keineswegs schmälern, soll aber doch ausgesprochen werden. Das betrifft den Umfang des Werkes. Es handelt sich der Textgattung nach um eine Dissertation. Die aber umfasst fast 1200 Seiten und sprengt damit die gehörigen Dimensionen einer akademischen Qualifizierungsschrift bei weitem. Wenn Promovenden, wie vom Rezen-

<sup>1</sup> Eszter Fontana (Hg.), 600 Jahre Musik an der Universität Leipzig. Studien anlässlich des Jubiläums, Leipzig 2010.

senten erlebt, heute befürchten, ihre Arbeit würde abgelehnt, nur weil sie lediglich aus 300 Seiten besteht, ist das nicht zuletzt ein Ergebnis solcher die gebotenen Maßstäbe verkennenden »Vorgaben«. Geschichtsschreibung, das als weitere Anmerkung, ist auch eine Kunst, und dazu gehört, bei aller selbstverständlichen Akribie im Nachweis der herangezogenen Quellen und der vollzogenen Gedankenschritte, eine gewisse Leichtigkeit der Darstellung, die dem Leser den schweren Gang durch alle Wendungen der Analyse von Quellen und Literatur erspart (oder in den Anmerkungsteil verschiebt). Es kann jedoch trotz dieser Kritik keine Frage sein, dass Mauls Untersuchung die gewichtigste und gehaltvollste neuere Arbeit zur Leipziger Musikgeschichte zurzeit vor dem Auftreten Bachs bildet. Scherings Bonmot von den lediglich »kecken Einfällen«, die man am Leipziger Opernhaus verfolgte, dürfte jetzt mit Fug und Recht als Unterschätzung der künstlerischen Bedeutung dieser Einrichtung zu bezeichnen sein.

*Detlef Döring (Leipzig)*

*Helge Buttkereit*  
**Zensur und Öffentlichkeit in Leipzig 1806 bis 1813**

(Kommunikationsgeschichte 28), Lit Verlag: Berlin 2009, 242 S.,  
Ladenpreis 24,90 Euro, ISBN 978-3-643-10168-6

Trotz der schlechthin zentralen Bedeutung, die Leipzig als Mittelpunkt des Buchdrucks, des Buchhandels und der Herausgabe der periodischen Presse innerhalb der Frühen Neuzeit und darüber hinaus besessen hat, kann die vorliegende Forschungsliteratur zu diesen Themen nur als unbefriedigend gekennzeichnet werden. Das ist an dieser Stelle nicht im Einzelnen abzuhandeln. Nachhaltige Hilfe ist kaum in Sicht. Die dringend erwarteten Leipzig-Bände der »Bio-bibliographischen Handbücher zur Geschichte der deutschsprachigen periodischen Presse von den Anfängen bis 1815«, deren Erscheinen im vorliegenden Buch als »kurz bevor [stehend]« angekündigt wird, werden in Wirklichkeit wohl so bald nicht das Licht der Welt erblicken.

Angesichts dieser Situation darf jede Einzelstudie zu dem angesprochenen Themenbereich mit besonderer Aufmerksamkeit rechnen, so auch die hier anzuseigende, aus einer Magisterarbeit (Historisches Seminar der Universität Leipzig) hervorgegangene Studie zur

Zensur in Leipzig während der Napoleonzeit. Sie bildet zugleich einen Beitrag zu dem langsam aber unaufhaltsam ins Blickfeld geratenden 200. Jahrestag der Leipziger Völkerschlacht (2013). Zur Leipziger Presse im Revolutionszeitalter liegt zwar seit einigen Jahren eine Darstellung<sup>1</sup> vor, deren Wert jedoch eher in der (auch nicht immer verlässlichen) Vermittlung von Faktenwissen liegt, weniger aber in der Verarbeitung des Stoffes. Buttkereit widmet sich allerdings nicht der gesamten Thematik, was eine Magisterarbeit auch völlig überfordern würde, sondern dem speziellen Aspekt des Zensurwesens, der im Blick auf die behandelte Epoche allerdings von besonderem Interesse ist. Selbstverständlich ist die Zensur keine Erfindung der napoleonischen Epoche, sondern reicht in ihren Anfängen in Sachsen bis in das 16. Jahrhundert zurück.<sup>2</sup> Ihren weiteren Ausbau fand sie gegen Ende des folgenden Jahrhunderts. Eine von Agatha Kobuch 1988 publizierte, ganz auf den Quellen des Sächsischen Hauptstaatsarchives gegründete Untersuchung »Zensur und Aufklärung in Kursachsen« vermittelt einen brauchbaren Überblick über die Strukturen und das Funktionieren des damaligen Zensurwesens, woran Buttkereit anknüpfen kann. Allerdings bringt die napoleonische Fremdherrschaft Neuerungen, insbesondere die Befreiung eines so genannten politischen Zensors im Jahre 1811. Dessen Wirken bildet einen der Schwerpunkte der Studie, wo bei sich der Autor auf umfassendes, bisher kaum benutztes Quellenmaterial stützen kann, insbesondere ist hier das Tagebuch des politischen Zensors Johann August Brückner zu nennen. Dessen Fülle an Mitteilungen ist so groß, dass Buttkereit sie nur ansatzweise auswerten kann.

Ursache für die Schaffung des neuen Amtes bildete die arbeitsmäßige Überlastung der Universitätsprofessoren, die nach der herkömmlichen, aus dem 17. Jahrhundert stammenden Regelung mit der Vorzensur von Publikationen, die in ihr jeweiliges Fach fallen, betraut waren. Damit jedenfalls begründeten die Professoren ihr Übersehen von missliebigen Textpassagen, die von den Franzosen moniert wurden. Ein wesentlicher Grund für eine laxe Handhabung der Überprüfung der Presse dürfte in dem Bestreben gelegen haben, den Buchhandel als einen der wichtigsten Wirtschaftszweige Leipzigs nicht durch eine rigide Zensur zu beeinträchtigen. Das bildet eine Grundkonstante in der gesamten Entwicklung des Leipziger Zensurwesens. Buttkereit schildert ausführlich und informiert über die verschiedenen politischen Themen, die innerhalb der Leipziger Presse Berücksichtigung fanden, z. B. das Ende des Alten Reiches, der Krieg von 1806, der Rheinbund, Kaiser Napoleon, oder auch die um 1800 immer gewichtiger werdende nationale Frage. Der Rezensent vermisst etwas die Einbettung dieser Berichte in größere Zusammenhänge, die zuerst in der Beurteilung der Französischen Revolution und ihrer Folgewirkungen

1 Peter Ufer, *Leipziger Presse 1789 bis 1815. Eine Studie zu Entwicklungstendenzen und Kommunikationsbedingungen des Zeitungs- und Zeitschriftenwesens zwischen Französischer Revolution und den Befreiungskriegen* (Kommunikationsgeschichte, Band 9), Münster, Hamburg, London 2000.

2 Vgl. Hans-Peter Hasse, *Zensur theologischer Bücher in Kursachsen im konfessionellen Zeitalter* (Arbeiten zur Kirchen- und Theoriegeschichte 5), Leipzig 2000.

zu sehen sind. Gerade zu Leipzig als Mittelpunkt der Publizistik liegt hier ein umfangreiches Material vor. Freilich überschreitet das auch wieder die Anforderungen, die an einer Magisterarbeit gestellt werden können. Breite Aufmerksamkeit findet dann das Wirken der Zensur (einschließlich der Selbstzensur) Aus der Zahl der vom Autor referierten konkreten Fälle bietet das sicher interessanteste Beispiel Johann Gottfried Seume, dessen Spätwerke der Verstümmelung durch die Zensur zum Opfer fielen. Seine Autobiographie (*Mein Leben*) wird, wie man erstaunt erfährt, sogar erst 2010 (Seumes 200. Todesjahr) erstmals in der unbereinigten Fassung publiziert werden.

Gerne hätte man eine Fortsetzung der Studie bis zum Jahre 1815 gelesen. Diese Zeit war bekanntlich nicht zuletzt erfüllt von der Diskussion um das künftige Schicksal Sachsens, das ganz als besieгtes Land behandelt wurde. Die den Verbündeten gegenüber freundlich gestimmte Haltung wandelte sich unter diesen Umständen alsbald, und es wird sogar von Stimmen berichtet, die sich zugunsten Napoleons äußerten. Insgesamt handelt es sich bei der vorliegenden Studie um eine unbedingt zu begrüßende Publikation, die zu der oben eingemahnten intensiveren Beschäftigung mit der Leipziger Pressegeschichte einen wichtigen Beitrag liefert.

*Detlef Döring (Leipzig)*

**Two Boston Brahmins in Goethe's Germany.  
The Travel Journals of Anna and George Ticknor**  
*Edited by Thomas Adam and Gisela Mettele*

Lexington Books: Lanham, Boulder, New York, Toronto, Oxford 2009,  
274 S., Ladenpreis 61,99 Euro, ISBN 978-0-7391-2912-8

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kamen bei entsprechend begüterten Amerikanern Bildungs- bzw. Vergnügungsreisen nach Europa im wachsenden Maße in Mode. Dabei gehörte Deutschland, aus dem die Vorfahren vieler USA-Bürger stammten, zu den am häufigsten besuchten Ländern. Mark Twains »Bummel durch Europa« (1880) ist heute sicher das bekannteste Dokument dieser Freude am Reisen. In Europa bzw. Deutschland weilende Amerikaner hat es aber schon Jahrzehnte zuvor gegeben. Zu den Beweggründen, die Alte Welt aufzusuchen, zählte auch der Wunsch, die dortigen als überlegenen geltenden Bildungsanstalten zu besuchen. Besaßen die deutschen Universitäten zu

Beginn des 19. Jahrhunderts zwar noch nicht den großen Ruf, der sie gegen Ende des Säkulum umgab, so hatten doch einige Hochschulen, allen voran Göttingen, einen hinreichend guten Namen, um Studenten aus der Ferne anzuziehen. Zu ihnen gehörte der Bostoner Oberschicht (Boston Brahmins) angehörende Amerikaner George Ticknor (1791–1871), der 1815 bis 1817 die Georgia-Augusta besuchte. Von Göttingen aus bereiste er andere Teile Deutschlands, und 1835/36 kam er zusammen mit seiner Frau nochmals in das Land seiner Studien zurück. Über diese Reisen haben er und seine Frau Anna (1800–1885) Tagebücher geführt, insgesamt 1100 Seiten (572 Seiten entfallen auf die Reise George Ticknors von 1815 bis 1817). Auszüge daraus sind bereits 1876 veröffentlicht worden. Die Publikation gilt jedoch als unzuverlässig und überhaupt wenig brauchbar. Der gesamte Text ist jetzt auf Mikrofilm zugänglich, aber in der Praxis doch nur schwer nutzbar. Die vorliegende Edition will die Lektüre der Tagebücher erleichtern und bietet nach Mitteilung der Herausgeber vor allem Textteile, die in der Ausgabe von 1876 nicht zu finden sind. Völlig neu ist die Einbeziehung des Tagebuchs von Anna Ticknor. Was die Prinzipien der Textdarbietung angeht, so folgen die Herausgeber leider dem durchweg verwerflichen, aber auch in Deutschland beliebten Weg, durch modernisierende Eingriffe die Tagebücher »more readable« zu machen. Das geht bis zu der Festlegung, später gestrichene bzw. geänderte Stellen nicht kenntlich zu machen. Der Leser wird einfach auf den Mikrofilm verwiesen. Der Titel des Buches ist wohl für das amerikanische Publikum gedacht. Hierzulande würde man (hoffentlich) davor zurückschrecken, das Deutschland der Zeit des Vormärz als »Goethe's Germany« zu bezeichnen.

Die hier anzuseigende Auswahlangabe bringt in der Hauptsache Tagebuchpassagen über die Reisen durch Sachsen. In welchem Umfange die anderen bereisten deutschen Territorien in den Tagebüchern Berücksichtigung fanden, wird nicht im Einzelnen mitgeteilt. Wahrscheinlich dürfte mindestens die Göttinger Zeit breiteren Raum beansprucht haben. Sachsen wiederum scheint in den Aufzeichnungen weitgehend mit Dresden identisch zu sein, wo sich das Ehepaar Ticknor allein 1836 mehrere Monate aufhielt. Der mit Abstand umfangreichste Teil des Bandes betrifft also die sächsische Landeshauptstadt und kann daher nicht in einer Rezension in einem Leipziger Jahrbuch referiert werden. Die Proportionen der Originalaufzeichnungen dürften etwas anders gelagert sein, da die von den Herausgebern (nach eigener Angabe) nicht edierten Passagen mehrmals gerade die Aufenthalte in Leipzig behandeln. Einen ausführlichen Bericht haben wir lediglich über einen Besuch der Stadt im Oktober 1816. Es ist die Zeit der Herbstmesse, und dem Reisenden, also Ticknor, fällt vor allem die ungeheuer große Zahl von Kaufleuten aus allen Gegenden der Welt ins Auge: »Leipzig is the Cairo of Europe« (S. 47). Ticknor besucht einige Gelehrte, so den großen Philologen Gottfried Hermann, und interessiert sich dann sehr für die Stätten der erst drei Jahre zuvor stattgefunden Völkerschlacht. In der Nähe von Stötteritz gibt eine »poor woman« bereitwillig Auskunft über ihre Schlachterlebnisse. Besonders bemerkenswert ist die auch in anderen Quellen nachzulesende Be-

obachtung Ticknors, in Sachsen habe man keine größere Freude über den Sieg der Verbündeten empfunden, da dessen Folge der Ruin des eigenen Landes gewesen sei. Manche würden das Ende der Franzosenzeit geradezu bedauern. Bei seinem Leipziger Aufenthalt 1836 beobachtet Ticknor u. a. den gerade begonnenen Bau der Eisenbahnlinie Leipzig – Dresden und besucht den Schriftsteller und Philologen Johann Georg Keil. Im Gegensatz zu ihrem Mann scheint Frau Ticknor kein Gefallen an der Stadt gefunden zu haben. Einmal ist das Wetter (freilich im November!) so trübselig, dass sie nichts sieht, ein anderes Mal meint sie beim Erwachen, auf den Straßen sei eine Herde von Affen unterwegs. Es waren die Butter und Eier verkaufenden Marktfrauen. Im Übrigen zeigt sie sich über die Hässlichkeit der Leipziger entsetzt.

Gegen Ende des ersten Reiseberichtes ergeht sich Ticknor in ausführlicheren Reflexionen über Deutschland und Amerika im Vergleich (S. 62–86). Die fallen nicht unbedingt zuungunsten Deutschlands aus, wobei der Autor sicher zuerst an die sächsischen Verhältnisse denken dürfte. Vor allem in dem Ticknor besonders vertrauten Erziehungswesen erkennt er eine »ungeheure Überlegenheit« (prodigious advantage) Deutschlands an. Der Unterschied bestünde im Kern darin, dass in Deutschland »learning« gleich »profession« und »occupation« sei, in Amerika aber »accomplishment« und »show«. Die letzten zweihundert Jahre haben hier einen sichtlichen Wandel herbeigeführt. Im Blick auf seinen nördlichen Nachbarn kann ein sächsischer Leser das Tagebuch übrigens mir Genugtuung durchblättern. Nachdem man, um nur eine Passage anzuführen, von Berlin kommend die Grenze nach Sachsen überschritten hatte, befand man sich inmitten einer Bevölkerung, die mehr Vertrauen vermittelt und zufriedener und gemütlicher zu sein scheint.

Die Edition der Ticknor-Tagebücher bestätigt erneut, dass die Erschließung von Berichten ausländischer Reisender über ihre Aufenthalte in Sachsen und speziell in Leipzig Quellen von großem Wert der Forschung zugänglich macht. Die Arbeit steht hier noch eher in den Anfängen. Jeder Beitrag ist hochwillkommen, so auch die vorliegende Edition, trotz einiger technischer Mängel.

*Detlef Döring (Leipzig)*

**Die Humboldtschule im Wandel der Zeiten.  
Zur 100jährigen Geschichte eines Leipziger Gymnasiums. Teil 1: 1910 bis 1960**

*Hrg. vom Förderverein der Humboldtschule e.V., Redaktion: Heinz Lohse,  
Leipzig 2010, 130 S., 15,50 Euro, (erhältlich im Sekretariat der Humboldtschule)*

Leipzig kann auf eine außerordentlich reiche Schulgeschichte zurückblicken, die in ihrem vielhundertjährigen Verlauf jedoch recht unterschiedlich erforscht worden ist. Die große Schulgeschichte Leipzigs von Otto Kaemmel ist bereits 1909 erschienen und endet ihre Darstellung in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Außerdem konzentriert sie sich in der Hauptsache auf die beiden Gelehrtschulen (Thomasschule und Nikolaischule). Schon die frühe Leipziger Schulgeschichte lässt sich jedoch nicht auf dieses Thema beschränken. Noch weit unüberschaubarer wird es im 20. Jahrhundert mit einer geradezu unzähligen Neugründung von Schulen, die z. T. weit über Leipzig hinaus Aufmerksamkeit fanden (z. B. Gaudig-Schule). Die Bedeutung des Leipziger Lehrervereins ist kaum zu überschätzen. Zu seinen Gründungen gehören solch berühmte Einrichtungen wie die Comeniusbibliothek, das Institut für experimentelle Psychologie und Pädagogik oder das gegenwärtig in seiner Existenz gefährdete Naturkundemuseum. Schließlich ist die Bedeutung der Universität für die Entwicklung der Pädagogik zu berücksichtigen. Überall bedürfte es, trotz aller bereits vorliegenden Arbeiten, der näheren Forschung. Bei den zuletzt angeführten Institutionen kann immer gehofft werden, dass ein Historiker (in der Regel ein Doktorand) ihre Geschichte als sein Thema findet bzw. darauf hingewiesen wird. Bei den einzelnen Schulen, ob Grundschulen oder Gymnasien in ihren jeweils wechselnden Benennungen, ist das weniger zu erhoffen. Das liegt nicht nur an ihrer auf den ersten Blick wenig spektakulären Geschichte, sondern nicht zuletzt an der schwierigen Quellenüberlieferung: Was ist an Material überhaupt auf uns gekommen? Genügt das für eine brauchbare Rekonstruktion der Geschichte einer Schule? Das gleiche Problem besteht schon bei der Beschäftigung mit der Schulgeschichte früherer Jahrhunderte. Schulordnungen und -gesetze, Stundenpläne, Lehrbücher und Lehrerbiographien genügen nicht, um Schulalltag, um Schulwirklichkeit zur Darstellung bringen zu können. Es bedarf der verschrifteten Erinnerung von Lehrern und Schülern, um hier weiterkommen zu können. Tatsächlich gibt es ab dem 17. Jahrhundert (Aufzeichnungen des Rektors Jakob Thomasius) solche Quellenüberlieferungen. Woran es immer noch fehlt, das ist ihre systematische Erfassung. Trotzdem wird unser Wissen sich letztendlich mit einem beschränkten Material begnügen müssen.

Für das 20. Jahrhundert besteht noch die Möglichkeit, Erinnerungen von Zeitzeugen festzuhalten und damit einer späteren wirklichkeitsnahen Leipziger Schulgeschichte dieser schwierigen Zeit eine bessere Grundlage zu liefern. Für die 1910 in der Möbiusstraße gegründete 5. Realschule (seit 1927 Humboldtschule) ist mit der hier anzuzeigenden Publikation dieser Weg beschritten worden: Ehemalige Schüler haben in einem Sammel-

band ihre Erinnerungen zusammengetragen und in loser Folge aneinandergereiht. Es sind Schulabgänger der vierziger und fünfziger Jahre, und auf diese Jahrzehnte konzentriert sich auch das aufbereitete Material. Wie zumeist in solchen Fällen hat es des Engagements einer bestimmten Person bedurft, um ein solches Unternehmen überhaupt auf den Weg bringen zu können. Im vorliegenden Fall war das Professor Dr. Heinz Lohse (Abitur 1947, später auch einige Jahre als Mathematiklehrer an der Humboldtschule tätig), ohne dessen Initiative die Publikation sicher nicht entstanden wäre. Weiterhin zu erwähnen ist wenigstens die finanzielle Unterstützung durch verschiedene Leipziger Unternehmen und Einrichtungen.

Eröffnet wird das Heft durch chronologische Zusammenstellungen, durch Lehrer- und Schülerverzeichnisse und durch (schulgeschichtlich kaum relevante) biographische Abrisse zu einzelnen später bekannt gewordenen Schulabgängern (zumeist Akademiker). Das Kernstück bilden jedoch die ab S. 37 abgedruckten Erinnerungen ehemaliger Abiturienten. Ihre Abfolge orientiert sich, soweit möglich, an der Chronologie. Am Beginn stehen also Erinnerungen an die Kriegszeit und an die Jahre nach 1945. Einen Schwerpunkt bildet dann die in den fünfziger Jahren sich vollziehende Ideologisierung der Schule. Jeder, der seine Schulzeit in der DDR verbringen musste, wird diese Seiten nicht ohne eine aufsteigende gewisse Beklemmung durchblättern. Dabei entsteht im Rückblick ein durchaus differenziertes Bild. Neben den ganz auf Parteilinie orientierten Lehrern gab es immer auch solche, die den ideologischen Druck von ihren Schülern abzulenken wussten. Einen interessanten Wechsel der Perspektive bietet der 1955 erschienene und jetzt erneut abgedruckte Artikel eines westdeutschen Lehrers, der mit Schülern seiner Klasse die Humboldtschule besucht hatte. Das muss, wie der 1958 eingeschulte Rezensent zu seiner Überraschung feststellt, damals noch möglich gewesen sein. Neben allgemeinen Erinnerungen finden sich (stark anekdotisch durchsetzte) Reminiszenzen an einzelne Lehrer, an Schulveranstaltungen, aber auch an die Ereignisse von 1953. Bei einigen Aufsätzen ist allerdings das einzige erkennbare Band, das sie mit der Humboldtschule verbindet, die Tatsache, dass die Autoren diese Schule besucht haben.

Was sich letztendlich vor den Augen des Lesers entfaltet, das ist gewiss keine Geschichte »eines Leipziger Gymnasiums«, das bedürfte noch ganz anderer Anstrengungen, aber diesen Anspruch erhebt die Publikation auch gar nicht. Es sind bunte Bilder, ganz und gar subjektiv gefärbt, »zur Geschichte« einer Leipziger Schule. Gedacht sind sie sicher zuerst für den kleinen Kreis derjenigen, die jene Lehreinrichtung aus eigenem Erleben kennen, aber sie sind gleichzeitig doch noch mehr. Sie illustrieren bei aller gegebenen Beschränkung der Perspektive anschaulich zwanzig Jahre Schulgeschichte in Leipzig. Ein zweiter Teil soll die Zeit nach 1960 in den Blick nehmen. Es bleibt zu wünschen, dass diese Absicht ihre Realisierung finden wird.

*Detlef Döring (Leipzig)*

## Autorenverzeichnis

Manuel Bärwald, M. A.

Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Bach-Archiv Leipzig, Leipzig

Dr. Karlheinz Hengst

Professor für Onomastik i. R. der Universität Leipzig, Chemnitz

Dr. Ralf Kluttig-Altmann

Archäologe mit Spezialausrichtung Frühe Neuzeit, Leipzig

Marcel Korge, M. A.

Doktorand am Historischen Seminar der Universität, Leipzig

Dr. Katrin Löffler

Germanistin, Leipzig

Dr. Rüdiger Otto

Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Projekt Edition des Briefwechsels

von Johann Christoph Gottsched, Sächsische Akademie der Wissenschaften  
zu Leipzig, Leipzig

Frank Stewing

Wissenschaftlicher Mitarbeiter in den Sondersammlungen

an der Universitätsbibliothek Leipzig, Inkunabel-Projekt, Leipzig



## Sachsen seit der Friedlichen Revolution

Tradition, Wandel, Perspektiven

Herausgegeben von Konstantin Hermann

### SAXONIA

Schriften des Vereins für sächsische Landesgeschichte Bd. 12

ISBN 978-3-86729-059-3

fadengeheftete Broschur, 16 x 24 cm, 320 Seiten

70 Farb- und SW-Fotografien, 19,80 Euro, 1. Auflage 2010

Autoren: André Thieme, Ulf Morgenstern, Mike Schmeitzner, Mathias Tullner, Michael Richter, Hans Karl Friedrich von Mangoldt, Klaus Werner, Werner J. Patzelt, Eckhard Jesse, Jonas Flöter, Peter Gutjahr-Löser, Roger Mackeldey, Michael Schäfer, Lutz Schneider, Benedikt Dyrlich, Klaus Fitschen, Konstantin Hermann, Wolfgang Marcus, Nicole Völtz, Michael Beleites, Günther Heydemann, Matthias Rößler, Arnold Vaatz, Antje Hermenau, Erich Iltgen, Hans Geisler, Uwe Grüning

20 Jahre nach der deutschen Wiedervereinigung blicken namhafte Wissenschaftler und Zeitzeugen auf Grundlagen und Entwicklungen des heutigen Freistaates Sachsen, dessen Territorium wie kein zweites in Deutschland mit der Friedlichen Revolution von 1989/90 verbunden ist. Bildung, Politik, Soziales, Wirtschaft, Recht, Landesgeschichte und historische Aufarbeitung, Kunst und Wissenschaft in Sachsen sind ihre Themen.

#### Aus dem Inhalt:

- Sächsische Mythen und Mentalitäten. Landesbewusstsein und Identität in Sachsen
- Sächsische (Dis-)Kontinuitäten und die »Sachsenrenaissance« in DDR-Zeit
- Freistaat – Gau – Bezirke. Sachsen im Spannungsfeld von Demokratie und Diktatur
- Sachsen oder Mitteldeutschland? Zu den Identitäts- und Neugliederungsdebatten
- Die Entstehung des Freistaates Sachsen 1990 / Sachsens Staatsaufbau und Verfassung
- Parteien und Demokratie nach 1990 / Demokratisches Schutz in Sachsen
- Gebrochene Kontinuität: Bildungspolitik und Schulentwicklung im Freistaat Sachsen
- Wissenschaft und Wissenschaftspolitik in Sachsen seit 1990
- Alte Bindungen wieder neu? Sachsens Beziehungen in Europa
- Schocktherapie und Leuchtturmbau: Wirtschaft in Sachsen nach 1990
- Die demographische Entwicklung in Sachsen
- 20 Jahre Demokratie im Sorbenland – Im Spannungsfeld von Ideal und Wirklichkeit
- Säkulares Reformationsland? Kirche, Religion und Gesellschaft in Sachsen
- Die Rolle der Kirchen bei der Wiederbegründung des Freistaates
- Vom Wirken der DDR auf die sächsische Gesellschaft
- Stasi und kein Ende? Aufarbeitung der Vergangenheit und ihre Rolle in der Demokratie
- Die Revolution nach der Revolution: Transformationsprozesse seit 1989/90
- Das Jahr 1990 / Die Verhinderung der »Aktion Albrechtsburg«
- Für die Umwelt am Runden Tisch / Das Sächsische Forum
- Vom Runden Tisch nach Bonn / Im Verfassungsausschuss
- Kunst und Kultur in der Ersten Legislaturperiode des Sächsischen Landtags